



Peter Blume

Fiktion und Weltwissen

Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte
zur Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG



Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften

Herausgegeben von
Ulrich Ernst, Dietrich Weber und Rüdiger Zymner

Band 8

Fiktion und Weltwissen

Der Beitrag nichtfiktionaler Konzepte zur
Sinnkonstitution fiktionaler Erzählliteratur

Von
Peter Blume

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
ESV.info/978-3-503-18721-8



Dieses Werk ist lizenziert unter der
Creative-Commons-Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA).
Diese Lizenz erlaubt es, das Werk zu verbreiten, zu remixen, zu verbessern und
darauf aufzubauen, auch kommerziell, solange der Urheber des Originals ge-
nannt wird und die auf seinem Werk basierenden neuen Werke unter denselben
Bedingungen veröffentlicht werden.

Weitere Informationen finden Sie unter
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Gedrucktes Werk: ISBN 978-3-503-07910-0
eBook: ISBN 978-3-503-18721-8

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019
Erscheinungsjahr des gedruckten Werkes: 2004
www.ESV.info

Ergeben sich zwischen der Version dieses eBooks
und dem gedruckten Werk Abweichungen,
ist der Inhalt des gedruckten Werkes verbindlich.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----|
| 1. Vorbemerkungen | 7 |
| 2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion | 11 |
| 2.1 Panfiktionalismus | 12 |
| 2.2 Autonomismus..... | 16 |
| 2.3 Kompositionalismus | 23 |
| 2.3.1 Inkonsistenzen kompositionalistischer Theorien..... | 29 |
| 3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik | 35 |
| 3.1 Grundbegriffe kognitiver Semantik..... | 36 |
| 3.1.1 Kategorien und Konzepte | 38 |
| 3.1.2 Schemata, Frames, Scripts, Idealized Cognitive Models | 48 |
| 3.1.3 Lexika, Enzyklopädien, <i>belief systems</i> | 58 |
| 3.2 Fiktionalität aus kognitiver Sicht..... | 63 |
| 3.2.1 Der fiktionale Text..... | 63 |
| 3.2.2 Nichtfiktionale Elemente des fiktionalen Texts | 78 |
| 4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen | 92 |
| 4.1 Spezifische – unspezifische nichtfiktionale Konzepte: von Subordinate- zu Superordinate-level-Kategorien | 93 |
| 4.2 Explizit – implizit aktivierte nichtfiktionale Konzepte: von Namen zu Kennzeichnungen und indirekten Referenzen | 99 |
| 4.3 Hoher – niedriger Konventionalisierungsgrad nichtfiktionaler Konzepte: von leicht zu schwer identifizierbaren nichtfiktionalen Elementen | 106 |

| | |
|---|------------|
| 4.4 Global integrierte – lokal isolierte nichtfiktionale Konzepte: von textuell zusammengesetzten zu textuell unzusammengesetzten Konzepten | 118 |
| 4.5 Motivierte – unmotivierte nichtfiktionale Konzepte: von interpretatorisch relevanten Konzepten zu Trägern bloßer Realitätseffekte | 128 |
| 5. Typen fiktionaler Erzählliteratur – Versuch einer Grobklassifikation nach ihrem Fiktionsstatus..... | 138 |
| 6. Konsequenzen für die Textinterpretation – drei Fallbeispiele..... | 145 |
| 6.1 Zeitgeschichte und realistische Fiktion: Uwe Johnsons „Jahrestage“ | 145 |
| 6.2 Fakten im Kontrafaktischen: Christoph Ransmayrs „Morbus Kitahara“ | 171 |
| 6.3 Verankerung des Phantastischen: Lewis Carrolls Alice-Bücher..... | 195 |
| 7. Fazit und Ausblick..... | 219 |
| 8. Literaturverzeichnis | 225 |
| 8.1 Primärtexte..... | 225 |
| 8.2 Forschungsliteratur | 227 |

1. Vorbemerkungen

Mit der Ausgangsfrage, welchen Beitrag nichtfiktionale Elemente zur Sinnkonstitution fiktionaler Texte leisten, gerät die vorliegende Studie von Anfang an zwischen die Fronten verschiedener Ausrichtungen der Literaturwissenschaft. Für die einen, die Theoretiker in Sachen Literatur und Fiktionalität, befaßt sich die Untersuchung mit etwas, das schlicht nicht existiert. Den anderen, den Praktikern der philologischen Arbeit an und mit Texten, wird es wenig sinnvoll erscheinen, mit viel Theorieaufwand die Existenz von etwas zu belegen, mit dem sie sich offensichtlich täglich konfrontiert sehen. Daß es jedoch überhaupt eine solche Diskrepanz in der Einschätzung nichtfiktionaler Bestandteile fiktionaler Erzähltexte zwischen literaturwissenschaftlichen Theoretikern und Praktikern gibt, weist nur allzu deutlich darauf hin, daß es sich dabei um ein ungeklärtes und für die Literaturwissenschaft insgesamt bedeutsames Problem handelt.

Richtet man sich auf der einen Seite konsequent nach den Ergebnissen eines großen Teils neuerer Fiktionsforschung von Roman Ingarden über Käte Hamburger, Johannes Anderegg und Gottfried Gabriel bis zu Wolfgang Iser und Gérard Genette, ist die Frage nach der Bedeutung von nichtfiktionalen Elementen fiktionaler Texte leicht und schnell beantwortet: Sie haben keine Bedeutung, – weil es sie nicht gibt. Zu dieser Einschätzung, die zunächst radikal der Intuition in bezug auf einen Großteil literarischer fiktionaler Texte widerspricht, gelangen fast alle Arbeiten aus dem genannten Umkreis auf dem Weg über eine gewisse Totalisierung sowohl des Fiktionsprinzips als auch des Autonomiegedankens. Die aus der Ästhetik seit langem hinlänglich bekannte Idee der Autonomie des Kunstwerks gegenüber der Wirklichkeit fördert auch auf dem Gebiet der Literaturtheorie eine Tendenz zur Isolierung des literarischen Werks von seinen unmittelbaren Realitätsbezügen. Nun bietet sich die Fiktionalität vieler literarischer Texte als eines der stärksten Argumente an, um die Autonomie von Literatur theoretisch abzusichern. Fiktionalität scheint an sich schon Distanz zur Wirklichkeit zu garantieren, und diese Distanz wird um so größer, je „fiktionaler“ Texte eingeschätzt werden. Als optimale Synthese aus der vermeintlichen Lösung des Fiktionsproblems und der Erfüllung der ästhetischen Autonomieforderung kommt es somit zu einer meines Erachtens generalisierenden und vereinfachenden Beantwortung der Fiktionalitätsfrage: Wenn ein Text im ganzen fiktional, künstlerisch und autonom ist, dann muß er auch in allen seinen Teilen autonom, künstlerisch und fiktional sein.

Deutlich formuliert findet sich diese Sichtweise bei Johannes Anderegg, ihm zufolge ist „der Fiktivtext stets ein vollständiges, geschlossenes Ganzes, weil er

1. Vorbemerkungen

nichts meint, was außerhalb seiner besteht“.¹ Daher seien auch „verbürgte Gegenstände oder Sachverhalte [...] im Fiktivtext nicht als solche relevant, sondern, genauso wie bloß Erfundenes, als konstituierende Momente des fiktiven Bezugsfeldes, durch das allein sie determiniert werden“,² zu betrachten. Durch solche Aussagen wird, wie gesagt, der Ansatz der vorliegenden Untersuchung grundsätzlich in Zweifel gezogen – was „nicht relevant“ ist, lohnt kaum eine eingehendere Untersuchung.

Auf der anderen Seite, derjenigen der literaturwissenschaftlichen Praxis, zeugt allerdings der Aufwand, der häufig getrieben wird, um verborgene Realitätsbezüge innerhalb fiktionaler Erzähltexte aufzudecken, von einem großen Interesse der Wissenschaft, aber auch des Lesepublikums an nichtfiktionalen Elementen fiktionaler Erzählliteratur. Es bleibt kaum ein Detail eines literarischen Werks von Rang, das nach einigen Jahrzehnten der wissenschaftlichen Beschäftigung nicht auf etwa vorhandene Bezüge zur Realität abgeklopft worden wäre. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sammeln sich dann in den Miscellen der entsprechenden Fachzeitschriften – wie im Fall einer historisch-meteorologischen Untersuchung zum „Weather on *Alice in Wonderland* Day, 4 July 1862“³ – oder schließlich in ganzen Kommentarbänden, sei es im Kontext historisch-kritischer Texteditionen oder – wie im Fall des jüngst erschienenen Kommentars zu Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“⁴ – als selbständige Veröffentlichungen.

Literaturwissenschaftliche Theorie und Praxis in bezug auf nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Erzählliteratur einander anzunähern, hat Bernd Seiler mit seiner Arbeit „Die leidigen Tatsachen“ versucht. Dieser verdienstvollen Untersuchung verdanke ich nicht nur die Idee, mich überhaupt mit der theoretischen Fundierung der Bedeutung nichtfiktionaler Teile fiktionaler Texte zu befassen, sondern auch eine Vielzahl weiterführender Anregungen und nicht zuletzt eine Fülle an Hinweisen auf Beispielmateriale. Dennoch vertritt die vorliegende Studie einen grundlegend anderen Ansatz. Erstens ist sie im Gegensatz zu Seilers Vorgehen nicht auf einen bestimmten Bereich fiktionaler Erzählliteratur beschränkt, für den nichtfiktionale Bezüge besonders wichtig sind; bei Seiler ist dieser Bereich derjenige der – wie er ihn nennt – „Wahrscheinlichkeitsliteratur“, der weitgehend deckungsgleich ist mit dem traditionell als realistisch bezeichneten Bereich der fiktionalen Erzählliteratur. Für diese Teilmenge der fiktionalen Literatur stellt Seiler eine Grundthese auf, die in klarer Opposition zur etwa von Anderegg vertretenen Theorie von der kategorialen Unabhängigkeit fiktionaler künstlerischer Texte gegenüber der Wirklichkeit steht: Es könne „für eine nach

¹ Anderegg: *Fiktion und Kommunikation*, S. 96. Um den Anmerkungsapparat zu entlasten, werden in den Fußnoten nur Kurztitel verwendet. Die vollständigen bibliographischen Angaben können im Literaturverzeichnis nachgeschlagen werden.

² Ebd., S. 39.

³ Vgl. Doherty: *The Weather on Alice in Wonderland Day*.

⁴ Vgl. Helbig: Johnsons „Jahrestage“. Der Kommentar.

Wahrscheinlichkeit strebende Literatur“, so macht Seiler deutlich, durchaus „Sachbereiche geben, in denen sie sich vom Tatsächlichen nicht wesentlich entfernen darf, wenn sie ihrem Anspruch noch genügen will.“⁵ Diese These soll im folgenden aufgegriffen und in allerdings abgemilderter Form auf das gesamte Feld der fiktionalen Erzählliteratur ausgedehnt werden.

Der zweite Unterschied zu Seilers Ansatz besteht darin, daß die vorliegende Untersuchung nicht den Versuch unternommen wird, aus der Grundthese der Bedeutsamkeit nichtfiktionaler Elemente im Kontext fiktionaler Erzähltexte literaturhistorische Thesen abzuleiten. Eine der wesentlichen Bestrebungen Seilers ist es nämlich, den Nachweis zu führen für die zunehmende Beschränkung des Erfindungsspielraums, d. h. des Grads an Unabhängigkeit der Wahrscheinlichkeitsliteratur von der Wirklichkeit, durch das seit dem 18. Jahrhundert immer genauere und immer allgemeiner verfügbare Wissen über die Welt. Wenn das Lesepublikum zunehmend besser über die Welt informiert ist, so könnte man Seilers historische These wiedergeben, dann wird es für den Autor fiktionaler Literatur zunehmend schwieriger, etwas noch auf solche Weise zu erfinden, daß es wahrscheinlich, also in seiner Erfundenheit gerade nicht *prima vista* durchschaubar ist.

Mit dem, was im folgenden versucht werden soll, ist einerseits ein bescheidenerer Anspruch als bei Seiler verbunden, insofern als keinerlei historische Thesen vertreten werden, andererseits wird aber auch ein über Seiler hinausgehender, vielleicht vermessener Anspruch erhoben, nämlich ein theoretisches Fundament für die Differenzierung zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Teilen fiktionaler narrativer Literatur und für die Einschätzung der Bedeutung der nichtfiktionalen Textelemente zu schaffen. Dementsprechend einfach gehalten ist die Kernthese dieser Studie: Im Gegensatz zur häufig in der Literaturtheorie vertretenen Auffassung *gibt* es nichtfiktionale Elemente fiktionaler Texte, und sie sind darüber hinaus wesentliche Orientierungspunkte für den Leser bei der Sinnkonstitution fiktionaler literarischer Erzähltexte im Prozeß der Lektüre. Diese These versteht sich im Sinn der allgemeinen Literaturwissenschaft als Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Grundlagenforschung, sie beansprucht Gültigkeit über die Grenzen literarhistorischer Epochen wie auch einzelner Nationalliteraturen hinweg.

Im Verfolg der Hauptthese, zu dem alle Teile der Arbeit beitragen, werden außerdem drei Unter- oder Nebenthesen erläutert, denen jeweils bestimmte Abschnitte gewidmet sind. Nachdem in Abschnitt 2 zunächst ein Überblick über die Forschungslage gegeben wird, soll im dritten Abschnitt das Instrumentarium der kognitiven Semantik als ein Theoriemodell vorgestellt werden, das als Basis für einen alternativen Erklärungsansatz dienen kann. Die erste Nebenthese lautet dementsprechend: Die kognitive Semantik bietet ein adäquateres Erklärungs-

⁵ Seiler: Die leidigen Tatsachen, S. 40.

1. Vorbemerkungen

modell für die Analyse nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Texte als die klassische, an der extensionalen Logik orientierte Semantik. Dabei wird es nötig sein, zunächst die in der Literaturwissenschaft noch nicht hinlänglich bekannten Grundbegriffe dieses relativ jungen Wissenschaftszweigs zu erläutern, der sich zu etwa gleichen Teilen aus der Linguistik, der Psychologie und der Informatik entwickelt hat. Im nächsten Schritt können dann kognitionsemantisch fundierte Explikationen der Begriffe „fiktionaler Text“ und „nichtfiktionales Element eines fiktionalen Texts“ gegeben werden.

Der gesamte vierte Abschnitt kann als Ausarbeitung der zweiten Nebenthese verstanden werden: Es lassen sich auf der Grundlage der Terminologie der kognitiven Semantik Typen nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Texte auf der Mikroebene der Textbeschreibung unterscheiden. Im fünften und sechsten Abschnitt schließlich steht die dritte Nebenthese im Vordergrund: Nichtfiktionale Elemente finden sich im gesamten Spektrum fiktionaler literarischer Erzähltexte, in realistisch-, kontrafaktisch- und phantastisch-fiktionalen Texten. Dabei wird es in Abschnitt 5 zunächst um eine Grobklassifikation des gesamten Bereichs der fiktionalen Erzählliteratur nach dem Fiktionsstatus und um Klärung der Begriffe realistisch-, kontrafaktisch- und phantastisch-fiktional gehen. Nach diesen Präliminarien können dann drei Texte aus jeweils einem der drei Felder einer eingehenden Untersuchung hinsichtlich des Beitrags, den nichtfiktionale Textelemente zu ihrem Verständnis leisten, unterzogen werden. Diese abschließenden Textanalysen verstehen sich in Form von Fallstudien zugleich als praktische Erprobung des im Verlauf der Untersuchung erarbeiteten theoretischen Apparats, sie sollen die nicht nur theoretische Relevanz nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Erzählliteratur und damit auch die Berechtigung der Kernthese der Arbeit noch einmal unterstreichen.

Die vorliegende Buchveröffentlichung basiert auf der Arbeit gleichen Titels, die im Sommersemester 2002 vom Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Bergischen Universität Wuppertal als Dissertation angenommen wurde. Änderungen beschränken sich auf kleinere inhaltliche und formale Korrekturen.

Danken möchte ich an dieser Stelle meinem akademischen Lehrer Prof. Dr. Dietrich Weber, der mich über den gesamten Zeitraum meines Studiums der Allgemeinen Literaturwissenschaft intensiv gefördert und unterstützt sowie die vorliegende Arbeit betreut hat. Herrn Prof. Dr. Rüdiger Zymner danke ich für die ermutigenden Worte in einer kritischen Phase meiner Bemühungen und nicht zuletzt für die Aufnahme der Arbeit in die Reihe „Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften“. Dr. Holger Korthals gilt mein Dank für den angenehmen fachlichen, aber auch privaten Austausch während unserer beider Promotionszeit. Bei Frau Astrid Treusch vom Erich Schmidt Verlag bedanke ich mich für die mit großer Sorgfalt durchgeführte redaktionelle Bearbeitung des Manuskripts.

Schließlich danke ich meiner Frau Vera – für die Rücksichtnahme und dafür, daß sie nie aufgehört hat, an mich zu glauben.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Fiktionalität ist ein vielschichtiger Untersuchungsgegenstand. Nicht nur daß Fiktionen in den unterschiedlichsten Bereichen menschlicher Aktivität, wie wissenschaftlicher Modellbildung,⁶ Historiographie,⁷ Alltagskommunikation,⁸ Malerei⁹ oder eben Literatur, aufzuspüren und in ihrer Funktionsweise zu beschreiben versucht werden können, es ist darüber hinaus auch kaum möglich, das Problem Fiktionalität streng auf die Zugangsweise nur einer Einzelwissenschaft beschränkt annähernd angemessen zu fassen. Gerade für die Frage der literarischen Fiktionalität gilt, daß Literaturwissenschaftler, die sich mit ihr befassen, so gut wie nie ohne Übergriffe in das Feld der Philosophie – und besonders der Sprachphilosophie – auskommen, daß andererseits Philosophen, aber auch Linguisten oder Soziologen, sobald sie sich dem Phänomen sprachlicher Fiktionen widmen, schnell auf das reichhaltige Beispielmateriale der Literatur zurückgreifen und damit unweigerlich die Grenzen ihres Fachs in Richtung Literaturwissenschaft mehr oder weniger weit überschreiten.¹⁰

Um einen Überblick über unterschiedliche Zugangsweisen und Positionen zum Problem von Fiktion und Nichtfiktion in literarischen Texten zu geben, empfiehlt es sich daher wenig, etwa nach genuin literaturwissenschaftlichen, linguistischen und sprachphilosophischen Zugängen zu differenzieren. Vielmehr soll mit der im folgenden vorgestellten Unterteilung in drei Hauptströmungen der Fiktionstheorie zugleich in die Grundproblematik dieser Arbeit eingeführt und zum Lösungsansatz hingeführt werden.

⁶ Vgl. Vaihinger: Die Philosophie des Als Ob. Vaihinger bietet in seiner breit angelegten Arbeit auch einen Überblick darüber, in welchen Bereichen Fiktionen zu untersuchen möglich ist. Vgl. auch Ströker: Zur Frage der Fiktionalität theoretischer Begriffe.

⁷ Vgl. z. B. White: Auch Klio dichtet.

⁸ Vgl. z. B. Stempel: Fiktion in konversationellen Erzählungen; vgl. auch Anderegg: Zum Problem der Alltagsfiktion.

⁹ Vgl. z. B. Goodman: Weisen der Welterzeugung, v. a. Kap.II; vgl. auch Podro: Fiction and Reality in Painting.

¹⁰ Imma Klemm leitet aus diesem Sachverhalt eine kritische Bemerkung zum Stand der literaturwissenschaftlichen Diskussion um das Fiktionalitätsproblem ab. Nach ihrer Auffassung bleibt es nämlich häufig „unklar, ob es sich nach dem Selbstverständnis der daran Beteiligten um eine philosophische oder um eine literaturtheoretische Diskussion handelt.“ (Klemm: Fiktionale Rede als Problem der sprachanalytischen Philosophie, S. 43).

2.1 Panfiktionalismus

Unter dem Begriff Panfiktionalismus sollen hier all jene Theorieansätze zusammengefaßt werden, die ausgesprochen oder unausgesprochen von der Gültigkeit folgender Grundthese ausgehen: Da Wirklichkeit für den Menschen stets nur als wahrgenommene und damit durch den Wahrnehmungsapparat konstruierte Wirklichkeit existiert, lassen sich alle Perzepte und damit auch alle Wirklichkeitsmodelle des Menschen in gewisser Hinsicht als Fiktionen betrachten; eine Abgrenzung fiktionaler Texte von nichtfiktionalen aufgrund eines angenommenen unterschiedlichen Wirklichkeitsbezugs ist daher nicht haltbar.¹¹

Es liegt auf der Hand, daß diese These auf die Programme des „Radikalen Konstruktivismus“ und der „Systemtheorie“ zurückgeht. Die Kritik, die ich im weiteren an der panfiktionalistischen Grundannahme üben möchte, ist dennoch nicht als Kritik an den ihr zugrundeliegenden Theoriegebäuden und deren mannigfachen philosophischen Implikationen zu verstehen, sondern eher als eine Kritik an der Art und Weise, wie konstruktivistische Theoreme auf den Gegenstand Literatur angewandt werden. Meine Einwände richten sich dabei im wesentlichen gegen zwei Argumente, auf die sich Verfechter konstruktivistischer Literaturtheorien häufig stützen: gegen ein philosophisch-epistemologisches Argument und gegen ein historisches Argument.

Das epistemologische Argument läßt sich besonders deutlich anhand der Arbeiten Siegfried J. Schmidts nachzeichnen, der konstruktivistische Programme vertreten und mit der Konzeption der „Empirischen Literaturwissenschaft“ für die Literaturwissenschaft fruchtbar zu machen versucht hat. Schmidt formuliert das „erkenntnistheoretische Fazit“, das die konstruktivistische Theorie aus der langen Tradition epistemologisch skeptischer Positionen der abendländischen Philosophie zieht,¹² wie folgt: „Wir konstruieren durch unsere vielfältigen

¹¹ Die Verwendung von Wort und Begriff „Panfiktionalismus“ orientiert sich an derjenigen in einem Beitrag von Gottfried Gabriel, in dem er sich gegen neuere Versuche, die begriffliche Unterscheidung zwischen Fakten und Fiktionen fallenzulassen, wendet: „There is [...] an attempt to fight the arrogance of science by suspending the very distinctions between science and literature, facts and fictions, and in this way one ends up in a kind of pan-fictionalism.“ (Gabriel: *Fact, Fiction and Fictionalism*, S. 35). Gabriel verwendet synonym auch – und bereits im Titel – den Ausdruck „fictionalism“, der in der anglo-amerikanischen Philosophie einige Verbreitung gefunden hat, dessen Bedeutungsakzent aber eher im Bereich wissenschaftlicher Erkenntnismöglichkeiten liegt (vgl. Artikel zum Stichwort „Fictionalism“, in: *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, Bd. 3, S. 667 ff.). Die Ableitung „Panfiktionalismus“ scheint mir demgegenüber deutlicher zu sein.

¹² Schmidt führt eine „Ahnenreihe“ von dem antiken Skeptiker Pyrrhon über Berkeley, Vito und Kant bis Karl Popper auf (vgl. Schmidt: *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung*, S. 13). Andere, wie Peter Lamarque und Stein H. Olsen, sehen in Descartes und seinem in den „Meditationes“ durchgeführten skeptizistischen Gedanken-

Tätigkeiten (Wahrnehmen, Denken, Handeln, Kommunizieren) eine Erfahrungswirklichkeit, die wir bestenfalls auf ihre Gangbarkeit oder Lebbarkeit (*viability*) hin erproben können, nicht aber auf ihre Übereinstimmung mit einer wahrnehmungsunabhängigen Realität.¹³ Diese These kann und soll an dieser Stelle keiner fundamentalen Kritik unterzogen werden; sie kann es nicht, weil es sich um eine philosophische und – in dieser Form – nicht um eine literaturwissenschaftliche These handelt, sie soll es nicht, weil sie zumindest verwandt ist mit einigen Voraussetzungen der kognitiven Semantik, die in der vorliegenden Studie gerade als Fundament eines Neuansatzes für die Analyse literarischer Fiktionalität dient.¹⁴ Was allerdings kritisiert werden soll, sind die Konsequenzen, die Schmidt – und mit ihm viele andere Literatur- und Kulturwissenschaftler – für die Sprache allgemein und für die Literatur im besonderen aus der konstruktivistischen Grundthese ableitet. Schmidt spricht, die Grundthese verschärfend, davon, daß „each living system [...] constructs its own idiosyncratic world-model“.¹⁵ Zwar geschehe das in Abhängigkeit von einem „ortho-world-model“, welches alle Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft teilen,¹⁶ doch sei aufgrund des idiosynkratischen Charakters der individuellen Wirklichkeitsmodelle jede Art von extensionaler Semantik implausibel und es sei davon auszugehen, daß „language primarily works connotatively“.¹⁷ Das heißt nach Schmidt, für einen Beobachter bezeichnet eine sprachliche Äußerung, „whatever the observer believes it to denote“,¹⁸ und „the ›meaning‹ of the linguistic means must be subject-dependent“.¹⁹ Von dieser sprachtheoretischen Einschätzung ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zu der fiktions- und literaturtheoretischen Konsequenz: „There is no reason why linguistic or stylistic strategies of constructing reality in ›fiction‹ should differ from strategies for constructing reality in ›non-fiction‹. [...] Reality (in the sense of world-models) is always a construct, whether in ›fiction‹ or in ›reality‹.“²⁰

Dies ist nun genau der Argumentationsgang, den ich als den epistemologischen Fehlschluß panfiktionalistischer Theorien bezeichnen möchte. Von der

experiment, im Denken zunächst von allem materiell Gegebenen und aller Erfahrung abzusehen, den Vater radikal erkenntniskritischen Denkens (vgl. Lamarque/Olsen: *Truth, Fiction, and Literature*, S. 164).

¹³ Schmidt: *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung*, S. 14.

¹⁴ Vgl. dazu Abschnitt 3.

¹⁵ Schmidt: *The fiction is that reality exists*, S. 259.

¹⁶ Ebd. Schmidt geht wohlweislich nicht darauf ein, wie es zur Konstituierung eines solchen intersubjektiv gültigen Weltmodells kommt; diese Frage gehört nämlich zu denen, deren Beantwortung aus einer radikal konstruktivistischen Weltsicht heraus große Probleme bereitet.

¹⁷ Ebd., S. 260.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., S. 261.

²⁰ Ebd., S. 266 f.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

spätestens seit Kant diskutierten erkenntnistheoretischen Prämisse, daß wir über die wahrnehmungsunabhängige Beschaffenheit der Gegenstände unserer Umwelt, über das „Ding an sich“²¹ nichts absolut Gesichertes sagen können, wird auf die Subjektivität sprachlicher Bedeutung und, davon abgeleitet, auf die Fiktionalität jeglicher sprachlicher Darstellung geschlossen. Die Bedeutung sprachlicher Zeichen muß aber nicht abhängig sein von der Möglichkeit, die realen Gegenstände objektiv erkennen zu können, wenngleich für ein umgekehrtes Abhängigkeitsverhältnis, das der Erkenntnismöglichkeiten von den Vorgaben der Sprache, durchaus gute Argumente gefunden werden können. Wenn Wörter keine Abbilder von „Dingen an sich“ sind, so heißt das eben noch nicht, daß sie überhaupt keine intersubjektiv gültige Bedeutung haben. Die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke beruht ja – gerade von konstruktivistischer Seite unbestritten – auf ihrer Zeichenfunktion²² und nicht auf einer Abbildhaftigkeit, d. h., das Bedeuten eines sprachlichen Zeichens vollzieht sich in seinem Stehen für etwas anderes, unabhängig davon, welcher ontologische Status diesem Anderen zuerkannt werden kann und ob es überhaupt der menschlichen Erkenntnis zugänglich ist. Etwas pointierter formuliert, ließe sich vielleicht sagen, daß dem Bezeichneten gegenüber die Sprache selbst in gewisser Weise indifferent ist, sie bietet lediglich die Mittel, über Bezeichnetes zu sprechen. Wenn also von der Subjektivität der Wahrnehmung und der Individualität der Gegenstandskonstitution durch den menschlichen Geist nicht auf die Subjektivität sprachlicher Bedeutung geschlossen werden kann, dann wird auch eine Auffassung von Fiktion, die auf eben diesem Schluß beruht, fragwürdig.

Außer in Hinsicht auf ihre philosophische Fundierung läßt sich eine panfunktionalistische Auffassung von Fiktionalität jedoch vor allem auch in bezug auf ihre Konsequenzen für die Analyse und Klassifikation von Texten in Frage stellen. Ein Beispielfall, der sich besonders gut eignet, die mit der Anwendung eines extrem weit gefaßten Fiktionsbegriffs entstehenden Probleme zu erläutern, ist die Diskussion um den Fiktionsstatus historiographischer Texte. Einer Position, die von der Nichtfiktionalität geschichtsdarstellender Texte ausgeht,²³ steht dabei die Auffassung gegenüber, bei solchen Texten handele es sich um

²¹ Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft, S. 228: „wie Dinge an sich selbst (ohne Rücksicht auf Vorstellungen, dadurch sie uns affizieren) sein mögen, ist gänzlich außer unsrer Erkenntnisphäre“.

²² Zum Begriff „Zeichenfunktion“ und zu seiner Einsetzbarkeit für den Begriff „Zeichen“ vgl. Eco: Semiotik, S. 76 ff.

²³ Vgl. beispielsweise Scholes: Language, Narrative, and Anti-Narrative, S. 211: „History is a narrative discourse with different rules than those that govern fiction. The producer of a historical text affirms that the events entextualized did indeed occur prior to the entextualization. [...] It is certainly otherwise in fiction, for in fiction the events may be said to be created by and with the text. They have no prior temporal existence, even though they are presented *as if* they did.“

genauso fiktionale wie bei fiktionalen literarischen Texten. Hayden White, prominenter Vertreter der letztgenannten Position, hält historiographische Texte für „sprachliche Fiktionen (verbal fictions), deren Inhalt ebenso erfunden wie vorgefunden ist und deren Formen mit ihren Gegenständen in der Literatur mehr gemeinsam haben als mit denen in den Wissenschaften.“²⁴ White sieht im wesentlichen in zwei Verfahrensweisen des Historikers fiktionalisierende Momente: zum einen im Ordnen der zu beschreibenden Ereignisse in eine bestimmte, nach White immer schon die tatsächlichen Ereignisse deformierende Handlungsstruktur, dem „emplotment“,²⁵ zum anderen in der „figurativen Sprache“ („mode of figurative discourse“), die der Historiker benutzt, um seinen Lesern das Dargestellte auf anschauliche Weise nahezubringen.²⁶ Vor allem das erste Moment geht auf ein streng konstruktivistisches Verständnis von Sprache zurück. Sprache könne Wirklichkeit nicht originalgetreu abbilden, sie deformiere die Realität, die sie zu fassen versucht. Da dies aber der konstruktivistischen Prämisse zufolge für Sprache ganz allgemein, egal in welchem Verwendungszusammenhang, gilt, verliert der Begriff Fiktionalität, verstanden als Synonym für „auf geistiger Konstruktion beruhend“, völlig an unterscheidender Kraft. Wo der Inhalt eines jeden Texts als Fiktion angesehen wird, wo mithin jeder Text mit dem Etikett fiktional versehen werden muß, wird der Begriff „fiktional“ selbst überflüssig, da er auf alle für ihn überhaupt in Frage kommenden Entitäten, nämlich auf alle Texte zutrifft, während die Menge der unter den Gegenbegriff „nichtfiktional“ fallenden Elemente leer wird.

Die Nivellierung des Unterschieds zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten, wie sie bei Hayden White zu beobachten ist, stellt eine nur allzu zwingende Konsequenz aus dem epistemologischen Fehlschluß panfiktionalistischer Theorien dar. Neben der philosophisch-epistemologischen bewegen sich solche Theorien aber häufig noch auf einer zweiten Argumentationslinie, die oben bereits als historische bezeichnet worden ist. Den Kern dieses historischen Arguments hat Odo Marquard in eine prägnante Formulierung gefaßt: *„Die moderne Wirklichkeit erhält in wachsendem Maße jene Färbung von Halbwirklichkeit, in der Fiktion und Realität ununterscheidbar werden.“*²⁷ Demnach wäre nicht etwa davon auszugehen, daß die Dichotomie von Fiktion und Wirklichkeit grundsätzlich auf falschen Voraussetzungen beruht, sondern davon, daß sie für einen langen Abschnitt der abendländischen Kulturgeschichte durchaus Gültigkeit beanspruchen kann, jedoch mit dem Aufkommen der Massenmedien im 20. Jahrhundert zunehmend an Berechtigung verliert. Es ist sicherlich nichts dagegen einzuwenden, wenn Marquard und andere darauf aufmerksam machen, inwieweit Menschen, die ihr Weltbild zu einem großen Teil aus den Quellen der vermit-

²⁴ White: Auch Klio dichtet, S. 102.

²⁵ Vgl. ebd., S. 105 f.

²⁶ Vgl. ebd., S. 116.

²⁷ Marquard: Kunst als Antifiktion, S. 48.

telten Darstellung verschiedener Medien beziehen, in der Konstitution dieses Weltbilds von den Bedingungen eben jener Medien abhängig sind. Kritikwürdig ist aber, wie ich meine, die Folgerung, Fiktion und Wirklichkeit seien in der modernen Welt schlicht nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Denn damit kommt es zu derselben kontraintuitiven Erweiterung des Umfangs der Begriffe Fiktion und Fiktionalität, die schon am Beispiel der Positionen Hayden Whites als wenig überzeugend aufgezeigt wurde. Wieder gerät der Theorie alles überhaupt den Sinnen Gegebene zur Fiktion, alle Arten von sprachlichen Erzeugnissen zu letztlich fiktionalen Texten. Und wenn Marquard erklärt, Kunst werde „ – wo die Wirklichkeit selber zum Ensemble des Fiktiven sich wandelt – ihrerseits zur Antifiktion“,²⁸ so steht dahinter das Bestreben, unter den veränderten Bedingungen eines wuchernden Fiktionsbegriffs die Autonomie der Kunst gegenüber der Wirklichkeit zu retten. Die Pointe, derer Marquard sich hier bedient, liegt in der Umkehrung des klassischen Autonomiearguments, wie es im folgenden Kapitel nachgezeichnet werden soll, in der „Umwertung der fiktionstheoretischen Werte“ traditioneller Ästhetik.

2.2 Autonomismus

Anders als panfiktionalistische halten Theorien, die im weiteren mit dem Attribut „autonomistisch“ belegt seien, an der prinzipiellen Unterscheidbarkeit fiktionaler von nichtfiktionalen Texten fest. Die Grundposition der hier unter dem sich anbietenden Oberbegriff „Autonomismus“ zusammengefaßten theoretischen Ansätze läßt sich ungefähr durch folgende These wiedergeben: Die Verwendung von Sprache in fiktionalen Texten sei von derjenigen in nichtfiktionalen Texten kategorisch zu unterscheiden; während in nichtfiktionalen Kontexten der Bezug sprachlicher Ausdrücke auf die außersprachliche Realität eine entscheidende Rolle sowohl für das Verständnis als auch für die Textproduktion spiele, würden Ausdrücke, die in einen fiktionalen Kontext eingebunden sind, entweder von jeglichen unmittelbaren Bezügen zur Wirklichkeit entkleidet (radikaler Autonomismus) oder zumindest in der Art des Bezugs gegenüber dem Vorkommen in nichtfiktionalem Zusammenhang grundlegend verändert (gemäßigter Autonomismus).

Zu beachten ist bei dieser These, daß sie – in der vorliegenden Formulierung – zwar zunächst auf die Abgrenzung fiktionaler von nichtfiktionaler Sprachverwendung zielt, daß sie aber in ihren meisten Ausformungen motiviert ist durch das Bemühen, Kriterien für die Differenzierung literarischer von nichtliterarischen Texten bereitzustellen. Fiktionalität ist unter dieser Voraussetzung für die Literaturwissenschaft also nur insofern ein untersuchenswertes Phänomen, als sie ein Kriterium für die Unterscheidbarkeit der Literatur, d. h. der ästhetischen

²⁸ Ebd., S. 35.

Sprachverwendung, gegenüber den Gebrauchstexten, der Alltagssprache, liefert. Autonomisten befassen sich häufig mit der postulierten Autonomie fiktionaler Texte gegenüber nichtfiktionalen Texten nur als Mittel zum Zweck, letztlich geht es ihnen um die Autonomie der Kunst gegenüber der Wirklichkeit.

Besonders deutlich tritt dieses In-Dienst-Nehmen der Fiktionsfrage für die Zwecke einer Autonomieästhetik zutage, wo Literarizität und Fiktionalität in eins gesetzt werden. Ein prägnantes Beispiel bieten Eberhard Lämmerts Ausführungen über die Bedeutung der „realen Folie“ einer fiktionalen literarischen Erzählung. Nachdem Lämmert zunächst über „die erzählerische Fiktion“ spricht und konstatiert, sie umfasse „ebenso eine eigene Zeit-Raum-Konstellation wie sie überhaupt einen Lebenszusammenhang“ darbiete, „der von der realen Wirklichkeit schon durch seine Abrundung kategorial verschieden ist“,²⁹ schwenkt er, ohne zwischen beidem zu differenzieren, von der Kategorie „Fiktion“ auf die Kategorie „Dichtung“ um: „Es macht geradezu das Wesen des Dichterischen aus, daß alle benutzten Realien ihres transliterarischen Bezugssystems entkleidet werden und innerhalb der fiktiven Wirklichkeit der Dichtung neuen Stellenwert und eine neue, begrenzte Funktion erhalten.“³⁰ In welche logischen Nöte eine derartige radikal autonomistische Argumentation geraten kann und vielleicht muß, verrät Lämmerts Ausweichen auf die Formulierung „fiktive Wirklichkeit“, die, streng genommen, nichts anderes als eine *contradictio in adiecto* ist und in der sich offenbar Lämmerts Skrupel niederschlagen, die Textwelt eines fiktionalen Erzähltexts als vollkommen losgelöst von der – wie auch immer näher zu bestimmenden – Wirklichkeit aufzufassen.

In Lämmerts Formulierung von dem in fiktionaler Erzählliteratur dargebotenen Lebenszusammenhang, der allein schon durch seine *Abrundung* von der Wirklichkeit getrennt sei, klingt darüber hinaus einer der Grundgedanken der aristotelischen Poetik an. Aristoteles, nicht nur Ahnherr der modernen Literaturtheorie, sondern auch des literaturästhetischen Autonomiegedankens, sieht in der Tragödie die Nachahmung einer „*in sich geschlossenen Handlung* von bestimmter Größe“,³¹ und was für die Königsgattung Tragödie gilt, gilt in diesem Fall für alle Arten der nachahmenden Dichtung. Führt man diesen Gedanken mit dem berühmten Diktum zusammen, daß der Dichter im Unterschied zum Historiographen, dessen Aufgabe es sei, „das wirklich Geschehene“ wiederzugeben, mitteilt, „was geschehen könnte“,³² so gelangt man leicht zu der in der zitierten

²⁹ Lämmert: Bauformen des Erzählens, S. 26. Mit dem Terminus „Zeit-Raum-Konstellation“ rekurriert Lämmert erkennbar auf Käte Hamburgers Begriff der „Origo des raumzeitlichen Koordinatensystems“ (vgl. Hamburger: Logik der Dichtung, S. 66 f.), der wiederum angelehnt ist an Karl Bühlers Redeweise vom „hier-jetzt-ich-System der subjektiven Orientierung“ (vgl. Bühler: Sprachtheorie, S. 102 ff.).

³⁰ Lämmert: Bauformen des Erzählens, S. 27.

³¹ Aristoteles: Poetik, S. 19, Hervorhebung P. B.

³² Ebd., S. 29.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Passage von Lämmert sich niederschlagenden Einschätzung, Dichtung stelle grundsätzlich eine in sich und von der Wirklichkeit abgeschlossene Welt dar.

Es ist solch radikaler Autonomismus, der hier wohlgermerkt nicht Aristoteles, sondern seinen modernen Nachfolgern und Exegeten zugeschrieben werden soll, zunächst in einem Punkt zu kritisieren: in der unreflektierten Identifikation von Literarizität mit Fiktionalität, wie sie beispielsweise auch in Ulrich Kellers Untersuchung „Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie“ zum Ausdruck kommt. Nach Keller dient die

Wortgruppe *fangieren, Fiktion, fiktiv* [...] zunächst und primär der Abgrenzung dichterischer Texte von anderen, nicht-dichterischen Texten. Was an dichterischen Texten herausgehoben wird, wenn sie von anderen als Fiktion, als fiktionale Texte abgehoben werden, läßt sich ganz vorläufig etwa so umschreiben: nichtfiktionale Texte sind in irgendeiner Weise mit der Wirklichkeit befaßt; Dichtung dagegen ist Fiktion, weil sie den Realitätsbezug kappt, im Raum der Imagination, des bloß Vorgestellten verbleibt.³³

Wird man aber einem unzweifelhaft literarischen Text wie etwa Peter Weiss' Dokumentardrama „Die Ermittlung“ gerecht, wenn man davon ausgeht, er be- wege sich ausschließlich im Raum der Imagination, des bloß Vorgestellten? Die Frage mag – gerade in bezug auf diesen Text – als auf ungerechte Weise gestellt und auf einen Sonderfall bezogen erscheinen. Letzten Endes geht es aber um einen ganzen Bereich der Literatur: den der partiell oder global nichtfiktionalen literarischen Texte in allen ihren historischen Realisierungen. Denn wenn der Autonomiegedanke dogmatisch ausgelegt wird, führt das dazu, daß zum Beispiel im Hinblick auf das Dokumentardrama „seitens der Wissenschaft immer wieder als belanglos oder unangemessen hingestellt“ wird, „was die ganze Wirkung dieser Stücke ausmachte“,³⁴ wie Bernd Seiler mit Recht einwendet.

Eklatant ist bei Keller wie bei anderen allerdings die Tendenz, der zunächst mit Allgemeinheitsanspruch aufgestellten Autonomiethese bei näherem Heran- treten an die Praxis der Analyse konkreter literarischer Texte Einschränkungen entgegenzustellen und ihr somit im Grunde zu widersprechen. So gibt Keller in Hinsicht auf die gängige Dichotomie zwischen Sachtexten als Rede von wirkli- chen auf der einen und Dichtung als Rede von erfundenen Gegenständen auf der anderen Seite zu bedenken:

In dieser geläufigen Bestimmung ist das Problem der Fiktionalität dichterischer Texte in unzulässiger, jedoch bedenkenwerter Weise vereinfacht. Die simple Ge-

³³ Keller: Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie, S. 7.

³⁴ Seiler: Die leidigen Tatsachen, S. 33 f. Vgl. auch Barton: Das Dokumentardrama, S. 3: „Im dokumentarischen Theater wird die authentische und vor allem belegbare Qualität des Faktenmaterials zur unentbehrlichen Voraussetzung für die Darstellung und Analyse der heutigen Zeit.“

genüßerstellung von Realem und Fiktivem als Bezugspunkt oder auch Inhalt von nicht-dichterischen und dichterischen Texten verkennt oder verdrängt, daß und in welchem Maße Dichtung Realien in sich einläßt, Erfahrungsgehalte in sich aufnimmt [...].³⁵

In den gleichen Widerspruch geraten meines Erachtens beispielsweise auch Johannes Andereg, Gottfried Gabriel und noch Gérard Genette, ohne allerdings Fiktionalität und Literaturcharakter miteinander zu identifizieren. Andereg, der mit der Studie „Fiktion und Kommunikation“ den Versuch einer präzisen Bestimmung des „Fiktivtextes“ vorgelegt hat, geht einerseits davon aus, der Fiktivtext sei in Abgrenzung zum Sachtext

stets ein vollständiges, geschlossenes Ganzes, weil er nichts meint, was außerhalb seiner besteht, und wenn auch ein Vergleich zwischen der fiktionalen und der außerhalb des Textes bestehenden Wirklichkeit unter mancherlei Aspekten sinnvoll erscheinen mag, so entzieht sich doch die fiktionale Wirklichkeit der Überprüfung durch den Leser, weil der Fiktivtext am Bestehenden nicht gemessen werden kann.³⁶

Andererseits gesteht Andereg zu, daß zum Beispiel Namen realer Personen „nach Maßgabe des Leserbezugsfeldes auf außerhalb des Textes Bestehendes verweisen“, wobei indes, Andereg zufolge, diese Namen im Kontext des Fiktivtextes für den Leser „einen neuen, ihm fremden Stellenwert erhalten, durch welchen sie modifiziert – verfremdet – werden“, ³⁷ getreu der Prämisse: „verbürgte Gegenstände oder Sachverhalte sind [...] im Fiktivtext nicht als solche relevant“³⁸. Dies markiert nun genau die Haltung, die oben bereits als gemäßigt autonomistisch bezeichnet wurde: Es wird zwar zugegeben, daß Bezüge auf Realien in fiktionalen Texten vorkommen, sie werden aber – auf unbestimmt gelassene Art und Weise – von ihrem Wirklichkeitsbezug gelöst, jedenfalls sei dieser für das Textganze nicht von Bedeutung.

Auf ganz ähnliche Weise rechnet Gottfried Gabriel zunächst zu den Definitionsmerkmalen der „fiktionalen Rede“, daß sie „keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit“ erhebe,³⁹ um dann bestimmten Formen, wie der „zeitkritischen Literatur“, einen solchen Anspruch durchaus zuzubilligen. Gabriel löst den Widerspruch zwar scheinbar auf, indem er dokumentarische Literatur aus dem

³⁵ Keller: Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie, S. 10.

³⁶ Andereg: Fiktion und Kommunikation, S. 96. Man beachte die hier wie schon bei Lämmert in ganz ähnlicher Form auftauchende Formulierung „fiktionale Wirklichkeit“.

³⁷ Ebd., S. 108.

³⁸ Ebd., S. 39.

³⁹ Gabriel: Fiktion und Wahrheit, S. 28: „‘fiktionale Rede’ heiße diejenige nicht-behauptende Rede, die keinen Anspruch auf Referenzialisierbarkeit oder auf Erfülltheit erhebt.“

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Bereich der fiktionalen Rede ausgrenzt, jedoch stellt sich dann immer noch die Frage, wie dokumentarische Passagen innerhalb im ganzen fiktionaler Texte einzuschätzen sind.

Gérard Genette schließlich, der mit seiner Untersuchung „Fiktion und Diktion“ zwei wesentliche Literarizit tskriterien – Fiktionalität auf der Ebene des Redegegenstands und Poetizität (Diktion) auf der Ebene der Redeweise – einander gegenüberstellt, widerspricht sich selbst in Hinsicht auf nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Texte in besonders augenfälliger Weise. Ganz in den argumentativen Bahnen autonomistischer Literaturtheorie behauptet er zunächst: „Der Fiktionstext *führt* zu keiner auertextuellen Realität, denn alle seine (ständig) bei der Realität gemachten Anleihen [...] verwandeln sich in Elemente der Fiktion, wie Napoleon in *Krieg und Frieden* oder Rouen in *Madame Bovary*.“⁴⁰ Diese Realit tsunabh ngigkeit oder „Intransivit t“, wie Genette sie nennt, konstituiere „den Text als einen *autonomen Gegenstand*“.⁴¹ Wenig später spricht Genette dann jedoch von „Inseln der Nicht-Fiktionalität oder Unentscheidbarkeit“, die etwa durch nichtfiktionale kommentierende Passagen oder auch durch „zahllose Aussagen historischen oder geographischen Typs, die durch ihre Einfügung in einen fiktionalen Kontext und ihre Unterordnung unter fiktionale Zwecke nicht unbedingt ihren Wahrheitswert verlieren“,⁴² entstehen können. Diese Feststellung fhrt Genette dann zu einer Einschätzung mehr kompositionalistischer als autonomistischer Art: Der „Fiktionsdiskurs“, stellt er fest, sei „ein *patchwork*“, „ein mehr oder weniger homogenisiertes Amalgam von heterokliten, zumeist der Realität entnommenen Elementen.“⁴³

Bei Genette wie bei Gabriel und Anderegg kann sich die Kritik nicht mehr gegen eine voreilige Gleichsetzung der Attribute fiktional und literarisch richten. Alle drei unterscheiden, im Gegensatz zu Keller und Lämmert, sehr wohl zwischen den beiden Kategorien. Trotzdem bleiben sowohl Gabriel als auch Anderegg einem Autonomiedenken verpflichtet, das ihnen, wie ich meine, die Sicht auf die wichtige Rolle nichtfiktionaler Elemente innerhalb fiktionaler Texte versperrt. Auch für sie ist ein Text entweder als ganzer und in allen seinen Teilen fiktional und damit aller Bezüge zur Wirklichkeit enthoben oder als ganzer und in allen seinen Teilen nichtfiktional und auf die Wirklichkeit bezogen.⁴⁴ Verloren gehen dabei wichtige Differenzierungen, die sich bei der Analyse konkreter Texte als unabdingbar erweisen, Differenzierungen, die es erlauben, direkte Bezugnahmen auf die Wirklichkeit des Autors zu erkennen und von genuin Fiktivem, wenn möglich, zu unterscheiden.

⁴⁰ Genette: *Fiktion und Diktion*, S. 37.

⁴¹ Ebd., Hervorhebung P. B.

⁴² Ebd., S. 59 f.

⁴³ Ebd., S. 60.

⁴⁴ Vgl. zur Kritik an dieser Sichtweise auch Seiler: *Die leidigen Tatsachen*, S. 32.

Interessant, was die Argumentationsweise und hier vor allem den Versuch, Ergebnisse der literaturwissenschaftlichen Erzähltheorie für die Fiktionstheorie nutzbar zu machen, angeht, ist Dorrit Cohns autonomieästhetisch grundlegender Beitrag „Signposts of Fictionality“. Als Gegenbegriff, von dem es die „fictional narrative“ abzugrenzen gilt, dient Cohn derjenige der „historical narrative“. Dabei geht Cohn – völlig zu Recht – von der kategorialen Trennung beider Bereiche aus, was sich besonders deutlich zeigt, wenn es um den problematischen Grenzfall der historischen Fiktion geht: „Marked by their distinctive discursive modes, historical fiction and history are different in kind, not merely in degree.“⁴⁵ Bedenklich wird Cohns Argumentation dagegen in ihrer autonomistischen Begründung der grundsätzlichen Differenz zwischen fiktionalem und historiographischem Diskurs. Es werden nämlich drei Unterscheidungskriterien angeführt, die sich in der Art von „Wegweisern“ als textimmanente Kennzeichen fiktionaler Texte verstehen. Cohn nimmt also an – ähnlich wie Käte Hamburger, die dafür stark kritisiert und in diesem Punkt wohl auch widerlegt worden ist –, daß spezifische Signale für Fiktionalität auf der Textoberfläche existieren.⁴⁶

Der erste „Wegweiser der Fiktionalität“ ist nach Cohn die Referenzlosigkeit der fiktionalen Erzählung; während zur adäquaten Analyse fiktionaler Erzähltexte das in vielen Varianten bekannte Zwei-Stufen-Modell, bestehend aus den Analyseebenen „story“ und „discourse“, erzählte Vorgänge und Erzählvorgang, ausreiche, müsse dieses Modell in Hinsicht auf historiographische, also nichtfiktionale Erzählungen um die dritte Stufe der „reference“ erweitert werden. Allerdings erweist sich Cohn als gemäßigte Autonomistin, indem sie einzelnen Momenten fiktionaler Texte durchaus so etwas wie fiktive, nicht-ostensive oder Pseudoreferenz zugesteht.⁴⁷

Am nächsten an die Argumentation Käte Hamburgers gerät Cohn mit dem von ihr postulierten zweiten Fiktionskriterium: der Lizenz fiktionaler Erzähltexte, Gedanken und Gefühle dritter Personen darzustellen, obwohl für den Autor

⁴⁵ Cohn: Signposts of Fictionality, S. 788.

⁴⁶ So hält es Cohn für einen Fehler „[to] deny a priori (as many unfortunately tend to do) that fiction-specific signals may be found within texts themselves.“ (Cohn: Signposts of Fictionality, S. 776). Insgesamt lassen sich fünf explizit genannte konkrete Texteigenschaften mit Signalfunktion für Fiktionalität aus den Ausführungen Cohns herauslesen: Das Fehlen von Fußnoten (ebd., S. 782), das Fehlen eines Zitatapparats (ebd., S. 782), die interne Fokalisation (ebd., S. 786), die Konzentration auf individuelle statt auf kollektive Gedanken und Gefühle (ebd., S. 789) und das Übergewicht von szenischer gegenüber summarischer Darstellung (ebd., S. 789).

⁴⁷ Vgl. ebd., S. 799: „in fictional poetics, though the concept of reference has recently been reinstated, its qualification by such terms as ›fictive‹, ›non-ostensive‹ or ›pseudo-‹ sufficiently indicates its nonfactual connotations, even when it denotes components of the fictional world taken directly from the world of reality.“ In einer Fußnote merkt Cohn an, dies sei „consensus among the most differentiated approaches of recent years to the problem of fictional referentiality“ (ebd., Fußnote 7).

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

eigentlich kein Zugang zu dem Innern dieser Personen besteht. Wenn Cohn davon spricht, daß in fiktionalen Erzählungen „the minds of imaginary figures can be known in ways that those of real persons cannot“⁴⁸ und daß historiographischer Diskurs „cannot present past events through the eyes of a historical figure present on the scene, but only through the eyes of the forever backward-looking historian-narrator“⁴⁹, dann erinnert das stark an Käte Hamburgers bekannte These: „Die epische Fiktion ist der einzige erkenntnistheoretische Ort, wo die Ich-Originität (oder Subjektivität) einer dritten Person als einer dritten dargestellt werden kann.“⁵⁰ Daß dieses Argument, das sich auf die „interne Fokalisierung“⁵¹ fiktionaler Erzählungen und ihr hervorstechendes Merkmal auf der Textoberfläche, die sogenannte „erlebte Rede“, stützt, nicht geeignet ist, die sichere Unterscheidung fiktionaler von nichtfiktionalen Texten und damit die Autonomie der einen gegenüber den anderen zu gewährleisten, haben schon die zahlreichen kritischen Entgegnungen auf Hamburgers „Logik der Dichtung“ aufgezeigt.⁵²

In eine zirkuläre Argumentation gerät Cohn mit ihrem dritten „Wegweiser“ in Richtung einer Differenzierung zwischen fiktionalen und historiographischen Erzählungen. Es geht ihr hier darum, die in der literaturwissenschaftlichen Erzähltheorie kanonisch gewordene prinzipielle Trennung von Autor und Erzähler („narrator“)⁵³ für die Fiktionstheorie nutzbar zu machen. Die einfache Gleichung dabei lautet: fiktionale Erzählungen erfordern eine solche Trennung, während historiographische sie ausschließen.⁵⁴ Denn nur für die zuletzt genannten gelte, so behauptet Cohn, daß der Leser „understands it to have a stable uni-vocal origin, that its narrator is identical to a real person: the author named on its title page.“⁵⁵ Was Cohn vollkommen unterschlägt, ist, in welchem Maß die Trennung zwischen Autor und Erzähler immer wieder gerade umgekehrt aus dem fiktionalen Charakter literarischer Erzähltexte heraus zu begründen versucht wird, und sie unterschlägt dies, obwohl sie an anderer Stelle Felix Martínez-Bonati mit einem solchen Begründungsversuch zitiert: „The author, a real being, is not and cannot be part of an imaginary situation. Author and work are separated by the abyss that separates the real from the imaginary. Consequently, the author of

⁴⁸ Ebd., S. 785.

⁴⁹ Ebd., S. 786.

⁵⁰ Hamburger: Die Logik der Dichtung, S. 79.

⁵¹ Vgl. Genette: Die Erzählung, S. 134 ff. und S. 241 ff.

⁵² Vgl. exemplarisch zur Kritik an Käte Hamburgers „Logik der Dichtung“ Zimmermann: Episches Präteritum, episches Ich und epische Normalform.

⁵³ Vgl. zu einer fundamentalen Kritik an diesem Dogma: Weber: Erzählliteratur.

⁵⁴ Vgl. das Zitat von Paul Hernadi bei Cohn: Signposts of Fictionality, S. 793: „Fictional narratives demand, historical narratives preclude, a distinction between the narrator and the implied author“ (Hernadi: Clio's Cousins, S. 252).

⁵⁵ Cohn: Signposts of Fictionality, S. 792.

works of narrative is not the narrator of these works“.⁵⁶ An dieser Stelle schließt sich der logische Zirkel: Zunächst wird postuliert, die Dichotomie zwischen Autor und Erzähler eigne sich als Differenzkriterium zur Identifikation fiktionaler Erzählungen, dann stellt sich heraus, daß diese Dichotomie auf der Fiktionalität von Texten beruht; mit anderen Worten: 1. Erzählttexte sind fiktional, wenn ihr Erzähler fiktiv ist, 2. Der Erzähler eines Textes ist fiktiv, wenn der Text fiktional ist. Das eine Autonomiemerkmal soll aus dem anderen begründet werden und umgekehrt.⁵⁷

2.3 Kompositionalismus

Im Gegensatz zu panfiktionalistischen und autonomistischen Positionen, die beide auf ihre Weise von dem in bezug auf den Fiktionsstatus einheitlichen Charakter eines Textes ausgehen, halten es Vertreter der Auffassungen, die ich unter dem Begriff Kompositionalismus subsumieren möchte, für angemessener, angesichts im ganzen fiktionaler Texte von einer Synthese fiktionaler und nicht-fiktionaler Elemente zu sprechen. Die zugrundeliegende These läßt sich also in aller Einfachheit folgendermaßen wiedergeben: Fiktionale Texte seien Mischungen (Komposita) aus fiktionalen und nichtfiktionalen Elementen.

⁵⁶ Martínez-Bonati: *Fictive Discourse and the Structures of Literature*, S. 85, zitiert bei Cohn: *Signposts of Fictionality*, S. 795. Kritisch anzumerken ist zu diesem Zitat, daß es gar nicht darum gehen kann, ob der Autor *Teil* (part of) der erzählten fiktiven Sachverhalte sein kann, schließlich muß auch der Historiker nicht Teil der von ihm verantworteten Erzählung sein. Vielmehr handelt es sich um eine Frage der Aussageinstanz, und warum soll der Autor als Erfinder und Urheber der imaginären erzählten Sachverhalte nicht auch als auf eben fiktionale, spielerische Weise sprechender Erzähler der erfundenen Geschichte angesehen werden können?

⁵⁷ Wie leicht die kategorische Ausgrenzung des Autors aus dem Bereich der für die Beschreibung fiktionaler Erzählliteratur relevanten Instanzen zu Widersprüchlichkeiten führt, demonstriert auch, allerdings aus deutlich nicht autonomistischer Perspektive und gerade weil er sonst so umsichtig argumentiert, auf besonders sinnfällige Weise Frank Zipfel. Im Zusammenhang seiner Charakterisierung des fiktionalen Erzähltexts durch das Modell von zwei „ineinander geschichteten Sprachhandlungssituationen“ (Zipfel: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität*, S. 121) erklärt er zunächst in aller Deutlichkeit: „Der Erzähler wird in dieser Konstruktion als Teil der fiktiven Welt der Erzählung angesehen, und er äußert Sätze, die in bezug auf diese fiktive Welt wahr sind bzw. wahr sein sollen“ (ebd.). Etwas später dann lehnt Zipfel es ab, hinsichtlich fiktionsoffenlegender, metafiktionaler Äußerungen von Autorkommentaren zu sprechen. Statt dessen seien solche Textteile „wohl zutreffender als Äußerungen eines selbst sein Erzählen als fiktional entlarvenden Erzählers zu erläutern.“ (Ebd., S. 149). Es drängt sich allerdings die Frage auf, wie der Erzähler, für den das Erzählte per definitionem wahr ist, überhaupt wissen kann, daß es sich bei dem dargestellten Geschehen um Fiktion handelt.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Als einer der bekanntesten Verfechter einer solchen Position kann John R. Searle gelten. Neben einem Plädoyer für die scharfe Trennung und den bewußteren Gebrauch der Begriffe „fiction“ und „literature“⁵⁸ sowie der zentralen These, der Autor eines Werks fiktionaler Literatur gebe lediglich vor, eine Reihe von Sprechakten zu vollziehen, da er sich an die bindenden Konventionen für tatsächliche Sprechakte nicht halte,⁵⁹ steht im Mittelpunkt von Searles Überlegungen zum „logical status of fictional discourse“ das Bemühen, auf die Bedeutung nichtfiktionaler Elemente für fiktionale Texte aufmerksam zu machen: „Another interesting feature of fictional reference is that normally not all of the references in a work of fiction will be pretended acts of referring; some will be real references [...]. Most fictional stories contain nonfictional elements“.⁶⁰

Searle beschränkt sich aber nicht darauf, von nichtfiktionalen Elementen nur auf dieser einen Ebene, der Ebene der realen Referenz, die gerade für den realistischen Roman der Neuzeit eine große Rolle spielt,⁶¹ zu sprechen. Er differenziert auf einer zweiten Ebene zwischen dem „work of fiction“ und dem „fictional discourse“: „A work of fiction need not consist entirely of, and in general will not consist entirely of, fictional discourse.“⁶² Zu der Sphäre des nichtfiktionalen Diskurses, der gleichwohl konstitutiver Bestandteil des fiktionalen Werks sein kann, rechnet Searle Textelemente vom Typ des Anfangssatzes von Tolstois

⁵⁸ Vgl. Searle: *The logical status of fictional discourse*, S. 59: „Because most literary works are fictional it is possible to confuse a definition of fiction with a definition of literature, but the existence of examples of literature which are not fictional is sufficient to demonstrate that this is a mistake. And even if there were no such examples, it would still be a mistake because the concept of literature is a different concept from that of fiction.“ Vgl. als Beispiele einer solchen Konfusion der Definition von Fiktion oder fiktionalem Text und der Definition von Literatur die oben angeführten Passagen bei Lämmert und Keller. Zu beachten gilt es bei den von Searle verwendeten Begriffen „fiction“ und „literature“, daß sie im englischen Sprachraum noch viel stärker zu einer Identifikation miteinander verleiten, weil „fiction“ sich dort als Buchhandelsbegriff komplementär zu „Non-Fiction“, also dem „Sachbuch“, verhält und den gesamten Bereich dessen, was im Deutschen allgemein mit „Belletristik“ bezeichnet wird, abdeckt.

⁵⁹ Vgl. Searle: *The logical status of fictional discourse*, S. 65: „the author of a work of fiction pretends to perform a series of illocutionary acts, normally of the assertive type.“ Zu den semantischen und pragmatischen Regeln, die für den ernsthaften assertorischen Sprechakt nach Searle gelten, vgl. ebd., S. 62; vgl. dazu auch die „Konversationellen Maximen“ nach Grice: *Logic and Conversation*, S. 28.

⁶⁰ Searle: *The logical status of fictional discourse*, S. 72.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 73: „In the case of realistic or naturalistic fiction, the author will refer to real places and events intermingling these references with the fictional references, thus making it possible to treat the fictional story as an extension of our existing knowledge.“

⁶² Ebd., S. 74.

„Anna Karenina“: „Alle glücklichen Familien ähneln einander; jede unglückliche aber ist auf ihre eigene Art unglücklich.“

Aus Searles Ausführungen läßt sich somit etwa folgendes Bild des fiktionalen literarischen Texts erschließen: Das fiktionale Werk setzt sich zusammen aus 1. fiktionalem Diskurs, d. h. unmittelbar zur vermittelten auf Erfindung beruhenden Story gehörenden Textteilen, und 2. nichtfiktionalem Diskurs, d. h. nicht unmittelbar zur vermittelten auf Erfindung beruhenden Story gehörenden Textteilen. Der fiktionale Diskurs wiederum umfaßt zum einen fiktive Elemente mit nur vorgegebener, nach Searle fiktionaler („fictional“) Referenz (1.1) und zum anderen reale Elemente mit realer Referenz (1.2). In tabellarischer Form läßt sich dieses Modell anschaulich machen:

| Fiktionaler Text („work of fiction“) | | |
|---|---------------------------------------|---|
| 1. Fiktionaler Diskurs (dient direkt der Vermittlung der fiktionalen Story) | | 2. Nichtfiktionaler Diskurs (steht nur in mittelbarem Zusammenhang mit der fiktionalen Story) |
| 1.1 Fiktive Elemente („fictional reference“) | 1.2 Reale Elemente („real reference“) | |

Noch etwas komplexer wird die Situation, bezieht man eine Anregung mit ein, die Graham D. Martin gegeben hat. In „A New Look at Fictional Reference“ befaßt Martin sich nämlich mit den genuin fiktiven Bausteinen des fiktionalen Diskurses wie beispielsweise *Pickwick*, *Faust*, *Zentaur* oder *Einhorn* – mit dem Ausschnitt 1.1 aus obenstehender Tabelle also – und stellt die These auf, diese fiktiven Elemente seien selbst wiederum hybride Konstrukte, Collagen oder Amalgame aus „familiar bits and pieces“. Er wendet sich damit unter anderem gegen die von vielen Sprachphilosophen vertretene Auffassung, Fiktives bezeichnende Ausdrücke referierten schlechterdings in keiner Weise auf irgend etwas, indem er auf die merkwürdige Konsequenz dieser Auffassung hinweist, daß dann alle diese Ausdrücke dieselbe Referenz – nämlich die Referenz auf nichts – hätten und mithin füreinander beliebig einsetzbar wären.⁶³ Martin hält es statt dessen für angemessener, fiktionalen Einzelausdrücken durchaus „referring components“ zuzugestehen:

A fiction [...] will never be entirely fictitious in the sense of there being nothing anywhere that corresponds to it in any way: there will indeed always be things that correspond to its every detail, somewhere, in some way. In short, all its constituent

⁶³ Vgl. Martin: A New Look at Fictional Reference, S. 228.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

parts will be drawn from reality. It is their non-occurrence together, in that combination, that constitutes the fiction.⁶⁴

Für das tabellarische Modell der fiktionstheoretischen Niveaus eines fiktionalen Texts würde sich somit die Notwendigkeit ergeben, es um eine Ebene zu erweitern. Unter Punkt 1.1.1 müßten dann noch die nichtfiktionalen Partikel angeführt werden, aus denen sich die fiktiven Einzelelemente zusammensetzen:

| fiktionaler Text („work of fiction“) | | |
|---|---------------------------------------|---|
| 1. fiktionaler Diskurs (dient direkt der Vermittlung der fiktionalen Story) | | 2. nichtfiktionaler Diskurs (steht nur in mittelbarem Zusammenhang mit der fiktionalen Story) |
| 1.1 fiktive Elemente („fictional reference“) | 1.2 reale Elemente („real reference“) | |
| 1.1.1 nichtfiktionale Partikel als Komponenten fiktiver Elemente | | |

Nach diesem Modell sind es bereits drei textuelle Ebenen, auf denen der Gegenstand der vorliegenden Studie, nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Texte, untersucht werden kann. Zwei der Ebenen, die bereits von Searle unterschiedenen Ebenen 1.2 und 2, sind immer wieder Gegenstand des Interesses von Literatur- oder Sprachtheoretikern gewesen, die dritte Ebene hingegen, der unter Punkt 1.1.1 angeführte nichtfiktionale konzeptionelle Hintergrund für die Bildung fiktionaler Konzepte, ist in einigen Arbeiten wie denen von Umberto Eco⁶⁵ oder eben Graham Martin zwar angesprochen, aber nicht genauer analysiert worden. Das mag vor allem daran liegen, daß die mentalen Vorgänge bei der Erzeugung wie beim Verstehen von Sprache ganz allgemein – und von fiktionalen Texten im besonderen – nur schwer zugänglich und noch weitgehend unerforscht sind. So gesteht Graham bezüglich des Verarbeitungsvorgangs von komplexen,

⁶⁴ Ebd., S. 229.

⁶⁵ Vgl. etwa Ecos lakonische Antwort auf die Fragen, ob man sich ein „Gebirge aus Gold“ oder einen „Menschen mit Pferdehals“ vorstellen könne: „Warum nicht? Es handelt sich nur darum, neue Dinge dadurch hervorzubringen, daß man von bereits bekannten Dingen ausgeht und sie neu kombiniert.“ (Eco: *Lector in fabula*, S. 189); vgl. auch Eco: *Im Wald der Fiktionen*, S. 112: „[Wir müssen] zugeben, daß wir selbst bei der unmöglichsten aller Welten, um von ihr beeindruckt, verwirrt, verstört oder berührt zu sein, auf unsere Kenntnis der wirklichen Welt bauen müssen. Mit anderen Worten, auch die unmöglichste Welt muß, um eine solche zu sein, als Hintergrund immer das haben, was in der wirklichen Welt möglich ist. Dies aber bedeutet: Die fiktiven Welten sind Parasiten der wirklichen Welt.“

zusammengesetzten Konzepten ein: „Exactly how this is done is unknown“.⁶⁶ Genauer zu erforschen, was bei der Verarbeitung von Sprache im menschlichen Geist vor sich geht, ist allerdings das Ziel einer Wissenschaftsdisziplin, die sich seit den achtziger Jahren immer stärker etabliert hat und die unter dem Namen Kognitionswissenschaft unter sich Ansätze aus den Bereichen Psychologie, Linguistik sowie Computerwissenschaft und Künstliche-Intelligenz-Forschung vereint. In Abschnitt 3 soll der Versuch unternommen werden, unter Rückgriff auf Ergebnisse der Kognitiven Linguistik, die integraler Bestandteil des kognitionswissenschaftlichen Projekts ist, einige Fragen der literaturwissenschaftlichen Fiktionstheorie auf vielleicht andere Weise, als es bisher geschehen ist, zu stellen.

Was die beiden Ebenen „nichtfiktionaler Diskurs innerhalb fiktionaler Texte“ (2) und „nichtfiktionale Elemente des fiktionalen Diskurses“ (1.2) angeht, so ist außer auf Searle auf eine neuere Arbeit von Dietrich Weber hinzuweisen. In der Grundlagenuntersuchung „Erzählliteratur: Schriftwerk – Kunstwerk – Erzählwerk“ gibt Weber zum einen zu bedenken, es sei „für die Erzählung als komplexes Textgebilde grundsätzlich anzunehmen, daß sie nur im Kern aus spezifisch erzählender Rede besteht und im übrigen allerlei nichterzählerische Rede enthält“,⁶⁷ und rechnet zur „extraerzählerischen Rede“ in Erzählungen die von der eigentlich erzählend-berichtend strukturierten Rede abzugrenzende „weitere Rede zur erzählten Sache oder aus Anlaß der erzählten Sache“,⁶⁸ worunter dann auch alle jene Textpassagen fallen, die Searle als nichtfiktionalen Diskurs (2) vom Typ „Alle glücklichen Familien ähneln einander ...“ bezeichnet.⁶⁹ Zum

⁶⁶ Martin: A New Look at Fictional Reference, S. 225.

⁶⁷ Weber: Erzählliteratur, S. 64.

⁶⁸ Ebd., S. 69. Aus der Reihe derer, die den Versuch unternommen haben, eine Typologie der Redeformen – sei es ausschließlich für erzählende, sei es allgemein für alle Texte – aufzustellen, stellt Weber unter anderen Helmut Bonheim (Bonheim: Theory of narrative modes) und Egon Werlich (Werlich: Typologie der Texte) heraus. Während Bonheim zwischen „description“, „report“, „speech“ und „comment“ unterscheidet, umfaßt Werlichs Typologie die fünf „texttypischen thematischen Textbasen“ „deskriptive“, „narrative“, „expositorische“, „argumentative“ und „instruktive“. Robert-Alain de Beaugrande und Wolfgang U. Dressler (de Beaugrande/Dressler: Einführung in die Textlinguistik), die von Weber ebenfalls erwähnt werden, differenzieren nach funktionalen Gesichtspunkten die drei „Textsorten“ „deskriptive“, „narrative“ und „argumentative“ Texte und weisen ausdrücklich auf das häufige Zusammenwirken aller drei Typen hin: „In vielen Texten finden wir eine Mischung von deskriptiven, narrativen und argumentativen Funktionen.“ (Ebd., S. 191).

⁶⁹ Weber führt in anderem Zusammenhang eine Passage vom Anna Karenina-Typ an. Es ist die Anfangssequenz von Heimito von Doderers Roman „Ein Mord den jeder begeht“: „Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer. Später erst zeigt sich, was darin war. Aber ein ganzes Leben lang rinnt das an uns herunter, da mag einer die Kleider oder auch Kostüme wechseln wie er will.“

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

anderen macht Weber aber auch auf „nichtfiktionale Lokalschilderungen, nichtfiktionale Bezugnahmen auf historische Ereignisse und Persönlichkeiten oder nichtfiktionale Zitate von Autoritäten innerhalb von insgesamt als fiktional zu bezeichnenden literarischen Texten“⁷⁰ aufmerksam und formuliert in Form eines Grundsatzes: „Fiktionale Erzählliteratur besteht in der Regel nicht nur aus Fiktion.“⁷¹ Die von Weber angeführten Beispiele für in das fiktionale Erzählwerk einfließende Realia machen deutlich, daß hier an die fest in die erzählend strukturierten Passagen verwobenen nichtfiktionalen Elemente gedacht ist, die nach Searle die realen Elemente des fiktionalen Diskurses (1.2) ausmachen.

Unter den drei Ebenen, auf denen nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Texte unterschieden werden können, bildet diese zuletzt genannte der unmittelbar zur erzählten Geschichte gehörenden und direkt an der Textoberfläche sich zeigenden Elemente sicher den Kernbereich des literaturwissenschaftlichen Interesses. So ist dieses Feld immer wieder Gegenstand von philologischen Studien zu einzelnen Werken oder Autoren und ist der Anlaß für einen großen Teil des Anmerkungsapparats wissenschaftlicher Texteditionen. Festzustellen ist jedoch zwischen dieser selbstverständlichen philologischen Praxis und vielen literaturwissenschaftlichen Fiktionstheorien eine Diskrepanz, die um so mehr verwundert, als die philologische Praxis ja jedem Literaturwissenschaftler bekannt ist, oft außer der Theoriebildung auch ausgeübt und in ihrer Berechtigung kaum in Zweifel gezogen wird. Gegen diese Praxisvergessenheit der literaturwissenschaftlichen Fiktionstheorie wendet sich Bernd W. Seiler mit seiner Untersuchung „Die leidigen Tatsachen“, die ein wahrer Materialfundus zu Nichtfiktionalem in der deutschsprachigen realistischen Erzählliteratur ist. Doch auch Seiler beschränkt sich nahezu völlig auf das Feld der unmittelbar am Text ablesbaren nichtfiktionalen Elemente der erzählerisch dargebotenen Geschichte. Zwar geht er am Rand auch auf das Phänomen des sogenannten Schlüsselromans ein⁷² und berührt damit den Bereich der nichtfiktionalen konzeptionellen Hintergründe, aus denen Partikel zum Aufbau von Erfindungen herangezogen werden (1.1.1), kommt aber auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen solchen Erscheinungen und dem Kernbereich seiner Untersuchung nicht zu sprechen.

Webers Kommentar dazu beginnt mit der Feststellung: „Es besteht kein Anlaß, diese Reflexion schon der Fiktion zuzuschlagen“ (Weber: Erzählliteratur, S. 96).

⁷⁰ Ebd., S. 107.

⁷¹ Ebd.

⁷² Vgl. z. B. die Ausführungen Seilers zu Klaus Manns Roman „Mephisto“, Seiler: Die leidigen Tatsachen, S. 244 ff.

2.3.1 Inkonsistenzen kompositionalistischer Theorien

Im Überblick über die drei angeführten Grundströmungen in der literaturwissenschaftlichen Fiktionstheorie sollten sich im wesentlichen drei Vorteile kompositionalistischer gegenüber panfiktionalistischen und autonomistischen Positionen herauskristallisiert haben:

1. Anders als panfiktionalistische verwischen kompositionalistische Theorien nicht den prinzipiellen Unterschied zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Texten.
2. Anders als autonomistische Theorien tendieren kompositionalistische weniger dazu, den Bereich der nichtfiktionalen Literatur zu ignorieren.
3. Anders als sowohl panfiktionalistische wie autonomistische Theorien erlauben es kompositionalistische, überhaupt zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Komponenten eines insgesamt fiktionalen Texts zu differenzieren.

Doch weisen auf der anderen Seite auch kompositionalistische Theorien gewisse Inkonsistenzen auf und lassen einige Fragen offen. Ein erster Einwand, der gegen das in Abschnitt 2.2 entwickelte Modell der Ebenen von Nichtfiktionalität in fiktionalen Texten erhoben werden kann, bezieht sich auf die praktische Durchführbarkeit der Zuordnung von einzelnen Sequenzen eines konkreten Texts zu genau einer Ebene. Dies betrifft vor allem die Abgrenzung der nicht direkt zum Fortgang der fiktionalen Story beitragenden kommentierenden Äußerungen (2) vom Rest des Texts. Sobald nämlich derartige Textelemente in ihrem Kontext – dem Zusammenhang des fiktionalen literarischen Texts, in dem sie stehen – betrachtet werden, erscheint eine Isolierung von eben diesem Kontext unangemessen und verfälschend. Peter Lamarque und Stein H. Olsen etwa werfen Searle vor, die Unterscheidung zwischen fiktionalem und nichtfiktionalem Diskurs des fiktionalen Werks nur auf Kosten einer den Teilen eines literarischen Texts nicht angemessenen Betrachtung künstlich von ihrem Kontext befreiter und damit letztlich bloß virtueller Sätze zu erreichen. Sie machen gegen die Searlesche Einschätzung von allgemeinen Sätzen nach Art des Anfangs von Tolstois „Anna Karenina“ geltend, daß auch solche Sätze in engem Zusammenhang mit der erzählten fiktionalen Geschichte stehen und daher eben nicht als rein nichtfiktionale Aussagen ausschließlich über Sachverhalte in der realen Welt aufzufassen seien: „If a sentence or passage or utterance is part of a (fictive) story then it has a contributory role in characterizing the content of the story, what is and is not the case in the imaginary world“.⁷³

⁷³ Lamarque/Olsen: Truth, Fiction, and Literature, S. 65.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Ob diese Kritik berechtigt ist, läßt sich beispielhaft anhand eines an Bemerkungen allgemein reflektierender Art so reichen Texts wie Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ überprüfen. Das dritte Kapitel des ersten Buchs beginnt – noch ohne expliziten Bezug zur erzählten Geschichte: „Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann“, um dann die Verbindung zur Beziehung zwischen den fiktiven Figuren Wilhelm und seiner Geliebten Mariane herzustellen, „so müssen wir unseren Helden dreifach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen.“⁷⁴ Der Zusammenhang mit dem fiktionalen Kontext ist also evident, zumal wenn man die nächsten Sätze mit einbezieht, die in ihrem vorausdeutenden Charakter und ihrer fast bitteren Ironie nur unter Kenntnis des weiteren Verlaufs der Geschichte zu verstehen sind: „Nur wenige Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indes die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen sind, ihren besten Wünschen entsagen und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.“⁷⁵ Dennoch stehen diese Sätze, ganz wie von Searle für den nichtfiktionalen Diskurs gefordert, in deutlicher Distanz zu den erzählerisch dargestellten Ereignissen und tragen zum Fortgang der fiktionalen Handlung nicht bei. Sie kommentieren vielmehr die erzählte Geschichte, wobei freimütig auf Fiktives wie die handelnden Figuren Bezug genommen wird – hier allerdings nicht mit dem sonst gebrauchten Namen der Figur, Wilhelm, sondern mit der in diesem Zusammenhang bemerkenswerten Formulierung „unsern Helden“, in der dessen Fiktivität zumindest anklingt und die als ein Indiz für die distanzierte Nichtfiktionalität der gesamten Passage gewertet werden kann.

Klären läßt sich der Widerspruch zwischen den Einschätzungen von Lamarque/Olsen und Searle meines Erachtens, indem man sich vor Augen führt, daß er auf zwei unterschiedlichen zugrundeliegenden Auffassungen von Textverstehen beruht. Während es Searle lediglich um das Verstehen des Texts als sprachliches Gebilde geht, steht im Mittelpunkt des Interesses von Lamarque/Olsen die Interpretation des Texts als literarisches Kunstwerk. Um die Strukturunterschiede zwischen kommentierenden nichtfiktionalen Passagen und den erzählenden fiktionalen Textteilen herauszustellen, ist es durchaus legitim, wie Searle diese Elemente isoliert zu betrachten. Wenn es hingegen um die volle Würdigung des Beitrags, den ein jeder Teil zum Kunstcharakter des Ganzen liefert, geht, dann reicht eine isolierte Betrachtung sicher nicht aus. Für strukturelle Unterschiede lassen sich Merkmale an der Textoberfläche angeben – im genannten Beispiel aus Goethes „Wilhelm Meister“ die bereits angeführte For-

⁷⁴ Goethe: Werke, Bd. 7, S. 14.

⁷⁵ Ebd.

mulierung „unsern Helden“ und das Präsens, in dem der Abschnitt im Unterschied zu den erzählenden Passagen, die im Präteritum gehalten sind, steht –, einen Text im Zusammenspiel seiner Teile zu erschließen, ihn zu interpretieren, wird es in den meisten Fällen einer weitergehenden und subtileren Argumentation bedürfen.

Der zweite Einwand, der gegen kompositionalistische Theorien in der Form, wie sie bisher vorliegen, erhoben werden kann, ist fundamentalerer Natur als der erste und bezieht sich auf die vorausgesetzten allgemeinen Auffassungen von der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke. In Logik und Sprachphilosophie, die auch für die linguistische Semantik und die theoretische Literaturwissenschaft in dieser Hinsicht die Maßstäbe setzt, hat es sich nämlich seit Frege und Russell zunächst zu so etwas wie einem Axiom entwickelt, die Bedeutung sprachlicher Zeichen als ihre unmittelbare Relation zu den Objekten der Welt aufzufassen. Den Grundstein zu diesem „objektivistischen Paradigma“, wie George Lakoff es nennt,⁷⁶ hat Gottlob Frege 1892 mit der Veröffentlichung von „Über Sinn und Bedeutung“ gelegt. Für Frege vertreten Zeichen – womit auch Wortverbindungen gemeint sein können – Eigennamen, „deren Bedeutung [...] ein bestimmter Gegenstand ist (dies Wort im weitesten Umfange genommen)“.⁷⁷ Weiterhin unterscheidet Frege neben der Bedeutung zwei weitere semantische Schichten des Eigennamens als der semantischen Grundeinheit auf der Ausdrucksebene: den Sinn, unter dem Frege die „Art des Gegebenseins“ des Bezeichneten versteht, und die Vorstellung, die subjektiv mit dem Eigennamen verknüpft ist. Für das Verhältnis der drei Kategorien zueinander gilt nun: „Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen; die Vorstellung, welche wir dabei haben, ist ganz subjektiv; dazwischen liegt der Sinn, der zwar nicht mehr subjektiv wie die Vorstellung, aber doch auch nicht der Gegenstand selbst ist.“⁷⁸ Da nun die Bedeutung eines ganzen Satzes aus der Bedeutung seiner Bestandteile resultiert und diese in den bezeichneten Gegenständen liegt, ist auch die Bedeutung des ganzen Satzes mit dem Bezug auf die Objekte der Welt unmittelbar verbunden, und zwar in der Weise, daß der Satz nur entweder die Verhältnisse in der Welt korrekt abbildet oder nicht: „Jeder Behauptungssatz, in dem es auf die Bedeutung der Wörter ankommt, ist also als

⁷⁶ Lakoff charakterisiert dieses Paradigma wie folgt: „The world, as objectivist doctrine envisions it, is extremely well-behaved. It is made up of discrete entities with discrete logical combinations of atomic properties and relations holding among those entities. Some properties are essential; others are accidental. Properties define categories, and categories defined by essential properties correspond to the *kinds* of things that there are. And the existence of classical categories provides logical relations that hold objectively in the world.“ (Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 162).

⁷⁷ Frege: *Über Sinn und Bedeutung*, S. 144.

⁷⁸ Ebd., S. 146.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Eigenname aufzufassen, und zwar ist seine Bedeutung, falls sie vorhanden ist, entweder das Wahre oder das Falsche.⁷⁹ Es gibt also nach Frege nur zwei mögliche Satzbedeutungen: das Wahre und das Falsche; alle wahren Sätze haben dieselbe Bedeutung, wie auf der anderen Seite auch alle falschen Sätze dasselbe bedeuten.

Zwei Präferenzen der durch die formale Logik geprägten Semantik zeichnen sich hier bereits deutlich ab. Dies ist einerseits die Konzentration auf Wahrheitswerte von Ausdrücken und andererseits – daraus folgend – die fast ausschließliche Beschäftigung mit Behauptungssätzen. Dieser verengte Horizont führt dazu, daß Sätze, in denen fiktive Personen, Gegenstände oder Ereignisse bezeichnende Eigennamen vorkommen, Sätze also, wie sie typischerweise in fiktionalen Texten zu finden sind, von Frege als Sätze zwar mit Sinn, aber ohne Bedeutung aufgefaßt werden. Denn wenn einem Element eines Satzes kein Gegenstand in der Objektwelt zugeordnet werden kann, dann kann auch nicht entschieden werden, welcher Wahrheitswert einer Behauptung, deren Teil diese gleichsam leere Kennzeichnung ist, zukommt.⁸⁰

Welcher Wahrheitswert nun aber letztlich solchen fiktionalen Elemente beinhaltenden Sätzen zugesprochen werden soll, ist in der Folge Freges unterschiedlich beurteilt worden. Während Bertrand Russell mit seinem 1905 erschienenen Beitrag „On Denoting“ die Auffassung vertrat, den in Frage stehenden Sätzen – Russell führt den zu einiger Berühmtheit gelangten Beispielsatz „The present king of France is bald“ an – komme der Wahrheitswert falsch zu,⁸¹ lieferte Peter F. Strawson fünfundvierzig Jahre später Argumente dafür, Sätze dieses Typs als weder wahr noch falsch einzustufen.⁸² Denn nach Strawson stellt sich in den allermeisten Situationen die Frage nach Wahrheit oder Falschheit angesichts solcher Sätze überhaupt nicht; würde uns gegenüber jemand den Satz „The king of France is wise“ äußern, so Strawson, „the question of whether his statement was true or false simply *didn't arise*, because there was no such person as the king of France.“⁸³ Grundlage für dieses Argument ist, daß Strawson eben jene Fixierung Russells, aber auch Freges, auf die Objektreferenz und auf den Wahrheitswert sprachlicher Ausdrücke kritisiert:

The meaning of an expression cannot be identified with the object it is used, on a particular occasion, to refer to. The meaning of a sentence cannot be identified with the assertion it is used, on a particular occasion, to make. [...] for the expression itself does not refer to anything; though it can be used, on different occasions, to refer to innumerable things. [...] the meaning of an expression is not the set of

⁷⁹ Ebd., S. 149.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 148 f.

⁸¹ Vgl. Russell: On Denoting.

⁸² Vgl. Strawson: On Referring.

⁸³ Ebd., S. 330.

things or the single thing it may correctly be used to refer to: the meaning is the set of rules, habits, conventions for its use in referring.⁸⁴

Wenn die Funktion sprachlicher Ausdrücke nicht mehr ausschließlich darin gesehen wird, auf Gegenstände zu verweisen, dann besteht auch kein Zwang mehr, jedem Satz notwendig einen Wahrheitswert zuweisen zu müssen.

Was sich in Strawsons Text niederschlägt, ist eine Wende in der Sprachphilosophie weg von der Logik als Wissenschaft, deren Ziel im Aufbau einer logisch „reinen“ Sprache, einer „Begriffsschrift“ liegt, hin zu einer „Logik der natürlichen Sprache“. Diese Wende wird häufig mit dem Unterschied zwischen dem „frühen“ und dem „späten“ Wittgenstein gleichgesetzt. Hatte Wittgenstein Anfang der zwanziger Jahre im „Tractatus logico-philosophicus“ noch formuliert: „Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung“,⁸⁵ so nimmt er in den 1953 veröffentlichten „Philosophischen Untersuchungen“ genau diese Auffassung vom Wesen der Sprache – „Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände – Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen“ –, für die er eine Belegstelle aus den „Bekenntnissen“ des Augustinus anführt, zum Ausgangspunkt einer grundsätzlichen Kritik.⁸⁶

Obwohl sich die beschriebene Wende in der Sprachphilosophie bereits in den fünfziger Jahren vollzog, schlägt die tradierte und verführerische Auffassung von dem Abbildcharakter der Sprache immer wieder auch auf später erschienene Beiträge zur Fiktionstheorie – und leider auch auf diejenigen kompositionalistischer Provenienz – durch und stiftet vorwiegend auf zwei Gebieten Verwirrung:

1. Die durch sie inspirierte Konzentration auf Behauptungssätze und deren Wahrheitswert führt zu der Annahme, Sätze in fiktionalen Texten, die der Form nach Behauptungssätze sind, seien stets lediglich „Quasi-Urteile“ (Ingarden),⁸⁷ ihnen komme „Als-ob-Charakter“ zu, sie seien trotz ihrer äußeren Form „nicht-behauptend“ (Gabriel)⁸⁸ oder nur „vorgegeben“ („pre-tended“, Searle).⁸⁹ Im nächsten Schritt wird dann davon ausgegangen, daß auch Behauptungen *über* fiktionale Texte – wie beispielsweise „Sherlock

⁸⁴ Ebd., S. 327 f.

⁸⁵ Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, 3.203, S. 19.

⁸⁶ Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, S. 237. Vgl. zur Gegenüberstellung des „späten“ und des „frühen“ Wittgenstein und zu einer noch radikaleren, nämlich konstruktivistischen Kritik am „picture picture“ der Sprache Rorty: Is there a problem about fictional discourse?

⁸⁷ Vgl. Ingarden: Das literarische Kunstwerk, S. 169-183.

⁸⁸ Vgl. oben Fußnote 39.

⁸⁹ Vgl. oben Fußnote 59.

2. Perspektiven auf das Problem von Fiktion und Nichtfiktion

Holmes lebt in London“ – nur „in einer besonderen Weise oder unter einem besonderen Aspekt zu bejahen“ sind.⁹⁰

2. Sie führt dazu, daß immer wieder in Fiktion und Wirklichkeit, als den angeblichen Denotaten fiktionaler und nichtfiktionaler Sprachverwendung, das relevante Gegensatzpaar angesetzt wird, obwohl es doch zunächst lediglich um fiktionale und nichtfiktionale Texte geht. So gründet sich beispielsweise die Theorie der sogenannten fiktiven Gegenstände⁹¹ auf der Annahme, daß fiktionale von nichtfiktionaler Sprachverwendung vor allem dadurch zu unterscheiden sei, daß die eine nicht vollständig bestimmbare, d. h. fiktive, die andere jedoch vollständig bestimmbare, d. h. wirkliche Gegenstände abbilde.⁹² Vergessen wird dabei völlig, daß auch ein nichtfiktionaler Text die Gegenstände, auf die er rekurriert, niemals *im Text* wird vollständig bestimmen können, ergänzen können wir textuell dargestellte Gegenstände – seien sie fiktiv oder wirklich – nur aufgrund von eigenem Wissen über diese Gegenstände. Als fruchtbarer könnte es sich deshalb erweisen, konsequent fiktionale *Texte* mit nichtfiktionalen *Texten* zu vergleichen.

⁹⁰ Klemm: Fiktionale Rede als Problem der sprachanalytischen Philosophie, S. 235.

⁹¹ Vgl. dazu z. B. Haller: Wirkliche und fiktive Gegenstände. Haller macht dort auch auf die Anbindung seiner Darlegung an die Philosophie Alexius Meinongs aufmerksam.

⁹² Vgl. ebd., S. 75: „*Ficta* sind immer unvollständige Gegenstände, *Facta* immer vollständige Gegenstände.“

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Gemäß der ersten Nebenthese dieser Untersuchung bietet die kognitive Semantik einen Rahmen, innerhalb dessen auf kohärente Weise das Vorkommen nicht-fiktionaler Elemente in fiktionalen Kontexten erklärt und durch ein adäquates begriffliches Instrumentarium theoretisch beschrieben werden kann. Der entscheidende Vorteil gegenüber traditionellen, philosophischen wie linguistischen, Ansätzen in der Semantik liegt dabei in der Möglichkeit, nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Texte überhaupt zuzulassen, ohne zugleich in die eklatanten Schwierigkeiten mit fundamentalen Begriffen des verwendeten Theoriegebäudes zu geraten, wie sie bezüglich gängiger kompositionalistischer Ansätze im vorangegangenen Kapitel aufgezeigt wurden. Mit den Mitteln der kognitiven Semantik können, wie sich erweisen soll, die Aporien aufgelöst werden, in die sich auf der klassischen wahrheitswertorientierten Semantik basierende kompositionalistische Theorien verstricken.

Allerdings sei hier noch einmal deutlich gemacht, daß auch die im folgenden vorgestellte Theorie kompositionalistisch, d. h. an der Grundthese von der Mischung fiktionaler mit nichtfiktionalen Anteilen in insgesamt fiktionalen Texten orientiert ist. Die kognitive Semantik stellt dabei jedoch ein anderes Theorieparadigma als die klassische Semantik dar. Sie dient als ein Beschreibungsmodell, aus dem heraus sich die vielfältigen Probleme im Zusammenhang mit nichtfiktionalen Teilen fiktionaler Erzähltexte schlüssiger als mit vorliegenden Erklärungsmustern analysieren lassen. Ziel ist es daher ausdrücklich nicht, die psycholinguistischen Implikationen der kognitiven Semantik im Sinn einer Lesepsychologie oder kognitionswissenschaftlich unterfütterten Rezeptionsforschung auszuwerten. Die kognitive Semantik wird vielmehr nur insoweit in Dienst genommen, wie sie zur Lösung der gestellten genuin literaturwissenschaftlichen Fragestellung beizutragen vermag.

Da die kognitive Semantik grundlegend mit einigen bekannten und gewohnten Denkweisen der traditionellen Semantik bricht, ist es dennoch unvermeidlich, zunächst eine Einführung in Grundbegriffe dieser relativ jungen Schule der linguistischen Semantik zu geben (Abschnitt 3.1), um dann zu einer Explikation des Begriffs des nichtfiktionalen Elements eines fiktionalen Texts (Kap. 3.2.2) sowie des von diesem vorausgesetzten Begriffs des fiktionalen Texts (Kap. 3.2.1) mit Hilfe der zuvor gewonnenen begrifflichen Werkzeuge übergehen zu können.

Einschränkend bleibt anzumerken, daß im Rahmen der vorliegenden Studie selbstverständlich kein vollständiger Überblick über die kognitivistisch geprägte

linguistische Forschung gegeben werden kann. Es sollen lediglich Termini erläutert werden, die für die Klärung der wesentlich literaturwissenschaftlichen Fragestellung von Nutzen sein können.

3.1 Grundbegriffe kognitiver Semantik

Die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Bereich der Linguistik, die einem kognitivistischen Ansatz verpflichtet sind, ist seit etwa Mitte der siebziger Jahre, vor allem im angelsächsischen Sprachraum, immens gestiegen. Trotz der Unterschiedlichkeit und in einzelnen Punkten mitunter auch Unvereinbarkeit der vertretenen Positionen lassen sich mindestens zwei grundsätzliche Annahmen nennen, auf die sich wohl alle Kognitivisten verständigen können und mit denen ihre Position von derjenigen der klassischen, logischen Semantik abweicht:

1. Die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks ist nicht beschreibbar in Form einer Repräsentationsrelation, die den Ausdruck direkt mit einem durch ihn repräsentierten Ausschnitt der realen oder einer von dieser abgeleiteten möglichen Welt verbindet. Vielmehr erweist sich die Annahme als erklärungs-mächtiger, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke in ihrer Verbindung mit – in den meisten Fällen durch soziale Konvention zumindest konturierten – mentalen Repräsentationen liegt, welche wiederum in ihrem Verhältnis zur Realität problematisch sind und keinesfalls als reine Abbilder von Wirklichkeitsausschnitten aufgefaßt werden können.
2. Der Semantik kommt innerhalb der Analyse natürlicher Sprachen gleichsam eine Leitfunktion zu. Vor allem ist die Syntax einer Sprache kein von der Semantik unabhängiges Modul der Sprachfähigkeit, statt dessen sind syntaktische Strukturen als durch semantische Strukturen motiviert zu verstehen – die gesamte Grammatik einer Sprache besitzt inhärent symbolischen Charakter.

Die zweite Grundannahme steht in engem Zusammenhang mit einer gewissen allgemeinen Skepsis gegenüber der tradierten Einteilung der linguistischen Grammatik in Untergebiete. Neben der Differenzierung von Syntax und Semantik ist davon vor allem diejenige von Semantik und Pragmatik betroffen, die von vielen Vertretern der kognitiven Linguistik als willkürlich angesehen wird. Folgerichtig ist diese Sichtweise insofern, als Semantik aus kognitivistischer Perspektive kein starres Regelsystem darstellt, durch das viele Phänomene des Sprachgebrauchs nicht erklärt werden können, die dann in den Bereich der Pragmatik abgeschoben werden müssen. Vielmehr ist ein erklärtes Ziel aller kognitivistischen Ansätze, von dem tatsächlich vorliegenden sprachlichen Datenmaterial

ausgehend, zu Erklärungen und Verallgemeinerungen zu gelangen und möglichst nicht der Versuchung zu erliegen, den Weg in umgekehrte Richtung zu beschreiben und gefundene Erklärungen zur Regel und alles nicht Erklärbare zur Ausnahme von der Regel zu ernennen. Wie weit es die kognitive Linguistik mit der Verwirklichung dieses Anspruchs bringen wird, bleibt allerdings noch abzuwarten.

Eine zentralere Position als der zweiten kommt innerhalb der kognitivistischen Programmatik der ersten der oben angeführten Grundannahmen zu. Denn hinter ihr verbirgt sich, was eigentlich das Kognitive an der kognitiven Linguistik und Semantik ist. Wie aus der Formulierung der ersten Grundannahme hervorgeht, ist ein wesentlicher, wenn nicht *der* wesentliche Begriff derjenige der mentalen Repräsentation. Monika Schwarz hat diesen Sachverhalt prononciert dargestellt: „Eine Grundannahme der Kognitiven Wissenschaft ist, daß der menschliche Organismus bedeutungsvolles Verhalten produzieren kann, indem er formale Operationen auf gespeicherte Wissensrepräsentationen anwendet.“⁹³ Wenn dann zugleich Kognition als „die Menge aller Strukturen und Prozesse menschlichen Wissens“⁹⁴ aufgefaßt wird, ist die Schlüsselfunktion, die dem Begriff der mentalen (Wissens-) Repräsentation zukommt, und seine enge Verknüpfung mit dem der Kognition evident.

Nun stellen sich unmittelbar im Anschluß an diese Konzeption Fragen, die zugleich als die Grundprobleme der kognitiven Linguistik gelten können: In welcher Form ist Wissen mental repräsentiert? Lassen sich darüber überhaupt gültige Aussagen treffen? Wie sind mentale Wissensrepräsentationen untereinander organisiert? Welcher Status kommt sprachlichem Wissen innerhalb der globalen Wissensorganisation zu? Kann von ihm als einem eigenen Modul gesprochen werden, oder ist es unentwirrbar mit dem gesamten anderen Wissen verweben?

Was die letzten beiden Fragen angeht, so kann hier nur exemplarisch auf die Debatte hingewiesen werden zwischen Protagonisten einer schwachen kognitivistischen These einerseits, die von einer eher modularen „Zwei-Ebenen-Semantik“ ausgehen, d. h. von der Trennung zwischen einer rein sprachlichen semantisch-lexikalischen Ebene und einer „konzeptuellen Repräsentationsebene“, in der anderes Erfahrungswissen niedergelegt ist und deren Grenze zur semantisch-lexikalischen Ebene zwar durchlässig, aber nicht unscharf ist,⁹⁵ und Protagonisten einer starken kognitivistischen These andererseits, die sprachliches und

⁹³ Schwarz: Einführung in die Kognitive Linguistik, S. 20.

⁹⁴ Ebd., S. 14.

⁹⁵ Vgl. zur „Zwei-Ebenen-Semantik“ vor allem die Sammelbände Bierwisch/Lang: Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven, Bierwisch/Lang: Dimensional Adjectives: Grammatical Structure and Conceptual Interpretation sowie Lang: Semantische vs. konzeptuelle Struktur.

sogenanntes enzyklopädisches Wissen als holistisch organisiert betrachten.⁹⁶ Die Antworten, die die kognitive Linguistik auf die übrigen Fragen gibt, sollen in den folgenden drei Kapiteln dargestellt werden. Dabei ist die Abfolge so angelegt, daß zunächst der elementare Begriff des mentalen Konzepts vorgestellt (Kap. 3.1.1) und dann zu komplexeren Organisationsformen (Kap. 3.1.2) und schließlich zu globalen mentalen Strukturen (Kap. 3.1.3) aufgestiegen wird.

3.1.1 Kategorien und Konzepte

Eine in gewisser Weise initiatorische Rolle für die Kognitionsforschung spielen Mitte der siebziger Jahre veröffentlichte Untersuchungen zur menschlichen Kategorisierungsleistung. Diese Forschungsarbeiten spiegeln zum einen die Verwurzelung der gesamten Disziplin in der Psychologie und zum anderen ihren – anfänglich noch stärker ausgeprägten – Charakter einer empirischen, mit Versuchsanordnungen und deren statistischer Auswertung arbeitenden Wissenschaft wider. Zu den wichtigsten jener Untersuchungen zählen ohne Zweifel die Arbeiten Eleanor Roschs, mit denen sie vor allem zwei zentrale Begrifflichkeiten in die Kognitionswissenschaft eingebracht hat: den Begriff des Prototyps und die Unterteilung in einen „superordinate“, einen „basic“ und einen „subordinate level“ der Kategorisierung.

Ausgangspunkt für die Entwicklung des Begriffs Prototyp, wie er von Rosch verstanden wird, war die Feststellung, daß die Daten, die mittels empirischer Untersuchungen gewonnen werden konnten, nicht mit der klassischen aristotelischen Auffassung von Kategorienbildung in Einklang zu bringen waren. Dieser Auffassung zufolge sind Kategorien diskrete Einheiten, deren Elemente aufgrund von differenzierenden Merkmalen – notwendiger und hinreichender Bedingung oder *genus proximum* und *differentia specifica* – eindeutig festgelegt sind; jede mögliche Entität kann demnach nur entweder eindeutig der Kategorie angehören oder eindeutig nicht, und jedes einzelne Element ist ein gleich gutes Beispiel der gesamten Kategorie. Die Praxis der Sprachverwendung wird diesen Idealforderungen häufig nicht gerecht. So kann weder in allen Fällen von scharfen Grenzen einer Kategorie gesprochen werden, beispielsweise bei der Kategorie GROSSER MENSCH⁹⁷ nicht, von der man nicht etwa sagen könnte, daß

⁹⁶ Vertreter dieser Richtung sind z. B. George Lakoff (vgl. Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*) und Ronald W. Langacker (vgl. Langacker: *Foundations of Cognitive Grammar*).

⁹⁷ Im weiteren gelten folgende Notationskonventionen:

KAPITALCHEN = kognitive Kategorie

VERSALIEN = kognitives Konzept

[VERSALIEN IN ECKIGEN KLAMMERN] = frame, schema, script oder Idealized Cognitive Model

ihr alle Menschen über 200 cm Körpergröße angehörten, eine 199 cm große Person aber eindeutig nicht, noch ist es in allen Fällen dem Gebrauch von Kategorialausdrücken angemessen, alle Elemente als gleich gute Exemplare der Kategorie zu werten, wie man sich leicht anhand der eigenen intuitiven Einschätzung vergegenwärtigen kann, ob ein Delphin oder eine Fledermaus in gleicher Weise Vertreter der Kategorie SÄUGETIER sind wie etwa ein Schaf oder ein Pferd. Während im Fall der Kategorie GROSSER MENSCH von einer unscharfen Menge („fuzzy set“) gesprochen wird, deren Ränder nicht deutlich zu bestimmen sind, kann die Kategorie SÄUGETIER als Beispiel für eine Prototypenkategorie betrachtet werden, die sowohl zentrale, prototypische Elemente als auch periphere Elemente, jedoch festgelegte Grenzen gegenüber anderen Kategorien besitzt.

Rosch konzentrierte sich in ihren Studien zunächst auf Farbkategorien. Sie ging dabei von einer der traditionellen Sichtweise, der gemäß die Segmentierung der Farbwahrnehmung auf rein arbiträren Kategorisierungen beruht, widersprechenden Hypothese aus: „[The domain of color is] structured into nonarbitrary, semantic categories which develop around perceptually salient ›natural prototypes.“⁹⁸ Stützen ließ sich ihre Annahme vor allem durch eine Reihe von Versuchen mit einer Sprachgemeinschaft auf Neuguinea, den Dani, die lediglich zwei Farbkategorien sprachlich unterscheiden: eine, die ungefähr das Feld DUNKEL und eine, die ungefähr das Feld HELL abdeckt. Es stellte sich heraus, daß die Dani-Versuchspersonen beim Erlernen weiterer Farbbezeichnungen mit Hilfe physikalisch genormter Farbproben bestimmte fokale oder prototypische Farben signifikant schneller einem entsprechenden Farbnamen zuzuordnen lernten, als dies bei mehr peripheren Farben einer Kategorie der Fall war.⁹⁹ Die Dani konnten also beispielsweise früher einem typischen Grün seinen neu erlernten Namen zuordnen als einem besonders blassen oder übermäßig dunklen Grün. Interessanterweise stimmten nun diejenigen Farben, die in den Dani-Tests sich als zentral erwiesen, mit denen überein, die auch Testpersonen in den USA auf Befragen als typische Exemplare einer Farbkategorie ausgewählt hatten. Rosch sieht unter anderem in dieser interkulturellen Übereinstimmung ein Indiz, das es erlaubt, in den entsprechenden Farbwerten natürliche, entweder durch die Struktur der realen Welt oder durch die genetische Disposition des Menschen

⁹⁸ Rosch: *Natural Categories*, S. 328. Vgl. zur Farbkategorisierung auch die von derselben Autorin unter ihrem früheren Namen Eleanor R. Heider veröffentlichten Untersuchungen: Heider: „Focal“ color areas and the development of color names, Heider: *Universals in color naming and memory*, Heider/Olivier: *The structure of the color space in naming and memory for two languages*.

⁹⁹ Vgl. Rosch: *Natural Categories*, S. 341: „Dani Ss [Versuchspersonen] could learn the presumed natural prototypes of color categories [...] faster than they learned other color stimuli“.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

vorgegebene Prototypen und in den um sie gruppierten Farbkategorien natürliche Kategorien anzusetzen.

Abgesehen von dem durchaus problematischen Charakter der Begriffe *natürlicher* Prototyp und *natürliche* Kategorie, auf den weiter unten noch eingegangen wird, sollte andeutungsweise deutlich geworden sein, um welche Art von Phänomen es bei Prototypikalitätserscheinungen geht. Prototypen sind zentrale Elemente einer Kategorie, deren Zugehörigkeit zu der jeweiligen Kategorie außer Frage steht; Abweichungen vom Prototyp haben eine Einstufung des entsprechenden Elements mehr zu den Rändern der Kategorie hin oder, bei starken Divergenzen, außerhalb der Grenzen der Kategorie zur Folge. Das läßt sich anhand einer ähnlich wie diejenige Roschs ausgerichteten Studie von William Labov weiter präzisieren. Labov beschreibt in „The boundaries of words and their meanings“ eine Versuchsanordnung, in der er Probanden schematische Zeichnungen von tassenähnlichen Gefäßen vorlegte und sie die abgebildeten Objekte mit einem Namen zu benennen bat.¹⁰⁰ Ein Teil der von Labov verwendeten Zeichnungen ist in der folgenden Abbildung annäherungsweise wiedergegeben:

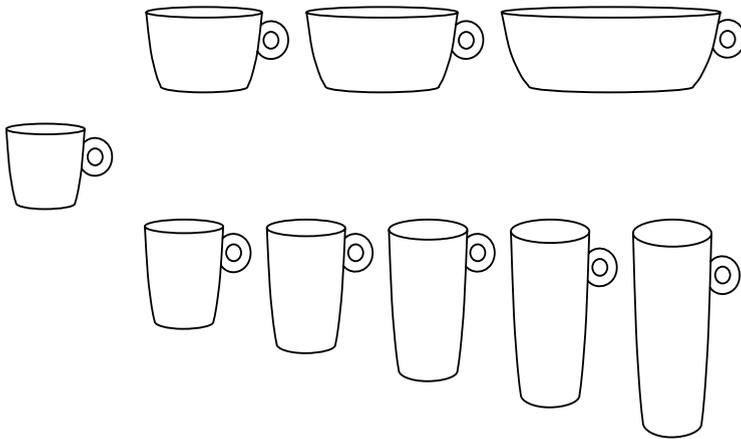


Abbildung 1: Tassenähnliche Objekte nach Labov¹⁰¹

¹⁰⁰ Labov: The boundaries of words and their meanings.

¹⁰¹ Vgl. Labov: The boundaries of words and their meanings, S. 354. Bei Labov sind die Zeichnungen bezüglich des Verhältnisses von Höhe zu Breite des dargestellten Objekts genau festgelegt – in der oberen Reihe verändert sich das Verhältnis von 1:1,2 über 1:1,5 bis zu 1:1,9, in der unteren Reihe von 1,2:1 über 1,5:1, 1,9:1, 2,4:1 bis zu 3:1. In dieser Genauigkeit sind die Zeichnungen nicht reproduziert worden, da sie hier nicht Versuchs-, sondern lediglich Illustrationszwecken dienen.

Es zeigte sich dabei, daß die ganz links wiedergegebene Zeichnung in neutralem Kontext in nahezu allen Fällen mit dem Ausdruck „cup“ belegt wurde, während die Abbildungen in der oberen Reihe von links nach rechts immer weniger die Benennung „cup“ und immer stärker die Bezeichnung „bowl“ hervorriefen und die der unteren Reihe statt zu „cup“ von links nach rechts immer mehr zu „vase“ tendierten. Labov zieht aus diesem Ergebnis vor allem Folgerungen für die Grenzen der Kategorie CUP. Offenbar spielen bei der Benennung konkreter Objekte mit dem Kategoriausdruck „cup“ nicht ausschließlich diskrete Merkmale wie „konkret“, „unbelebt“, „konkav“, „mit Henkel“ usw. eine Rolle, vielmehr wirken auf die Kategorisierung an zentraler Stelle nicht-diskrete, gewissermaßen analoge Eigenschaften der Gegenstände ein. Aufgrund genau dieser Eigenschaften kommt es dann zu fließenden Übergängen zu benachbarten Kategorien: So ist es in neutralem Kontext bei einem tassenähnlichen Objekt mit einem Höhe/Breite-Verhältnis von etwa 1:2,2 gleich wahrscheinlich, ob es „cup“ oder „bowl“ genannt wird.¹⁰²

Labov untersuchte darüber hinaus, wie sich die Platzierung der Objekte in verschiedene nicht neutrale Kontexte auf die Kategorisierung auswirkt. Zu diesem Zweck forderte er die Probanden in drei weiteren Versuchsreihen auf, sich das entsprechende Objekt (a) mit Kaffee oder Tee („coffee-context“), (b) mit Kartoffeln oder Reis („food-context“) oder (c) mit Blumen („flower-context“) gefüllt vorzustellen und es dann zu benennen. Auch in diesen drei spezifischen Kontextsituationen erwies sich das in Abbildung 1 links stehende Objekt mit einem Höhe/Breite-Verhältnis von 1:1 als am meisten stabil bezüglich seiner Zugehörigkeit zur Kategorie CUP. Das kann als starkes Indiz dafür gewertet werden, daß dieses Objekt der prototypischen Form innerhalb der Kategorie entspricht; es ist relativ resistent gegen Abweichungen von der prototypischen Funktion von Elementen der Kategorie CUP, eben weil es durch seine Form so fest in ihr verankert ist.¹⁰³

Welche Schlußfolgerungen lassen sich nun aus den Ergebnissen der von Rosch und Labov durchgeführten Experimente für die mentale Repräsentation von Bedeutungen ziehen? Zunächst ist George Lakoff darin zuzustimmen, daß von diesen Resultaten *nicht* in der Art einer Eins-zu-eins-Entsprechung auf die Form mentaler Repräsentation geschlossen werden kann.¹⁰⁴ Weder spiegeln Prototyp-Effekte die Struktur der mentalen Organisation einer Kategorie wider, noch kann der Prototyp einer Kategorie ohne weiteres als ihre mentale Re-

¹⁰² Vgl. Labov: The boundaries of words and their meanings, S. 355 f.: „At about the width of 2.2 to 1, the likelihood of the object being called a bowl is roughly equal to the likelihood of its being called a cup.“

¹⁰³ Vgl. dazu das Diagramm bei Labov: The boundaries of words and their meanings, S. 361.

¹⁰⁴ Vgl. Lakoff: Women, Fire and Dangerous Things, S. 43: „there was no one-to-one correspondence between the [prototype] effects and mental representations.“

präsentation angesetzt werden.¹⁰⁵ Es handelt sich lediglich um unter bestimmten Bedingungen sich einstellende Effekte, über die Ursachen für diese Effekte geben die Effekte selbst noch keine Auskunft.¹⁰⁶ Dennoch lassen sich aus den Experimenten Folgerungen darüber ableiten, wie Kategorien *nicht* mental repräsentiert sind: Kategorien sind nicht in allen, wahrscheinlich sogar in den allerwenigsten Fällen in der Form aristotelischer Kategorien festgelegt; sie besitzen (a) nicht immer scharfe Grenzen gegenüber anderen Kategorien und (b) nicht immer eine homogene innere Struktur.

Die genannten wichtigen Einschränkungen der Tragweite von kognitionswissenschaftlichen Begriffen gelten auch für die nächste einzuführende Differenzierung, die wie der Terminus „Prototyp“ zum begrifflichen Rüstzeug der kognitiven Linguistik gehört – die Unterscheidung von Basic-, Superordinate- und Subordinate-level der Kategorisierung. Der Grundgedanke dabei, von Roger Brown¹⁰⁷ zunächst theoretisch beschrieben und später durch Brent Berlin¹⁰⁸ und vor allem Eleanor Rosch¹⁰⁹ weiterentwickelt und experimentell gestützt, ist, daß den einzelnen Hierarchiestufen innerhalb einer Begriffstaxonomie aus kognitiver Sicht höchst unterschiedlicher Status zukommt. Insbesondere wird von einer gewissermaßen vor allen anderen ausgezeichneten Hierarchiestufe der Kategorisierungs- oder Klassifikationssysteme ausgegangen. Dieser „basic level“ befindet sich auf taxonomisch mittlerer Ebene, d. h., es lassen sich für ihn leicht sowohl übergeordnete, umfassendere „superordinate“ als auch untergeordnete, engere „subordinate“ Kategorien angeben, und er hebt sich im wesentlichen durch folgende Merkmale von diesen ab:

- Der Basic-level ist die hierarchisch höchste Stufe, auf der sich noch ein Maximum an gemeinsamen Attributen der Kategorielemente angeben läßt; er vereint hohe Inklusivität und damit hohen Abstraktionsgrad mit größtmöglicher Spezifikation und Konkretheit, mit ihm ist mithin ein Optimum an kognitiver Ökonomie gegeben.
- Der Basic-level ist die hierarchisch höchste Stufe, auf der ein einzelnes mentales Bild die gesamte Kategorie vertreten kann.

¹⁰⁵ Lakoff macht darauf aufmerksam, daß Rosch sich in ihren späteren Arbeiten selbst gegen das vorschnelle Ziehen von Schlüssen aus Prototyp-Effekten auf die Art der mentalen Repräsentation wendet: „it is not widely known that Rosch abandoned the ideas that prototype effects directly mirror category structure and that prototypes constitute representations of categories“ (Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 43).

¹⁰⁶ Vgl. Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 43: „The effects had ›sources‹, but one could not determine the sources given the effects.“

¹⁰⁷ Vgl. Brown: *How Shall a Thing Be Called?*; Brown: *Social Psychology*.

¹⁰⁸ Vgl. Berlin/Breedlove/Raven: *Principles of Tzeltal Plant Classification*.

¹⁰⁹ Vgl. Rosch: *Human Categorization*; Rosch: *Principles of categorization*.

- Der Basic-level ist die hierarchisch höchste Stufe, auf der mit den Elementen der Kategorie noch ähnliche motorische Abläufe verbunden sind.
- Basic-level-Kategorien werden Gegenstände in Testsituationen am schnellsten zugeordnet.
- Kinder erwerben Namen von Basic-level-Kategorien zuerst.
- Namen von Basic-level-Kategorien sind am gebräuchlichsten in der Sprachpraxis.
- Die Lexeme, die zur Bezeichnung von Basic-level-Kategorien dienen, sind mit auffällender statistischer Häufung kürzer als ihre Gegenstücke in unter- und übergeordneten Bereichen.¹¹⁰

Der hervorgehobene Status von Basic-level-Kategorien läßt sich anhand zweier Beispiele, die sich bei Lakoff finden, erläutern:

| | | |
|----------------------|-----------|-----------|
| Superordinate level: | ANIMAL | FURNITURE |
| Basic level: | DOG | CHAIR |
| Subordinate level: | RETRIEVER | ROCKER |

Für ANIMAL wie für FURNITURE kann weder eine größere Anzahl von Attributen angegeben werden, die alle Elemente der jeweiligen Kategorie teilen, noch eine Art „Bild“ des typischen Vertreters der Kategorie imaginiert werden, das Anspruch auf mehr als bloß idiosynkratischen Charakter erheben dürfte. RETRIEVER und ROCKER auf der anderen Seite besitzen zwar einen hohen Spezifikationsgrad, der es erlaubt, für diese Kategorien eine hohe Zahl gemeinsamer Merkmale anzugeben, eben dieser hohe Spezifizierungsgrad macht sie jedoch auch gleichsam kognitiv unhandlich; sie sind gegenüber den sie umfassenden Basic-level-Kategorien reicher an Information, dieses erhöhte Maß an Information erfordert aber auch einen höheren Verarbeitungsaufwand und ist daneben auch der Grund für die gesteigerte Kontextsensitivität von Subordinate-level-Kategorien (vgl.: *Der Dackel drang in den Fuchsbau ein. ?Der Schäferhund drang in den Fuchsbau ein.*¹¹¹ *Der Hund drang in den Fuchsbau ein.*). Am Rand sei angemerkt, daß sich eine gewisse Tendenz, die kognitive Unhandlichkeit von Subordinate-level-Kategorien zu minimieren, morphologisch widerspiegelt in der häufigen Verwendung von Komposita zur Benennung dieser Kategorien. Die von Lakoff verwendeten Beispielausdrücke „retriever“ und „rocker“ werden im Wörterbuch mit „Apportierhund“ und „Schaukelstuhl“

¹¹⁰ Vgl. zu dieser Auflistung den Katalog bei Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 46 sowie die Ausführungen in Rosch: *Human Categorization*, S. 30-35.

¹¹¹ Das Fragezeichen vor dem Satz kennzeichnet die semantische Auffälligkeit.

übersetzt. Es scheint deutlich, daß diese Bildungen des Deutschen auf der Auswahl des übergeordneten, kognitiv handlichen Basic-level-Begriffs (HUND bzw. STUHL) und seiner Ergänzung durch eine spezifizierende Eigenschaft beruhen.

Die in den Beispieltaxonomien auf dem Basic-level angesiedelten Kategorien DOG und CHAIR schließlich sind in Hinsicht auf das Verhältnis von Informationsgehalt und kognitiver Handlichkeit optimiert: „the basic level is where the largest amount of information about an item can be obtained with the least cognitive effort.“¹¹²

Ein wichtiger Grund für die kognitive Ökonomie von Basic-level-Kategorien wird ersichtlich, wenn man die Relation zwischen Kategorientaxonomien und Prototypenwirkungen näher betrachtet. Denn Basic-level-Kategorien sind zumeist auch exemplarische Prototypkategorien, und eben diese enge Verbundenheit mit einem zentralen Repräsentanten der gesamten Kategorie, der bei Abruf der Kategorie – das Fehlen von Indikatoren für die Aktivierung der Randbereiche vorausgesetzt – einfach und schnell verarbeitet werden kann, steigert die Praktikabilität von Basic-level-Kategorien ungemein. Hinzu kommt, daß die Organisation des Basic-level in Form von Prototypkategorien maximale Distinktivität der Kategorien untereinander garantiert; der Prototyp einer Kategorie unterscheidet sich stärker von den Prototypen aller benachbarten Kategorien als die nicht prototypischen Elemente.

In der kognitionswissenschaftlichen Fachliteratur wird statt des Begriffs der Kategorie häufig auch der des (mental)en Konzepts gebraucht. Die beiden Ausdrücke scheinen synonym verwendet zu werden, es ist jedenfalls nicht einfach, eine klare Abgrenzung der beiden Begriffe voneinander zu finden. Entschuldigen läßt sich diese Undeutlichkeit vielleicht mit dem noch relativ frühen Stadium, in dem sich die kognitive Linguistik als eigenständige Disziplin befindet, es kommt dabei zur Einführung einer Vielzahl von Begriffen, deren Verhältnis zueinander indes noch nicht recht abgeklärt wird.¹¹³ Trotz dieser Situation kann der Begriff Konzept gegenüber seinem Pendant Kategorie mit einigem Recht als der weitere und mithin neutrale aufgefaßt werden. Vor allem ist der Terminus Kategorie stark an die Klassifikation konkreter Gegenstände und damit zugleich an deren bevorzugte sprachliche Entsprechung, die Substantive, gebunden. Unter dem Begriff Konzept lassen sich hingegen leicht auch andere Typen von mentalen Repräsentationen subsumieren.

So bietet etwa Ronald W. Langacker neben der Differenzierung von Basic-, Superordinate- und Subordinate-level an, grundsätzlich zwischen Ding- und relationalen Konzepten zu unterscheiden: „a **nominal predication** designates a

¹¹² Ungerer/Schmid: An Introduction to Cognitive Linguistics, S. 68.

¹¹³ Vgl. dazu auch die unten in Kap 3.1.2 beschriebene schwierige Begriffslage.

thing, while a **relational predication** designates either an **atemporal relation** or a **process**.¹¹⁴ Langacker verbindet also Typen von Einheiten auf der Ebene der konzeptuellen Repräsentation mit den ihnen entsprechenden Typen von Einheiten auf der Ebene der sprachlichen Realisation. Dabei gilt es für die Entitätenklassen „relation“, „process“ und ganz besonders für „thing“ nicht zu vergessen, daß darunter Arten von abstrakten mentalen Repräsentationen zu verstehen sind: „The definition of a thing is abstract: it makes reference not to physical objects but rather to cognitive events.“¹¹⁵

Die abstrakten Repräsentationen sind nach Langacker als symbolische Einheiten („symbolic units“) mit einem semantischen und einem phonologischen Pol zu verstehen, die im Kommunikationsakt auf semantischer wie auf phonologischer Ebene aktiviert bzw. realisiert werden. Folgendes Schaubild mag der Verdeutlichung dieser hinter Langackers Ausführungen stehenden Grundvorstellung von dem kognitiven Status sprachlicher Ausdrücke dienen:

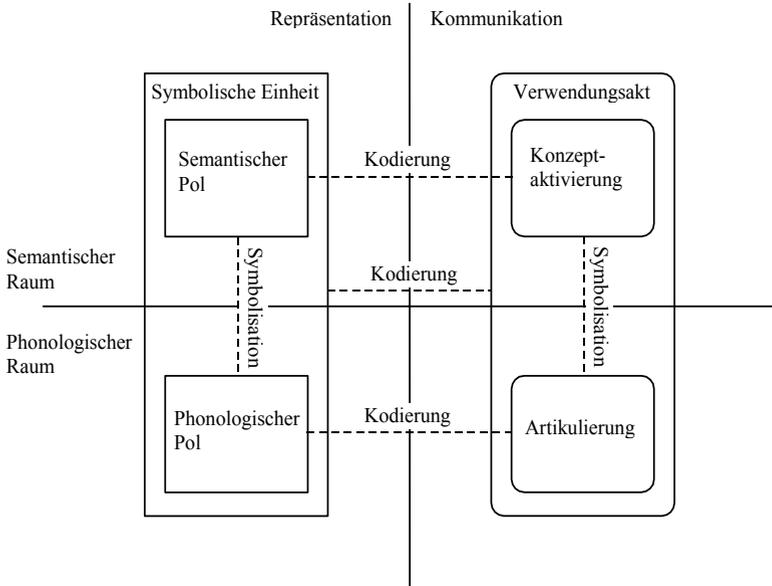


Abbildung 2: Mentale Repräsentation und Realisation nach Langacker¹¹⁶

¹¹⁴ Langacker: Foundations of Cognitive Grammar I, S. 183.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 77, Abbildung 2.5.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Eine symbolische Einheit, deren semantischer Pol mit einem Konzept vom Typ „Ding“ verknüpft ist, wird im allgemeinen der Wortart Substantiv zuzuordnen sein; bei symbolischen Einheiten, die an ihrem semantischen Pol mit einem relationalen Konzept verbunden sind, ist danach zu differenzieren, ob diese Relation einen temporalen Aspekt besitzt, ob sie also in Form eines zeitlich ausgedehnten Vorgangs, eines Prozesses, konzeptualisiert ist, dann zählt die zugehörige symbolische Einheit zur Wortart Verb, oder ob es sich um eine atemporale Relation handelt, in der jedes zeitliche Moment gleichsam aus der Konzeptualisierung ausgespart bleibt, in diesem Fall gehören die entsprechenden symbolischen Einheiten zu Wortarten wie Adjektiv, Adverb oder Präposition. In Übersicht lassen sich die unterschiedlichen Konzeptklassen und ihre Verbindungen zu den traditionellen Wortarten folgendermaßen zusammenfassen:¹¹⁷

| <i>Konzeptklasse</i> | <i>Wortart</i> |
|-------------------------|-------------------------------|
| 1. Ding | Substantiv |
| 2. Relation | |
| 2.1 Prozeß | Verb |
| 2.2 Atemporale Relation | Adjektiv, Adverb, Präposition |

Einen etwas anderen Ansatz zur Typologisierung verschiedener Konzeptklassen vertritt Udo L. Figge. Er versteht unter dem – kognitionswissenschaftlich aufgefaßten – Ausdruck Konzept zunächst ganz allgemein einen Überbegriff für alle Arten von „Gedächtniselementen“,¹¹⁸ so daß umgekehrt „das Gedächtnis als ein netzartiges Gebilde aus Konzepten und aus Beziehungen zwischen diesen Konzepten“¹¹⁹ gelten kann. Figge differenziert nun einerseits danach, ob Konzepte auf Merkmale von Gegenständen oder auf Gegenstände selbst rekurren, und andererseits danach, ob sich Konzepte auf konkrete oder auf allgemeine Merkmale oder Gegenstände beziehen. Ein Konzept, „das sich ein Individuum von einem konkreten, individuellen Aspekt [also Merkmal, P. B.] seiner Umwelt

¹¹⁷ Vgl. zu der tabellarischen Gegenüberstellung: ebd., Kapitel 5 und 6 (S. 183-243) sowie Abbildung 7.5 (S. 249). Langacker unterscheidet in bezug auf atemporale Relationen noch die Unterkategorien „statische Relation“ („static relation“) und „komplexe atemporale Relation“ („complex atemporal relation“) (vgl. ebd., S. 248 f.), diese Differenzierung ist aber für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung nicht von Interesse und kann daher durchaus ausgespart bleiben, ohne damit das System Langackers zu verzerren.

¹¹⁸ Vgl. Figge/Job: Das Gedächtnis in sprachwissenschaftlicher Perspektive, S. 16. Statt allgemein von Gedächtniselementen müßte wohl richtiger von Elementen des Langzeitgedächtnisses gesprochen werden.

¹¹⁹ Ebd., S. 23.

gebildet hat“,¹²⁰ heißt Eigenschaftskonzept; das Konzept eines bestimmten einzelnen Gegenstandes, eines bestimmten Hundes zum Beispiel, heißt individuelles Gegenstandskonzept und versteht sich als ein „Cluster (eine Menge) von Eigenschaftskonzepten“,¹²¹ aus denen es aufgebaut ist; ein allgemeines, von einzelnen Gegenständen abgelöstes Konzept eines Merkmals nennt Figge Kategorienkonzept; allgemeine Konzepte von Typen von Gegenständen schließlich, wie beispielsweise das Konzept von einem Hund im allgemeinen, heißen allgemeine Gegenstandskonzepte und sind wiederum „Cluster (Mengen) von Kategorienkonzepten“.¹²² In schematischer Übersicht stellt sich Figges Systematik somit wie folgt dar:¹²³

| | Merkmalskonzepte | Gegenstandskonzepte |
|---------------------|----------------------|----------------------------------|
| konkrete Konzepte | Eigenschaftskonzepte | individuelle Gegenstandskonzepte |
| allgemeine Konzepte | Kategorienkonzepte | allgemeine Gegenstandskonzepte |

Von Langackers Überlegungen unterscheiden sich diejenigen Figges vor allem dadurch, daß mit ihnen Abstand genommen wird von der Annahme, die einzelnen Arten von Konzepten entsprächen in der Weise einer eindeutigen Abbildungsrelation bestimmten Wortarten. Zwar heißt es auch bei Figge: „Individuelle und allgemeine Gegenstandskonzepte manifestieren sich in Substantiven, Eigenschafts- und Kategorienkonzepte in Adjektiven und Verben.“ Doch folgt darauf gleich die wichtige Einschränkung: „Das Umgekehrte gilt allerdings nicht. Das hängt überwiegend damit zusammen, daß auch Substantive Eigenschafts- oder Kategorienkonzepte manifestieren können, und zwar wenn sie durch Substantivierung aus Verben oder Adjektiven hervorgegangen sind (z. B. *chasse* bzw. *beauté*) oder wenn sie prädikativ verwandt werden, z. B. *Pierre est professeur*.“¹²⁴

Bezahlt machen für die Zwecke der Analyse nichtfiktionaler Elemente fiktionaler literarischer Erzähltexte kann sich hauptsächlich Figges Idee, konkrete Konzepte von individuellen Gegenständen und ihren Merkmalen in die Überlegungen mit einzubeziehen. Das soll sich weiter unten noch zeigen.¹²⁵

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Ebd., S. 24.

¹²² Ebd.

¹²³ Die Darstellung verdankt sich außer der bereits erwähnten Arbeit von Figge/Job auch dem Aufsatz Figge: Gedächtnis und Text und – ganz wesentlich – den Ausführungen zu Figge bei Gather: Formen referierter Rede.

¹²⁴ Figge/Job: Das Gedächtnis in sprachwissenschaftlicher Perspektive, S. 26 f.

¹²⁵ Vgl. unten Kap. 4.1.

Kritisch ist hingegen anzumerken, daß Figge meines Erachtens zur Begriffsverwirrung in der kognitiven Linguistik beiträgt, indem er den Ausdruck Kategorienkonzepte für allgemeine Merkmalskonzepte reserviert und damit in engerem Sinn gebraucht, als er ursprünglich in den oben nachgezeichneten Untersuchungen zur menschlichen Kategorisierungsleistung von Rosch und anderen verstanden worden ist. So ging es ja etwa in der Studie Labovs in den Begriffen Figges nicht nur um das Kategorienkonzept IST EINE TASSE, sondern in gewisser Weise sicher auch um das allgemeine Gegenstandskonzept TASSE, das von Labov viel eher mit dem Begriff Kategorie gemeint zu sein scheint. Diese begriffliche Unklarheit ist aber marginal im Vergleich zu den Überschneidungen von Begriffen, mit denen sich das folgende Kapitel konfrontiert sieht.

3.1.2 Schemata, Frames, Scripts, Idealized Cognitive Models

Charles J. Fillmore führt in „Frames and the semantics of understanding“ acht Begriffe an, die mit der Bezeichnung „frame“ in der kognitionswissenschaftlichen Literatur konkurrieren: „schema“, „script“, „global pattern“, „pseudo-text“, „cognitive model“, „experiential gestalt“, „base“ und „scene“.¹²⁶ Diese Reihe könnte noch fortgeführt werden durch „scenario“, „event-frame“ und andere Ausdrücke. Aus der Vielzahl dieser nicht scharf voneinander abgegrenzten Begriffe lassen sich jedoch die drei herausfiltern, die die weiteste Verbreitung gefunden haben und die sich – wie ich meine – am sinnvollsten und deutlichsten voneinander unterscheiden lassen: Frame, Script und Schema.

Von den drei Termini scheint mir der des Schemas der allgemeinste zu sein, der die anderen beiden umfasst; er sei daher als erster erläutert. Der Begriff des mentalen Schemas läßt sich vielleicht am besten durch das doppelte Verhältnis, in dem er zu demjenigen des mentalen Konzepts steht, verstehen. Gegenüber einfachen Konzepten können Schemata – und also auch Frames und Scripts – insofern als Repräsentationen höherer Ordnung und höheren Komplexitätsgrads eingestuft werden, als sie zum einen selbst aus Konzepten und Subschemata aufgebaut sein können und zu ihnen zum anderen wesentlich die bestehenden Relationen zwischen eben diesen konzeptuellen Komponenten gehören. Ein Schema kann von daher als ein Gebilde begriffen werden, bestehend aus Elementen und Relationen zwischen diesen Elementen.¹²⁷ Andererseits sind Schemata aber in gewisser Weise auch konzeptuell ärmer als voll entfaltete Konzepte, weil sie nicht etwa alle anderen Einzelkonzepte, die zu einem ihrer

¹²⁶ Vgl. Fillmore: *Frames and the semantics of understanding*, S. 223, Fußnote 4.

¹²⁷ Vgl. Minsky: *A Framework for Representing Knowledge*, S. 214: „We can think of a frame as a network of nodes and relations.“ Was Minsky hier in Hinsicht auf Frames feststellt, gilt für jede Art von mentalem Schema.

Elemente in Verhältnis stehen können, umfassen und von den möglichen Relationen, in denen die ausgewählten Elemente zueinander stehen können, längst nicht alle hervorheben, sondern typische, d. h. eben *schematische* Konstellationen wiedergeben.

Ein in der Fachliteratur häufig erörtertes Beispiel mag der Verdeutlichung dienen: das Schema [KAUFEN].¹²⁸ Dieses Schema umfaßt mindestens fünf Subschemata¹²⁹ oder -konzepte: einen KÄUFER, einen VERKÄUFER, eine WARE, GELD und so etwas wie die Tätigkeit VERHANDELN. Die WARE steht zu Beginn im Verhältnis des BESITZENs zum VERKÄUFER und am Ende im Verhältnis des BESITZENs zum KÄUFER, mit dem GELD verhält es sich genau umgekehrt, die WARE wiederum steht zum GELD im Verhältnis des WERTSEINS, das Verhältnis von KÄUFER und VERKÄUFER zum VERHANDELN ist das von AKTANTEN usw. Das so charakterisierte Schema sollte allgemein und abstrakt genug sein, um alle tatsächlichen Fälle von Kaufvorgängen abzudecken. Allerdings ist nicht jeder potentielle Fall in gleicher Weise durch das Schema sanktioniert. Denn die Subschemata sind nicht völlig freie Variablen, sondern durch das Schema gebunden, das Schema gibt bestimmte *Voreinstellungen* („default values“)¹³⁰ beispielsweise für die WARE vor, in der bei fehlender Indikation für eine abweichende Annahme im allgemeinen ein konkreter Gegenstand angesetzt wird. Mit Hilfe der Voreinstellungen ist es möglich, in den üblichsten, prototypischen Fällen schnell auf ein möglichst passendes Schema zugreifen zu können. Liegen hingegen in nicht prototypischen Situationen Informationen vor, die eine Applikation der Voreinstellungen ausschließen, kann das Schema ohne größeren Aufwand in den entsprechenden Punkten angepaßt werden.

Schemata mitsamt ihren „default values“ sind also nichts anderes als *Stereotypen*, die zwar einerseits die Verarbeitung und das Verstehen sprachlicher Information ungemein erleichtern, die aber andererseits auch das adäquate Erfassen ungewöhnlicher Situationen erschweren können, da es hierzu erforderlich ist, vorhandene Schemata anzupassen oder gar neue zu konstituieren.¹³¹ Die einfache

¹²⁸ Die Darstellung ist in der Hauptsache angelehnt an: Rumelhart: Schemata, bes. S. 35-37.

¹²⁹ Vgl. ebd., S. 39: „A schema is a network (or possibly a tree) of subschemata [...]. These subschemata represent the conceptual constituents of the concept being represented.“

¹³⁰ Ebd., S. 36; vgl. auch den Ausdruck „default assignment“ bei Minsky: A Framework for Representing Knowledge, S. 228: „I conjecture that frames are never stored in long-term memory with unassigned terminal values. Instead, what really happens is that frames are stored with weakly bound default assignments at every terminal!“ Statt der Bezeichnungen „variable“ und „terminal“ findet zuweilen auch der Ausdruck „slot“ für die veränderlichen Bestandteile eines Schemas Verwendung.

¹³¹ Vgl. Minsky (ebd., S. 228), der festhält, daß Frames und ihre „default assignments“ „manifest themselves as often useful but sometimes counterproductive stereotypes.“ Zum Zusammenhang zwischen Stereotypen und Bedeutung vgl. Putnam: The

kognitive Handhabbarkeit von Stereotypen führt häufig dazu, daß sie ad hoc auf Gegenstände angewandt werden, die sich bei näherer Betrachtung als durch das entsprechende Schema nur sehr unzureichend repräsentiert erweisen – Stereotypen können eine angemessene Interpretation von Sachverhalten blockieren.

Die Funktion von Schemata erschöpft sich jedoch keineswegs darin, den konzeptuellen Hintergrund für das Verständnis von wahrgenommenen Gegenständen und Sachverhalten zu liefern. Was sie darüber hinaus für Linguisten – und für Literaturwissenschaftler – vor allem interessant macht, ist die Möglichkeit, mit ihnen etwas mehr Licht in den noch dunklen Bereich der Vorgänge zu bringen, die bei der Produktion wie bei der Rezeption von Texten eine Rolle spielen. Es geht dabei hauptsächlich um die Fragen, wie es dazu kommt, daß textexterne Informationen zur Verarbeitung eines Texts eingesetzt werden, und wodurch bestimmt ist, welche Informationen herangezogen werden, kurz: Es geht um die Frage, auf welcher Grundlage es zu *Inferenzen* während des Verarbeitungsprozesses kommt. Die Antwort, die aus der Perspektive der kognitiven Linguistik auf diese Frage gegeben wird, lautet: In schematischer Form im menschlichen Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissensstrukturen sind die Grundlage für Inferenzen.

Ohne Inferenzen zu ziehen, könnte selbst der simpelste Text nicht verstanden werden. Denn zum adäquaten Erfassen eines Texts, zur Konstitution der durch ihn gegebenen Textwelt, ist es unabdingbar, eine Reihe von Komponenten des eigenen Weltwissens in den Rezeptionsprozeß einzubringen. Von Inferenzziehung kann also immer dann gesprochen werden, wenn „eigenes Wissen hinzugefügt wird, um eine Textwelt zusammenzufügen“: „Ein Text ergibt nicht von selbst Sinn, sondern eher durch die Interaktion von TEXTWISSEN mit GESPEICHERTEM WELTWISSEN der jeweiligen Sprachverwender“.¹³² Nun ist Weltwissen ein weiter Begriff, und so einleuchtend und selbstverständlich es sein mag, daß Hintergrundwissen bei der Verarbeitung von Sprache eine große Rolle spielt, so schwierig ist es festzulegen, welche Wissensbereiche bei einem bestimmten Verstehens- oder Redevorgang aktiviert werden. Schließlich kann nicht das gesamte im Gedächtnis eines Individuums gespeicherte Wissen bei jedem Akt der Sprachbenutzung abgerufen werden. Genau in diesem Punkt bietet die Schematheorie Erklärungshilfe: Ein Schema kann in textlinguistischer Hinsicht als ein kognitiv vorgegebener Wissensbereich angesehen werden, der dazu dient, in gewisser Weise einen Verstehensrahmen für einen Text oder

Meaning of „Meaning“; von Stereotypen darf nach Putnam nicht erwartet werden, Tatsachen widerzuspiegeln, in ihnen sind vielmehr gängige, jedoch nicht unbedingt richtige Auffassungen festgeschrieben. Auf die Ähnlichkeit von Putnams Stereotypenbegriff und dem kognitivistischen Begriff eines mentalen Schemas (oder in anderer Terminologie: eines Idealized Cognitive Models (ICM)) macht George Lakoff aufmerksam (vgl. Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 169).

¹³² Beide Zitate: de Beaugrande/Dressler: *Einführung in die Textlinguistik*, S. 8.

Textteil zu liefern. Wörter und Ausdrücke führen nicht nur zu der Aktivierung isolierter Konzepte, sondern darüber hinaus zur Koaktivierung ganzer Konzeptkomplexe, eben der Schemata.¹³³ Die in einem Schema niedergelegten Informationen können dann genutzt werden, um nötige oder mögliche Inferenzen zu ziehen. Es gibt ein literarisches Genre, das sich diese kognitiven Prozesse in besonderem Maß zunutze macht und anhand dessen sich die Inferenzen stützende Funktion von Schemata exemplarisch erläutern läßt: die moderne Kurzgeschichte. Wolfgang Borchert, eine der Leitfiguren dieses Genres in der deutschen Nachkriegsliteratur, beginnt seine Kurztexte gern mit Sätzen wie:

- (1) *Sie sahen ihn schon von weitem auf sich zukommen, denn er fiel auf.*¹³⁴
- (2) *Plötzlich wachte sie auf. Es war halb drei.*¹³⁵
- (3) *Die Tür ging hinter mir zu.*¹³⁶

Auf den ungewöhnlichen Gebrauch von Pronomen und bestimmten Artikeln in Textanfängen dieser Art wurde von seiten der Literaturwissenschaft wie der Linguistik schon zu verschiedenen Malen hingewiesen.¹³⁷ Aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive kann einerseits dieser Befund noch einmal unter Verwendung einer anderen Terminologie gestützt werden, indem man sich nämlich vor Augen führt, daß Pronomen und bestimmte Artikel in der Regel genutzt werden, um auf bereits eingeführte Elemente eines durch den Text konstituierten mentalen Raums („mental space“)¹³⁸ zu verweisen und nicht, wie in (3), um neue Elemente in den Diskursraum einzuführen.¹³⁹ Andererseits bietet

¹³³ Dieses Prinzip findet unter dem Stichwort „Aktivierungsverbreitung“ („spreading activation“) in der kognitionswissenschaftlichen Fachliteratur Erwähnung, vgl. bspw. ebd., S. 93.

¹³⁴ Wolfgang Borchert: Die Küchenuhr, in: Borchert: Das Gesamtwerk, S. 201-204, hier S. 201.

¹³⁵ Wolfgang Borchert: Das Brot, in: Borchert: Das Gesamtwerk, S. 304-306, hier S. 304.

¹³⁶ Wolfgang Borchert: Die Hundeblyume, in: Borchert: Das Gesamtwerk, S. 25-39, hier S. 25.

¹³⁷ Vgl. etwa Harweg: Pronomina und Textkonstitution. Harweg spricht davon, daß in solchen Fällen „Folgesätze“ als einleitende „Situationssätze“ fungieren (ebd., S. 155, Fußnote 105, vgl. auch die Erläuterungen zum ersten Satz von Thomas Manns Novelle „Das Gesetz“ („Seine Geburt war unordentlich.“) ebd., S. 160 ff.).

¹³⁸ Mentale Räume sind vorzustellen als durch Texte gegebene Diskursräume, die dazu dienen, Elemente in dem entsprechenden Raum mental bereitzuhalten, auf die dann durch deiktische Ausdrücke, Pronomen oder Artikel anaphorisch zurückgegriffen werden kann. Vgl. dazu grundlegend Fauconnier: Mental Spaces.

¹³⁹ Vgl. ebd., S. 20: „The noun phrase *a N* in a linguistic expression sets up a new element *w* in some space, such that “*N*”(w) holds in that space. [...] The noun phrase *the N* in a linguistic expression points to an element *a* already in some space *M*, such

aber gerade die Schematheorie auch über die bloße Feststellung dieser Besonderheit hinausgehende Möglichkeiten, Anfänge von Kurzgeschichten zu analysieren. Daß nämlich Sequenzen vom Typ der angeführten Borchert-Zitate mehr Informationen vermitteln, als man ihnen auf den ersten Blick zuschreiben mag, und welche Informationen es sind, die ihnen über den Wortlaut hinaus entnommen werden können, läßt sich nachvollziehen, wenn man im Detail betrachtet, welche Schemata im einzelnen aktiviert werden und welche Inferenzen sich über diese Schemata dem Leser anbieten. So ist hinsichtlich des Textauszugs (2) davon auszugehen, daß mit dem durch den ersten Satz aufgerufenen Konzept AUFWACHEN eine schematische Vorstellung des gewöhnlichen [SCHLAF-WACH-ZYKLUS] koaktiviert wird, die die erste tentative Inferenz sanktioniert, der Zeitpunkt des Geschehens müsse in den Morgenstunden liegen. Einen Grund, an dieser Annahme Zweifel zu entwickeln, gibt lediglich die adverbiale Bestimmung „Plötzlich“ und das mit ihr gegebene relationale beziehungsweise Kategorienkonzept. Der zweite Satz von Beispiel (2) ist nun, isoliert betrachtet, ambig: Es kann ebensowohl eine Uhrzeit am Nachmittag wie eine Uhrzeit in der Nacht gemeint sein. Dennoch ergibt sich aus dem Zusammenhang mit dem [SCHLAF-WACH-ZYKLUS], der mit dem ersten Satz indirekt aufgerufen wurde, eine deutliche Präferenz für die zweite Hypothese, daß es sich nämlich um die Nachtstunde handelt. Damit wird dann, ebenfalls indirekt, das Konzept NACHT aufgerufen, das dann bei Fehlen von Kontraindikatoren gleichsam provisorisch aktiv bleibt, bis es durch den Ausdruck „dunkle Wohnung“ bekräftigt und am Ende des ersten Absatzes des Texts schließlich explizit bestätigt wird: „Nachts. Um halb drei.“¹⁴⁰

Auf ganz ähnliche Weise erlaubt auch Beispiel (1) bestimmte Inferenzen, die auf implizite Mitaktivierung einschlägiger Schemata zurückgehen. Die verwendeten Pronomina „Sie“ und „ihn“ sind beispielsweise, obwohl ihnen die Antezedentien fehlen, nicht gänzlich leer, man wird sie zunächst, wiederum bis zum Auftauchen von Indizien für die gegenteilige Annahme, auf menschliche Wesen bezogen denken. Außerdem darf aus der Verbindung des relationalen Konzepts SEHEN mit dem ebenfalls relationalen Konzept WEIT und der somit eintreten-

that “N”(a) holds in that space.“ Vgl. auch Schoenke: Neuere Entwicklungen in der Textlinguistik, S. 79: „Pronomen und bestimmter Artikel stehen in der Regel nicht am Textbeginn, danach könnte ein Text nicht in der folgenden Weise eingeleitet werden: *Er kam langsam auf das Haus zu.* Doch aufgrund unserer Textmusterkenntnisse wissen wir, daß ein solcher Textbeginn bei einer modernen Kurzgeschichte nicht nur möglich, sondern für diese literarische Gattung sogar typisch ist.“ Vgl. außerdem Langacker: Foundations of Cognitive Grammar II, S. 98: „I could hardly use (4) to start a conversation with a perfect stranger: (4) *I just found the quarter.*“ Eine Kurzgeschichte hingegen kann sehr wohl mit einem solchen Satz beginnen.

¹⁴⁰ Wolfgang Borchert: Das Brot, a.a.O., S. 304.

den Koaktivierung des Schemas [IM FREIEN AUFHALTEN] auf den Schauplatz des Geschehens als einen Ort unter freiem Himmel geschlossen werden.

Der typische Kurzgeschichtenanfang fordert durch seinen andeutenden Charakter zur Applikation von Schemata, die zum Auffüllen der Leerstellen herangezogen werden müssen, geradezu auf, er lädt somit, wie Umberto Eco es in bezug auf literarische Erzähltexte ganz allgemein ausgedrückt hat, zu „inferentiellen Spaziergängen“ ein,¹⁴¹ zu Vorhersagen oder Hypothesen über den weiteren Verlauf der dargestellten Geschehensabläufe. Von entscheidender Bedeutung für diese Inferenzoperationen ist nach Eco „die fortwährende Verknüpfung des Textes mit der Enzyklopädie“,¹⁴² d. h. mit der Gesamtheit aller im Gedächtnis abgelegten Wissensrepräsentationen über die Welt, zu denen wesentlich auch Schemata gehören.¹⁴³ Anzumerken ist, daß Phänomene der Inferenz natürlich schon vor der sogenannten „Kognitiven Wende“ bemerkt und seitens der logisch orientierten Philosophie und der Linguistik mit Hilfe von Begriffen wie Implikation, Präsupposition oder auch konversationelle Implikatur zu analysieren versucht worden sind. Alle diese Ansätze stießen aber an ihre Grenzen, wenn es darum ging, außertextuelles Wissen auf angemessene Weise in die Untersuchung einzubeziehen. Der kognitivistische Ansatz widmet sich genau diesem wichtigen Punkt, wenn auch zugegebenermaßen zuweilen auf Kosten der begrifflichen Schärfe und formalen Rigidität.

Selbstverständlich sind zum Typus der modernen Kurzgeschichte zählende Texte nicht die einzigen aus dem Bereich der Literatur, über die sich unter Verwendung der Schematheorie Erhellendes sagen läßt. Schemata sind, wie das gesamte konzeptuelle Wissen, ubiquitär – wo Menschen mental aktiv sind, sei es sprachlich oder auf andere Art, sind sie involviert. So können literarische Texte zum Beispiel auch die oben bereits erwähnte Tatsache für sich ausnutzen, daß die (vor)schnelle Aufnahme eines Schemas von Fall zu Fall auch in die Irre führen und ein kohärentes Verständnis eines Texts blockieren kann. Exemplarisch für solch ein Vorgehen ist die erste Strophe einer Fabel von Lessing:

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke,
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Taten an!¹⁴⁴

¹⁴¹ Vgl. Eco: *Lector in fabula*, S. 148 ff.

¹⁴² Ebd., S. 148.

¹⁴³ Vgl. unten Kap. 3.1.3.

¹⁴⁴ Lessing: *Werke*, Bd. I, S. 202.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Die ersten sechs Zeilen bilden gewissermaßen eine enigmatische Struktur: Der erste Vers führt über die Stichwörter „junger Held“ und „Heer“ zur Koaktivierung der schematischen Repräsentationen [MENSCH] und [SOLDAT] und regt somit zu der entsprechenden Inferenz hinsichtlich der Natur des Protagonisten an. In den folgenden fünf Zeilen wird diese Inferenz durch die Schlüsselausdrücke „Gewehre“ und „Ruhm“ scheinbar gestützt, andererseits jedoch von Elementen eines anderen Schemas – SAUGEN, BEULEN STECHEN – überlagert, das zunächst ungenannt bleibt und erst im siebten Vers enthüllt wird. Das zu Anfang aufgerufene Schema [SOLDAT] entpuppt sich so nachträglich als Bestandteil des durch die Strophe sich ziehenden Metaphernkomplexes [MÜCKE=SOLDAT]. Von einem echten Rätsel kann in bezug auf Lessings Fabel trotz allem nicht gesprochen werden, da zum einen der Titel, „Der Löwe und die Mücke“, bereits eine Verständnishilfe bietet und zum anderen unser Textmusterwissen – oder unsere „intertextuelle Szenographie“¹⁴⁵ – von der literarischen Textsorte Fabel den übergeordneten Metaphernbereich [TIER=MENSCH] koaktiviert.¹⁴⁶

Welche zentrale Rolle schematische Wissensrepräsentationen bei der Inferenzziehung und damit für den Prozeß des Verstehens von Texten spielen, sollte deutlich geworden sein. Eine Verfeinerung des Begriffsapparats läßt sich durch die Übernahme einer Differenzierung erzielen, die sich in den letzten Jahren in der Kognitionswissenschaft durchgesetzt zu haben scheint: der Unterscheidung zwischen statischen und dynamischen Wissensstrukturen. Dabei bietet sich zur Bezeichnung von statischen Repräsentationen der Terminus „frame“, für die dynamischen Segmente der des „script“ an. In seinem „Dictionary of Artificial Intelligence“ bringt Dennis Mercadal das Verhältnis zwischen Frames und Scripts auf folgende einfache Formel: „Frames differ from scripts in that frames are used to represent a point in time. Scripts represent a sequence of events that take place in a time sequence“.¹⁴⁷ Den Ausdruck „Schema“ möchte ich – anders als Mercadal, der in ihm ein Synonym für „frame“ sieht – als Überbegriff für Frame und Script verstanden wissen.

Während Frames schematische Repräsentationen darstellen, die zur Unterscheidung von Entitäten wie Häusern, Hunden oder Zimmern herangezogen werden, ist es in Hinsicht auf Scripts nicht unangemessen, von kleinen Minimal-

¹⁴⁵ Vgl. Eco: *Lector in fabula*, S. 101 ff. Intertextuelle Szenographien können als Schemata von Texttypen begriffen werden, mittels derer sich bestimmte Inferenzen über den zu erwartenden Text schon vor Beginn der Lektüre allein aufgrund des Wissens der Zugehörigkeit zu einem Texttyp ziehen lassen.

¹⁴⁶ Zur äußerst interessanten Anwendung kognitionswissenschaftlicher Begriffe auf die Theorie der Alltagsmetapher vgl. v. a. Lakoff/Johnson: *Metaphors We Live By*.

¹⁴⁷ Mercadal: *A Dictionary of Artificial Intelligence*, S. 255; zitiert nach: Herman: *Scripts, Sequences, and Stories*, S. 1047.

geschichten zu sprechen, die im menschlichen Gedächtnis abgelegt sind und der schnellen Einordnung typischer und häufig begehrender Geschehensabläufe wie eines Restaurantbesuchs oder einer Hochzeitsfeier dienen; mit anderen Worten: „a script is a predetermined, stereotyped sequence of actions that define a well-known situation. A script is, in effect, a very boring little story.“¹⁴⁸ Ihr in gewisser Weise narrativer Charakter macht Scripts natürlich besonders für die literaturwissenschaftliche Untersuchung erzählend strukturierter Texte interessant, ihre Bedeutung für diese Zwecke sollte auf der anderen Seite jedoch nicht überschätzt werden. Denn Erzählen, im Alltag und erst recht in der Literatur, wird erst durch seine spezifischen Abweichungen von vorgegebenen Erfahrungsmustern überhaupt als Akt der Kommunikation akzeptabel, ohne diese Abweichungen ist der Informationswert einer Erzählung gleich Null. Natürlich kann Literatur auch diese Gegebenheiten wiederum für sich vereinnahmen und mit dem vollkommen Uninformativen spielen, um bewußt Leseerwartungen zu enttäuschen und so indirekt gerade diese Erwartungen ins Bewußtsein des Lesers zu rücken. Daniil Charms führt das exemplarisch in seinem Kürzesttext „Begegnung“ vor:

Da ging einmal ein Mann ins Büro und traf unterwegs einen anderen, der soeben ein französisches Weißbrot gekauft hatte und sich auf dem Heimweg befand. Das ist eigentlich alles.¹⁴⁹

Was Charms hier macht, ist nichts anderes, als das Script [BEGEGNUNG] in allereinfachster Form zu reproduzieren. Zwar werden mit den nicht prototypischen Spezifikationen „ins Büro“ und „der soeben ein französisches Weißbrot gekauft hatte“ Zusatzinformationen gegeben, diese erweisen sich allerdings mit der Schlußpointe als ins Leere laufend.

Scripts können indes auch für das Verständnis gerade von Kurztexten äußerst nützlich sein. Dann nämlich, wenn ein Text wichtige Geschehenskomplexe unterdeterminiert läßt und lediglich andeutungsweise wiedergibt. Schöne Beispiele für eine solche Technik bieten die ab 1906 für die Rubrik „Nouvelles en trois lignes“ der Pariser Tageszeitung *Le Matin* verfaßten und 1948 erstmals in Buchform veröffentlichten *faits divers* von Félix Fénéon, die zum Teil ganze Dramen des Alltags in wenige Sätze kondensieren. Fénéon nutzt in diesen Texten bei der Leserschaft vorauszusetzendes elementares Hintergrundwissen, um zu einer häufig effektvollen Darstellung zu gelangen. Scripts sind dabei auf seiten des Lesers insofern unabdingbare Voraussetzung für das Verständnis, als sie vor allem zum Schließen von Kausalitätslücken herangezogen werden müssen. Am deutlichsten wird diese Kohärenz herstellende Funktion von Skripts, wenn ein Text nur den Anfang und das Ende einer

¹⁴⁸ Schank/Abelson: Scripts, plans, and knowledge, S. 422.

¹⁴⁹ Daniil Charms: Begegnung, in: Charms: Fallen, S. 209.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Ereigniskette explizit erwähnt und somit eine echte Zusammenhangslücke zwischen zwei Textteilen entsteht:

Schlecht bekam es Renaud, daß er sich in Reichweite der Flinte von Professor Thalamas wagte, der in Gambais auf die Jagd ging. Zur Stunde liegt er im Koma.¹⁵⁰

Nur über das Script des prototypischen Verlaufs einer Jagd, das über das entsprechende Stichwort aufgerufen wird, ist es hier möglich, die Ursache dafür zu inferieren, daß Renaud im Koma liegt. Für dieses Script ist wohl elementar die dreistufige Abfolge BEUTE AUFFINDEN – WAFFE AUF BEUTE RICHTEN – BEUTE TÖTEN anzunehmen. Da am Ende die Verletzung des Renaud steht, bleibt dem Leser keine andere Wahl, als eine Fehlidentifikation des Renaud mit der Scriptrolle BEUTE anzunehmen, und nur so ist im übrigen überhaupt die mühelose korrekte Disambiguierung des Pronomens „er“ im letzten Satz zu erklären: mit dem Professor als Agens und Renaud als – leider mehr als nur im grammatischen Sinn – Patiens des Jagens liegt die Rollenverteilung und damit die Zuweisung von Werten für die entsprechenden Variablen des Scripts fest. Am Ende des Verstehensprozesses steht die Interpretation des Texts als witzig pointierte Nachricht von einem Jagdunfall.

Neben der Bedeutung von Scripts für Inferenzleistungen beim Erfassen von Texten allgemein läßt sich anhand von Fénéons „Nachrichten in drei Zeilen“ ein Phänomen erläutern, dem innerhalb des kognitiven Umgangs mit Scripts wie mit allen Arten mentaler Schemata eine zentrale Funktion zukommt. Sprachliche Kommunikationsakte können – und werden im Normalfall – Schemata aktivieren, ohne daß diese Schemata explizit in allen ihren Teilen artikuliert werden müßten; das macht schematische Repräsentationen zu einem wichtigen Faktor kognitiver Ökonomie. Welche Teilkonzepte oder Subschemata eines Schemas es sind, die explizit aufgerufen und somit gleichsam in den Vordergrund gerückt werden, und welche auf der anderen Seite ausgespart und, im Hintergrund bleibend, nur implizit koaktiviert werden, ist jedoch variabel. Das heißt, es liegt im Bereich des Ermessens des Sprechers und seiner jeweiligen Kommunikationsstrategie, bestimmte Elemente hervorzuheben und andere in den, gleichwohl niemals ganz zu vergessenden, Hintergrund zu rücken. Für dieses Phänomen der Variabilität von Betont- und Unbetontheit einzelner Teilkonzepte bei der Realisation schematischer Repräsentationen hat sich in der Kognitionswissenschaft der aus der Gestaltpsychologie entlehnte Begriff „figure/ground segregation“ eingebürgert.¹⁵¹ Der besondere Status der „figure“ gegenüber dem

¹⁵⁰ Fénéon: *Elfhundertelf wahre Geschichten*, S. 162. Vgl. auch Fénéon: *Œuvres plus que complètes*, Bd. II, S. 1006: „Mal en prit à Renaud de se hasarder à portée de fusil du professeur Thalamas, qui chassait à Gambais. A cette heure, il agonise.“

¹⁵¹ Vgl. Ungerer/Schmidt: *An Introduction to Cognitive Linguistics*, S. 156 ff.

„ground“ läßt sich dabei wie folgt skizzieren: „the **figure** [...] is a substructure perceived as ›standing out‹ from the remainder (the **ground**)“.¹⁵²

Das oben angeführte Beispiel aus Fénéons „Nachrichten in drei Zeilen“ demonstriert paradigmatisch den Fall, daß die Anfangs- und die Endphase eines Scripts als „figure“ herausgehoben werden, während der zu inferierende Mittelteil als „ground“ im Hintergrund bleibt. Es findet sich bei Fénéon allerdings einerseits auch Illustrationsmaterial für den Fall, daß nur der Endpunkt eines Scripts die „figure“ bildet und die gesamte Vorgeschichte inferiert werden muß, wobei dann im unklaren bleiben kann, welches Script überhaupt heranzuziehen ist, [EIFERSUCHTSDRAMA], [POLITISCHE AUSEINANDERSETZUNG] oder anderes:

Sechs Kugeln, von denen keine traf, wurden in Montagne du Roule zwischen dem Bürgermeister von Cherbourg und einem Journalisten ausgetauscht. (*Eig. Ber.*)¹⁵³

Andererseits bieten manche Texte nur den Beginn eines Scripts und belassen den Fortgang des Geschehens als „ground“ unausgesprochen:

Der Scharfrichter ist gestern abend in Bougie eingetroffen, um heute morgen den Kabylen Igoucimen [sic!] Mohammed hinzurichten. (*Havas*)¹⁵⁴

Zu ergänzen sind hier die entsprechenden Folgeelemente des Scripts [HINRICHTUNG], dessen zunächst offen bleibende oder mit Standardwerten besetzte Variablen beziehungsweise „slots“ in diesem Fall durch die in der deutschen Buchfassung vierzehn Seiten später erfolgende Fortsetzung der Geschichte und die somit gegebene Explizierung zuvor nur als „ground“ koaktivierter Scriptabschnitte nachträglich zum Teil aufgefüllt werden:

„Allahs Wille geschehe!“ sagte der Kabyle Igoucinem, als er gestern in Bougie vor der Guillotine stand. (*Havas*)¹⁵⁵

Zum Abschluß der Erläuterung mentaler Bedeutungsrepräsentationen mittlerer Organisationsstufe sei in aller Kürze auf den von George Lakoff geprägten und in der Kognitionswissenschaft auch von anderen genutzten Terminus „Idealized

¹⁵² Langacker: Foundations of Cognitive Grammar I, S. 120.

¹⁵³ Fénéon: Elfhundertelf wahre Geschichten, S. 63. Vgl. auch Fénéon: Œuvres plus que complètes, Bd. II, S. 636: „Sans qu’aucune portât, six balles se sont échangées, montagne du Roule, entre le maire de Cherbourg et un journaliste. (*Dép. part.*)“

¹⁵⁴ Fénéon: Elfhundertelf wahre Geschichten, S. 70. Vgl. auch Fénéon: Œuvres plus que complètes, Bd. II, S. 660: „Le bourreau est arrivé hier soir à Bougie pour y tuer ce matin le Kabyle Igoucinem Mohammed. (*Havas.*)“

¹⁵⁵ Fénéon: Elfhundertelf wahre Geschichten, S. 84. Vgl. auch Fénéon: Œuvres plus que complètes, Bd. II, S. 711: „«Que la volonté d’Allah s’accomplisse !» a dit le Kabyle Igoucinem, hier, à Bougie, devant la guillotine. (*Havas.*)“

Cognitive Model“, kurz: ICM, eingegangen. Dieser Begriff deckt sich meines Erachtens weitgehend mit dem des mentalen Schemas, wenn man letzteren in der Weise auffaßt, wie er in den bisherigen Ausführungen dargelegt worden ist. ICMs besitzen wie Schemata kompositionellen Charakter, Konzepte und Kategorien können Elemente von ICMs sein: „In general, any element of a cognitive model can correspond to a conceptual category.“¹⁵⁶ ICMs erlauben wie Schemata die Unterscheidung eines Vordergrunds und eines Hintergrunds der Konzeptualisierung: „ICMs permit the distinction between what is backgrounded and what is foregrounded – what gestalt psychologists called the figure-ground distinction.“¹⁵⁷ Aufgrund dessen sind ICMs wie Schemata das Fundament für Inferenzerscheinungen. Lakoff erläutert das anhand des Spezialfalls der Präsupposition: „Presuppositions are background assumptions of ICMs.“¹⁵⁸ Über diese Gemeinsamkeiten mit dem Begriff des mentalen Schemas hinaus betont Lakoff allerdings in besonderem Maß, daß es sich bei ICMs um *Idealisierungen* handelt, die nicht unmittelbar die tatsächliche Beschaffenheit der realen Welt widerspiegeln müssen: ICMs „do not necessarily fit the external world ›correctly.“¹⁵⁹

Ob man sich nun für die Bezeichnung „Idealized Cognitive Model“ entscheidet oder, wie es für die vorliegende Studie gilt, den Begriff Schema präferiert, in beiden Fällen spricht man von mentalen Repräsentationen, die zum einen selbst aus anderen Repräsentationen niedrigeren Komplexitätsgrads zusammengesetzt sind, die zum anderen jedoch auch wiederum nicht etwa lose nebeneinander und unverbunden im konzeptuellen Gedächtnis existieren, sondern untereinander auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. Was über die Gesamtheit des so entstehenden Netzwerks, über das Konzeptwissen des Menschen als Ganzes aus der Sicht der Kognitionswissenschaft gesagt werden kann, ist Thema des nächsten Kapitels.

3.1.3 Lexika, Enzyklopädien, belief systems

In der Einleitung zu Abschnitt 3.1 wurde bereits kurz auf die beiden in der kognitiven Linguistik miteinander konkurrierenden Theorien hinsichtlich der mentalen Organisation des für die menschliche Sprachfähigkeit relevanten Wissens hingewiesen.¹⁶⁰ Während der holistische Ansatz davon ausgeht, „daß weder allgemein zwischen Sprache und Kognition noch spezifisch zwischen Semantik und Weltwissen eine strikte Trennung gezogen werden kann“, werden dem modularistischen Ansatz zufolge „[s]emantische Einheiten [...] dem sprach-

¹⁵⁶ Lakoff: *Women, Fire and Dangerous Things*, S. 69.

¹⁵⁷ Ebd., S. 133.

¹⁵⁸ Ebd., S. 134.

¹⁵⁹ Ebd., S. 125.

¹⁶⁰ Vgl. oben S. 37.

lichen Kenntnissystem zugeordnet und von den Einheiten des sprachunabhängigen konzeptuellen Systems abgegrenzt.“¹⁶¹ Die besonderen Probleme und Fragestellungen, die mit dem zweiten Ansatz, der sogenannten „Zwei-Ebenen-Semantik“, verbunden sind und die sich vor allem auf das genaue Interagieren der beiden Kenntnissysteme miteinander – die „Schnittstellenproblematik“ – beziehen, sollen hier nicht genauer erörtert werden, da sie im Zusammenhang dieser Arbeit nicht von Interesse sind. Lohnend kann es hingegen sein, die verschiedenen kursierenden Begriffe für globale mentale Repräsentationssysteme etwas genauer zu betrachten, denn dabei sollte ein aus der Perspektive der Fiktionstheorie wichtiger Aspekt kognitiver Semantik deutlich werden.

Hinsichtlich der zwei Stufen des modularistischen Modells gilt es zunächst zu realisieren, daß diese mit zwei unterschiedlichen Repräsentationskomplexen korrespondieren, die beide bei der En- wie Dekodierung sprachlicher Ausdrücke eine Rolle spielen: Der Komplex des mentalen Lexikons umfaßt demnach die Datenbasis, die der den prozeduralen Aspekt des sprachlichen Wissens bildenden Syntax den Input liefert, der Komplex der mentalen Enzyklopädie auf der anderen Seite stellt das gesamte, beispielsweise für verschiedene Disambiguierungs- und Inferenzleistungen nötige Weltwissen bereit. Die „semantische Form“ eines sprachlichen Ausdrucks ist „lexikonbasiert“, seine „konzeptuelle Struktur“ aber ist „intermodal zugänglich und verrechenbar“,¹⁶² d. h. nicht auf spezifisch sprachliches Wissen beschränkt, sondern offen für Informationen aus anderen kognitiven Modulen wie zum Beispiel dem visuellen oder akustischen Gedächtnis. Sowohl mentales Lexikon als auch mentale Enzyklopädie sind also aus der Sicht des modularistischen Ansatzes an der Verarbeitung sprachlicher Ausdrücke beteiligt.

Im Gegensatz dazu verzichten Vertreter des holistischen Modells auf die Instanz eines mentalen Lexikons und fassen unmittelbar für die Sprachverwendung notwendiges und anderes Wissen in einer globalen, das gesamte im Gedächtnis abgelegte Wissen beinhaltenden Enzyklopädie zusammen. Gemeinsam ist allerdings beiden Modellen, und das ist ausdrücklich zu betonen, ihr inhärent kognitivistischer Charakter, d. h. die Überzeugung, daß die Bedeutung sprachlicher Zeichen ohne den Rückgriff auf das gesamte Spektrum menschlichen Wissens nicht angemessen beschrieben werden kann: „Eine strikte Trennung zwischen sprachlichen Bedeutungen und nichtsprachlichem Weltwissen ist beim heutigen Kenntnisstand über die mentale Repräsentation und Verarbeitung von Bedeutungen im Gedächtnis wohl nicht mehr aufrecht zu erhalten.“¹⁶³ Beide kognitionswissenschaftlichen Ansätze heben sich somit ab von der klassischen, auf Katz und Fodor zurückgehenden¹⁶⁴ Auffassung, Wortbedeutungen seien als

¹⁶¹ Schwarz: Kognitive Semantik – State of the Art und Quo vadis?, S. 11.

¹⁶² Lang: Semantische vs. konzeptuelle Struktur, S. 27 f.

¹⁶³ Schwarz: Kognitive Semantik – State of the Art und Quo vadis?, S. 12.

¹⁶⁴ Vgl. Katz/Fodor: The structure of a semantic theory.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Bündel einfacher semantischer Merkmale beziehungsweise „Marker“ vollständig auf rein intensionaler Ebene zu erfassen und diese Merkmalsbündel seien in einem ausschließlich sprachliches Wissen umfassenden Lexikon niedergelegt. Gudrun Horstkotte stellt diesem „Lexikonmodell“ exemplarisch das „Enzyklopädiemodell“ von Quillian gegenüber,¹⁶⁵ das ihrer Ansicht nach anders als das Lexikonmodell die Möglichkeit bietet, „neben der rein sprachlichen, intensionalen Bedeutung *Weltwissen*, Wissen allgemeiner Art“¹⁶⁶ oder, wie es an anderer Stelle heißt, „neben der Intension auch die Extension von Begriffen“¹⁶⁷ darzustellen. In der Terminologie Horstkottes ließe sich also sagen, daß es sich bei beiden Ansätzen der kognitiven Semantik um Enzyklopädiemodelle handelt, wobei in der Zwei-Stufen-Semantik das Lexikonmodell integriert ist, während der holistische Ansatz es hat fallen lassen.

Als erstes Bestimmungsmerkmal des Lexikons kann gelten: Das in ihm fixierte Wissen ist Teil des Regelsystems der Sprache – der *Langue* in de Saussures Begriffen. Demgegenüber ist in der Enzyklopädie auch nicht unmittelbar zur Sprache als Regelsystem gehörendes Wissen gespeichert, sie käme somit erst bei der *Verwendung* von Sprache ins Spiel und wäre mithin im engeren Zusammenhang mit der *Parole* zu sehen.¹⁶⁸ Aus diesem Unterschied ergibt sich ein zweites: Jede Einzelsprache besitzt nur ein einziges Lexikon, das alle Mitglieder der entsprechenden Sprachgemeinschaft teilen; Enzyklopädien gibt es in einer Sprachgemeinschaft hingegen potentiell so viele, wie es Sprachbenutzer in ihr gibt. Enzyklopädien kommt ein in gewisser Weise idiosynkratischer Charakter zu.

Dieser Eigenschaft des enzyklopädisch organisierten Wissens versucht der Terminus „belief system“ Rechnung zu tragen, wie etwa Jerry R. Hobbs ihn versteht. Ein *belief system* ist als eine Menge von Überzeugungen („set of beliefs“) zu begreifen, das die gesamte Wissensbasis eines Individuums darstellt und insofern mit dem Begriff Enzyklopädie kompatibel ist. Anders als bei diesem liegt der Akzent bei dem Begriff „belief system“ jedoch auf zwei spezifischen Eigenschaften: 1. Ein *belief system* umfaßt nicht notwendig nur wahre Annahmen, sondern auch „false and uncertain beliefs, opinions, values, heuristic strategies, and so on“.¹⁶⁹ 2. Teil eines *belief system* sind auch Annahmen darüber, was die *belief systems* möglicher Kommunikationspartner beinhalten und welche Übereinstimmungen zwischen diesen fremden und dem eigenen *belief system* bestehen: „each agent’s *belief system* must include beliefs as to what other agents in the environment believe and what beliefs it shares with

¹⁶⁵ Vgl. Quillian: *Semantic memory* (1966) und Quillian: *Semantic memory* (1968).

¹⁶⁶ Horstkotte: *Sprachliches Wissen: Lexikon oder Enzyklopädie?*, S. 14.

¹⁶⁷ Ebd., S. 35.

¹⁶⁸ Vgl. zur Gegenüberstellung von *Langue* und *Parole* de Saussure: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 16 f.

¹⁶⁹ Hobbs: *Literature and Cognition*, S. 15.

them. Thus, beliefs must have more than just their content encoded; they also need to be tagged with information about who else believes them and, in particular, about what groups mutually believe them.¹⁷⁰

Annahmen über gemeinsame Überzeugungen sind beispielsweise die Grundlage für Kommunikationsphänomene, die Paul Grice als konversationelle Implikaturen bezeichnet hat. Verkürzt gesagt liegen solche Implikaturen dann vor, wenn, um die Aussage *p* eines Sprechers in einer bestimmten Situation sinnvoll erscheinen zu lassen, angenommen werden muß, daß er mit *p* eine zweite Aussage *q* impliziert, die nicht schon konventionell mit *p* verknüpft ist. Vom Hörer der Äußerung *p* wird also erwartet, zu einer Supposition bezüglich der kommunikativen Absichten des Sprechers gelangen zu können. Von seiten des Sprechers wiederum ist Voraussetzung, daß er denkt – und vom Hörer erwartet, daß dieser denkt, der Sprecher denke –, daß es in der Kompetenz des Hörers liegt, die Notwendigkeit jener Supposition für das Verständnis von *p* zu erfassen.¹⁷¹ Anders ausgedrückt: zu der Funktionsweise konversationeller Implikaturen gehören gegenseitige Annahmen der Kommunikationspartner über das *belief system* des jeweils anderen.

In der oben unter Punkt 1 angeführten Eigenschaft von *belief systems*, nicht nur Wahrheiten, sondern auch falsche Annahmen und Überzeugungen zu umfassen, liegt nun der entscheidende Unterschied zwischen einem kognitiv orientierten Ansatz und den in Abschnitt 2 dargestellten Herangehensweisen an das Problem von Fiktion und Nichtfiktion. Die in einem *belief system* netzwerkartig organisierten Konzepte sind nicht an einen logischen Wahrheitsbegriff gebunden; aufgrund ihres durch die in einer Sprachgemeinschaft herrschenden Wissenskonventionen begrenzten idiosynkratischen Charakters sind sie einerseits für persönliche, andererseits für Irrtümer der gesamten Gemeinschaft anfällig. Nur eine Auffassung von Fiktionalität, die sich von dem strengen logischen Wahrheitsbegriff und der mit ihm verbundenen Fixierung auf Behauptungssätze löst, wird daher der Rolle gerecht, die *belief systems* für fiktionale Texte und ihre nichtfiktionalen Elemente spielen.

Abschließend ist auf einen Begriff einzugehen, der bereits des öfteren im Zusammenhang mit der internen Organisation von Schemata, Enzyklopädien und *belief systems* explizit oder implizit Erwähnung fand – auf den Begriff des Netzwerks. Das Netzwerkmodell ist als Hilfskonstruktion zu verstehen, es erhebt

¹⁷⁰ Ebd. Vgl. auch die formalere Darstellung des gleichen Sachverhalts ebd., S. 31: „For each fact *P*, [a belief system] contains not just the fact *P*, but the fact *mutually-believe* (*S*, *P*), where *S* is the set of people or agents among whom *P* is mutually believed.“

¹⁷¹ Vgl. Grice: *Logic and Conversation*, S. 31: „the speaker thinks (and would expect the hearer to think that the speaker thinks) that it is within the competence of the hearer to work out, or grasp intuitively, that the supposition [...] is required.“

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

keinen Anspruch darauf, die hochkomplexen und weitgehend unerforschten Strukturen der Wissensorganisation abbildhaft widerzuspiegeln. Die Vorstellung von der Gesamtheit des mental gespeicherten Wissens als einer netzwerkartigen Struktur bietet sich aufgrund verschiedener von seiten der kognitivistischen Theorien an diese Gesamtheit gestellter Forderungen an:

- Wissenseinheiten wie Konzepte oder Schemata sind keine hermetischen Gebilde, sondern zu anderen Einheiten hin offen. Dem entspricht die Vorstellung von den einzelnen Konzepten als den Knoten („nodes“) und den bestehenden Relationen zwischen einem Konzept und seinen Nachbar-konzepten als den Verbindungslinien in einem Netzwerk.
- Wissenseinheiten werden nicht isoliert aufgerufen, vielmehr ist davon auszugehen, daß eine Aktivationsausbreitung („spreading-activation“) stattfindet. Das Netzwerkmodell trägt dieser Annahme Rechnung, indem es veranschaulicht bei der primären Aktivierung eines Knotens von einer sekundären Koaktivierung der Nachbarknoten ausgeht.¹⁷²
- Die kognitive Distanz zwischen zwei Wissenseinheiten kann unterschiedlich groß sein. Ist beispielsweise für die Konzepte BAUM und EICHE eine relativ geringe kognitive Distanz anzunehmen, so dürfte die Distanz zwischen EICHE und KERNFUSION relativ groß sein. In einem Netzwerkmodell werden sich deshalb die Knoten EICHE und BAUM in Nachbarschaft zueinander befinden, während EICHE und KERNFUSION nur über eine Vielzahl von vermittelnden Knoten und Verbindungslinien miteinander zu verknüpfen sind.

Sowohl Enzyklopädien als auch *belief systems* sind in diesem Sinn als netzwerkartig organisiert zu betrachten. Darüber hinaus können jedoch auch Texte und Textsequenzen in der Form von Ausschnitten aus dem globalen Wissensnetzwerk aufgefaßt und somit selbst mit Hilfe von Netzwerken modellierend dargestellt werden.¹⁷³

¹⁷² Vgl. Langacker: Foundations of Cognitive Grammar I, S. 385: „The primary activation of one node in a usage event can [...] induce the secondary activation of an indefinite and variable array of other nodes connected to it through categorizing relationships, either directly or indirectly.“

¹⁷³ Vgl. dazu de Beaugrande/Dressler: Einführung in die Textlinguistik, v. a. S. 112 f.

3.2 Fiktionalität aus kognitiver Sicht

3.2.1 Der fiktionale Text

Den besonderen mental-kognitiven Charakter fiktionalen Diskurses herauszustellen, hat die Fiktionstheorie des öfteren versucht. Dabei konnte bisher jedoch nicht explizit auf die Ergebnisse linguistischer Kognitionsforschung zurückgegriffen werden. Es ging meist lediglich darum, referenzsemantische Ansätze, die auf die Denotation sprachlicher Ausdrücke fixiert sind, zurückzuweisen und damit den in Kapitel 2.3.1 beschriebenen Problemen kompositionalistischer Theorien aus dem Weg zu gehen. Zur Ausformulierung einer alternativen Sichtweise kam es hierbei in den meisten Fällen nicht.

Im Mittelpunkt der Erörterung stand immer wieder der Unterschied zwischen sogenannten „fiktiven Gegenständen“ wie Anna Karenina oder der Insel Felsenburg und „faktischen Gegenständen“ wie Napoleon oder London, angesichts dessen sich die Frage nach dem ontologischen Status der beiden Typen von Entitäten im Kontext fiktionalen Diskurses stellt. Thomas Pavel differenziert in bezug auf dieses Problem zwischen zwei philosophischen Einstellungen: der segregationistischen und der integrationistischen. Segregationisten betrachten die Grenze zwischen Fiktion und Realität als starr und ontologisch festgeschrieben, Integrationisten behaupten dagegen, „that no genuine ontological difference can be found between fictional and nonfictional descriptions of the actual world.“¹⁷⁴ Die Parallelen dieser Begriffe zu den in Abschnitt 2 eingeführten Termini Autonomismus und Kompositionalismus sind leicht erkennbar. Dennoch soll auf einen wichtigen Unterschied hingewiesen werden: Mit Autonomismus ist eine von spezifisch ästhetischen Erwägungen ausgehende Einstellung gemeint, die sich auf *Texte als Ganze* bezieht und von der Einschätzung des Gesamttexts auf den Fiktionsstatus seiner Teile schließt, Segregationismus bezeichnet hingegen, wenn ich Pavel richtig verstehe, eine genuin philosophische Auffassung des ontologischen Status eben von *Textteilen*, den Gegenständen nämlich, die in einem Text bezeichnet werden. Dieser Hinweis ist für den Gedankengang dieser Arbeit von großer Bedeutung, da einerseits mit der zentralen Zielsetzung, eine theoretische Grundlage für die Unterscheidung nichtfiktionaler von fiktionalen Elementen zu liefern, schon a priori ein segregationistischer Kerngedanke anerkannt wird, andererseits aber damit keinesfalls auch die in Kapitel 2.2 unter dem Stichwort Autonomismus angeführten Positionen vertreten werden.

¹⁷⁴ Pavel: *Fictional Worlds*, S. 11. Vgl. auch Ronen: *Possible worlds in literary theory*, S. 10 f.: „segregationists tend to impose a categorical dividing line between fiction and nonfiction“, „integrationists [...] tend from the start to *blur the differences* between conflicting ontologies.“

Eine gewisse kognitive Komponente bringt Benjamin Harshaw mit seinem Vorschlag zur Differenzierung fiktionaler und nichtfiktionaler Elemente im Kontext fiktionaler Texte in die Debatte um fiktive Gegenstände ein. Er vertritt die These, daß in fiktionalen Texten neben der Referenz auf interne Referenzfelder („Internal Fields of Reference“, „IFR“), auf Referenzfelder also, die durch den Text selbst geschaffen werden, auch Referenz auf externe Referenzfelder („External Fields of Reference“, „ExFR“), auf außerhalb des Texts gegebene und durch die Realität bestimmte Referenzfelder zu finden ist. Harshaw betont dabei immer wieder, daß solche Referenzfelder als zwar durch die Wirklichkeit wesentlich beeinflußt, letztlich aber durch die kognitive Disposition der Kommunikationsteilnehmer bestimmt zu betrachten sind. Er verweist auf die nicht zu unterschätzende Rolle, die die Gesamtheit des Hintergrundwissens – des *belief system* oder der Enzyklopädie im oben eingeführten Sinn – sowohl für die Produktion wie für das Verständnis jeglicher Art von Text spielt: „Language [...] is not an independent tool for conveying information through the senses of its words and the structure of its sentences alone, but rather a powerful device to operate on our knowledge of the ›World‹ (Network of Information)“.¹⁷⁵

Auch in fiktionale literarische Texte fließen ganz ungezwungen und selbstverständlich als bekannt vorauszusetzende „known frames of reference“ ein. Harshaw kommt daher zu der Einschätzung, fiktionale Texte besäßen in Hinsicht auf ihren Fiktionsstatus eine gleichsam doppelschichtige interne Struktur: „Works of literature are usually not pure ›fictional worlds‹, their texts are not made of mere ›fictional‹ propositions or of a pure ›fictional‹ language. Meanings in literary texts are related not only to the Internal FR (which, indeed, is unique to it) but to External FRs as well. This *double-layered nature of literary referent* is an essential feature of literature.“¹⁷⁶ Dieser Ansatz deckt sich weitgehend mit kompositionalistischen Theorien wie etwa der John R. Searles, vermeidet aber, sich durch Fixierung auf Behauptungssätze und eine Abbildtheorie der sprachlichen Bedeutung die in Kap. 2.3.1 beschriebenen Probleme einzuhandeln.

Eine wichtige Frage, die kompositionalistischen Fiktionstheorien zu beantworten bleibt, ist, was denn genau fiktionale von nichtfiktionalen Texten unterscheidet, wenn in beiden freimütig auf Wissen über die reale Welt zurückgegriffen werden kann. Harshaws Antwort bietet im Kern einen fruchtbaren Gedanken, fällt aber bei genauerer Betrachtung etwas unbefriedigend aus: „A work of literature can be defined as a verbal text which projects at least one Internal Field of Reference (IFR) to which meanings in the text are related. At least some of the referents – personal names, times, places, scenes and episodes – are unique to this text and make no claim for external, factual existence.“¹⁷⁷ Kritikwürdig an

¹⁷⁵ Harshaw: Fictionality and Fields of Reference, S. 243.

¹⁷⁶ Ebd., S. 234, Hervorhebung P. B.

¹⁷⁷ Ebd., S. 235.

dieser Definition ist zum einen die in ihr trotz des ausdrücklichen Hinweises, daß sie ein notwendiges, nicht ein hinreichendes Merkmal literarischer Texte erfassen soll,¹⁷⁸ zum Ausdruck kommende vorschnelle Gleichsetzung von literarischem und fiktionalem Text. Eklatant wird die Unangemessenheit dieser impliziten Identifikation von Literarizität mit Fiktionalität, wenn für die Definition in Anspruch genommen wird, das gesamte Spektrum von Darstellungsmodi, die offen für Fiktionen sind, abzudecken. Neben der klassischen Gattungstrios von „poetry, drama and prose“ will Harshaw nämlich auch „oral works of literature“, „stories that children tell“ und sogar „non-verbal or not purely verbal fictional modes, such as film or figurative painting“ unter seinem Begriff eines literarischen Werks subsumiert wissen.¹⁷⁹ Ein solcher Literaturbegriff ist offenkundig sowohl zu weit, da er nichtliterarische Medien wie Film und Malerei umfaßt, als auch zu eng, weil er den Bereich der nichtfiktionalen Literatur völlig außer acht läßt.

Ersetzt man nun „Literatur“ durch „fiktionaler Text“ als Definiendum des Definitionsversuchs, bleibt im Kern die Eigenschaft übrig, daß mindestens einer der Referenten, auf die ein fiktionaler Text Bezug nimmt, intentional durch diesen Text geschaffen wird, ohne Anspruch auf faktische Existenz dieses Referenten zu erheben. Der Unterschied zwischen einem solchen Ansatz und klassischen referenzsemantischen Explikationsversuchen wie etwa dem Gottfried Gabriels kommt vor allem darin zum Ausdruck, daß die reale Existenz des Referenten hier nicht als notwendige Bedingung für einen erfolgreichen Referenzakt vorausgesetzt wird. Da von Referenten die Rede ist, die durch den Text erst geschaffen werden bzw. ausschließlich diesem einen Text zu eigen sind, befindet man sich von vornherein jenseits von Fragen der sogenannten Existenzpräsupposition oder des Wahrheitswerts der Aussagen, aus denen sich ein fiktionaler Text zusammensetzt. Unter Referenten sind somit bei Harshaw nicht Gegenstände und Sachverhalte der Realität, sondern vielmehr mentale Wissensseinheiten, die durchaus auch durch den Text hervorgebracht werden können, zu verstehen. Ein Referent, in diesem Sinn, ist also nichts anderes als ein Konzept im Sinn der kognitiven Linguistik. Der Begriff des fiktionalen Texts läßt sich demgemäß in entsprechender Reformulierung explizieren: *Von einem fiktionalen Text kann gesprochen werden, wenn mindestens eines der Konzepte, auf die der Text Bezug nimmt, durch den Text intentional neu geschaffen wird, ohne daß damit der Anspruch erhoben wird, einen Wirklichkeitsausschnitt zu erfassen.*

Obwohl durch den Ausschluß von Neukonzeptualisierungen mit Wirklichkeitsanspruch bereits eine wichtige Einschränkung vorgenommen wird, die den gesamten Bereich wissenschaftlicher Konzeptbildung, deren Ziel es ist, neue Konzepte für bestimmte Aspekte der Realität zu begründen, von dem Begriff des

¹⁷⁸ Vgl. ebd.: „This is not a sufficient but a necessary definition of literature.“

¹⁷⁹ Vgl. ebd., S. 237.

fiktionalen Texts abgrenzt, ist auch diese Explikation noch nicht vollständig. Soweit ich sehe, bedarf es nach drei Seiten hin weiterer Abgrenzungen, um zu einer akzeptablen Begriffsbestimmung zu gelangen:

1. Zur Seite der Lüge
2. Zur Seite nicht darstellend strukturierter Texte
3. Zur Seite nichtfiktionaler Texte mit fiktionalen Einschüben

Die Abgrenzung der (fiktionalen) Dichtung von der Lüge ist seit dem Ausschluß der angeblich lügenhaften Dichter aus Platons idealem Staat – im zehnten Buch der „Politeia“ verkündet – eine unausweichliche, aber auch heikle Aufgabe für jeden, der sich mit der Theorie fiktionaler literarischer Texte befaßt. In der Folge Platons wurde dessen Vorwurf teils wiederholt – wie etwa von der Seite David Humes, der die Dichter zu „liars by profession“¹⁸⁰ erklärt –, teils energisch zurückgewiesen – seit Sir Philip Sidneys „Defence of Poetry“ meist mit dem Hinweis darauf, daß Dichter nichts behaupten und deshalb gar nicht lügen können.¹⁸¹ Um zu Kriterien zur Unterscheidung lügenhafter von fiktionalen Texten zu gelangen, ist zunächst eine Bestimmung dessen, was denn eine Lüge ist, notwendig. Für unsere Zwecke bedarf es dabei allerdings keiner vollständigen Explikation des Begriffs der Lüge, es reicht vielmehr aus, ein notwendiges Merkmal der Lüge herauszuarbeiten, das dem fiktionalen Text abgeht. Eine solche notwendige Bedingung für das Vorliegen einer Lüge liegt in dem Moment der Täuschungsabsicht. Zwei ambitionierte Definitionsversuche seien exemplarisch zum Beleg angeführt. Harald Weinrich bringt in seiner „Linguistik der Lüge“ die Begriffsbestimmung auf folgende Formel: „Ein gesagter Satz verbirgt einen ungesagten Satz, der von diesem um das Assertionsmorphem abweicht.“¹⁸² Wobei unter dem Assertionsmorphem so etwas wie die implizite Wahrheitswertzuschreibung des Sprechers zu dem von ihm geäußerten Satz, das unausgesprochene Ja oder Nein bzw. Wahr oder Falsch, zu verstehen ist. Gabriel Falkenberg kommt in seiner linguistisch wie sprachphilosophisch profunden Studie für den, wie er es nennt, „zentralen Fall“ der Lüge zu einer Einschätzung, die sich formal wie folgt darstellt:

¹⁸⁰ Hume: A Treatise of Human Nature, S. 121.

¹⁸¹ Vgl. Sidney: The Defence of Poesie, S. 29: „the *Poet*, he nothing affirmeth, and therefore never lieth“.

¹⁸² Weinrich: Linguistik der Lüge, S. 59.

A hat gelogen

- gdw (a) A hat behauptet, daß ...
 (b) A glaubte, daß nicht ...¹⁸³

Dem Täuschungsmoment wird sowohl bei Weinrich als auch bei Falkenberg Rechnung getragen; bei Weinrich ausdrücklich, indem von dem verbergenden Charakter der Lüge die Rede ist, bei Falkenberg indirekt und einer näheren Erläuterung bedürftig: „Lüge zielt notwendigerweise auf Täuschung ab [...]. Die Täuschungsabsicht muß jedoch nicht gesondert angegeben werden, sie folgt vielmehr gemeinsam aus der Behauptungs- und der Glaubensklausel.“¹⁸⁴ Ist die Lüge nun notwendig mit Täuschungsabsicht verknüpft, so ist es für die Abgrenzung des fiktionalen vom lügnerischen Text hinreichend, für ersteren darauf zu verweisen, daß sein Verfasser niemanden zu täuschen beabsichtigt. Modifiziert man Falkenberg, der ja begrüßenswerterweise selbst von einer ausschließlich am Wahrheitswert von Aussagen orientierten Theorie der Lüge abrückt, in Richtung auf eine kognitivistische Terminologie, so könnte man sagen:

A hat gelogen

- gdw (a) Es ist nach Maßgabe des *belief system* von A nicht der Fall, daß ...
 (b) A möchte seinen Adressaten glauben machen, daß ...

Da (a) und (b) gleichermaßen notwendig und zusammen hinreichend für das Lügen sind, der fiktionale Text aber niemals (b) erfüllt, ist dieser deutlich von dem Bereich der Lüge abgegrenzt. Es ergibt sich somit eine zweite Version der Explikation des Begriffs „fiktionaler Text“: *Von einem fiktionalen Text kann gesprochen werden, wenn mindestens eines der Konzepte, auf die der Text Bezug nimmt, durch den Text intentional neu geschaffen wird, ohne damit den Anspruch zu erheben, einen Wirklichkeitsausschnitt zu erfassen, und ohne damit eine Täuschungsabsicht zu verfolgen.*

In der Praxis ist es selbstverständlich nicht so einfach, wie es der Theorie nach den Anschein haben mag, Lügenhaftigkeit sicher von Fiktionalität zu scheiden. Das liegt schlicht darin begründet, daß der Lügner natürlich alles unternimmt, um seine Täuschungsabsicht zu verbergen, und sich der Belogene dieser Absicht auch nicht bewußt wird, solange die Täuschung gelingt. In der Ge-

¹⁸³ Falkenberg: Lügen, S. 71. In der Formel steht A für den Sprecher, gdw für „genau dann wenn“ und die drei Punkte in (a) und (b) für dieselbe Proposition.

¹⁸⁴ Ebd., S. 121. Daß Falkenberg im Gegensatz zur Lüge, für die allein entscheidend sei, was der Sprecher *glaubt*, für die Täuschung für konstitutiv hält, daß sie *faktisch Falsches*, unabhängig von der Überzeugung des Sprechers, zum Gegenstand hat, soll hier nicht näher erörtert werden (vgl. ebd., S. 116 f.). Diese Auffassung wird jedenfalls von mir nicht geteilt.

schichte der Literatur gibt es immer wieder Fälle, in denen aufgrund textinterner oder -externer Authentizitätsbegründungen des Verfassers Texte als nichtfiktional und wahrhaftig rezipiert werden, die, um das mindeste zu sagen, fiktional sind. Hier kann es im Einzelfall schwierig werden, Lüge von bloßer Fiktionalität zu trennen. Ein gutes Beispiel für einen Text auf der Grenze zur Lüge ist Wilhelm Meinholds „Bernsteinhexe“. Nach der Veröffentlichung 1843 wurde der Herausgeber- und Manuskriptfiktion, die den Rahmen für die Kernhandlung bildet, zunächst Glauben geschenkt. In einer mit „Meinhold“ gezeichneten Vorrede zu dem Buch, dessen vollständiger Titel „Maria Schweidler. Die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defecten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom“ lautete, wird vorgegeben, es handele sich bei der Chronik um ein 200 Jahre altes Originalmanuskript aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Diese Authentizitätsbehauptung stützend, finden sich Angaben zum genauen Fundort – in „Coserow auf der Insel Usedom“ „unter einem Chorgestühl der dortigen Kirche“¹⁸⁵ – sowie Rechtfertigungen der vorgenommenen Texteingriffe, die sowohl Ergänzungen fehlender Textstücke als auch eine detaillierte Auflistung, von welcher Art die gestrichenen Passagen sind, betreffen. Die Chronik selbst ist in Orthographie, Lexik und Syntax nachahmend an die sprachlichen Besonderheiten des 17. Jahrhunderts und des norddeutschen Raums sowie in zahlreichen Details an das anzunehmende Leserwissen über die realen Verhältnisse zur Zeit der Handlung angeglichen.

Allerdings kann in der Verwendung solcher einschlägigen Authentifizierungstechniken nicht der alleinige Grund für die falsche Einschätzung des Texts liegen. Immerhin war das deutsche Lesepublikum spätestens seit Goethes „Werther“ mit der literarischen Praxis der Herausgeberfiktion vertraut, die sich gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einiger Beliebtheit erfreute – Adelbert von Chamisso's „Peter Schlemihl“ sei nur als ein Beispiel genannt. Interessantes Vergleichsmaterial aus der amerikanischen Literatur bietet in dieser Hinsicht auch ein etwa zu gleicher Zeit wie die „Bernsteinhexe“ veröffentlichter Roman, der zudem eine enge stoffliche Verwandtschaft mit Meinholds Text aufweist: Nathaniel Hawthornes „The Scarlet Letter“ erzählt die Geschichte der jungen Hester Prynne, die, weil sie ein uneheliches Kind zur Welt bringt, gesellschaftlich geächtet und, ganz wie die „Bernsteinhexe“ Maria Schweidler, verdächtigt wird, mit dem Teufel im Bund zu stehen. Zeit der Handlung ist wie bei Meinhold das 17. Jahrhundert, eingekleidet ist der eigentliche Bericht ebenfalls wie bei Meinhold in eine Herausgeberfiktion. Was die angebliche Authentizität des Manuskripts betrifft, so finden sich bei Hawthorne Behauptungen, die eine fast noch stärkere assertorische Kraft als diejenigen Meinholds besitzen:

¹⁸⁵ Meinhold: Maria Schweidler: Die Bernsteinhexe, S. 9.

Prying further into the manuscript, I found the record of other doings and sufferings of this singular woman [d.i. Hester Prynne, P. B.], for most of which the reader is referred to the story entitled „THE SCARLET LETTER“; and it should be borne carefully in mind, that the main facts of that story are authorized and authenticated by the document of Mr. Surveyor Pue. The original papers, together with the scarlet letter itself, – a most curious relic, – are still in my possession, and shall be freely exhibited to whomsoever, induced by the great interest of the narrative, may desire a sight of them. I must not be understood as affirming, that, in the dressing up of the tale, and imagining the motives and modes of passion that influenced the characters who figure in it, I have invariably confined myself within the limits of the old Surveyor’s half a dozen sheets of foolscap. On the contrary, I have allowed myself, as to such points, nearly or altogether as much license as if the facts had been entirely of my own invention. What I contend for is the authenticity of the outline.¹⁸⁶

Trotz solcher nachdrücklichen Echtheitsbekundungen ist „The Scarlett Letter“ anders als die „Bernsteinhexe“ offenbar nicht auf breiter Basis als die Chronik eines auf Fakten beruhenden Falls rezipiert worden. Den entscheidenden Unterschied scheint das Verhalten der Autoren nach der Veröffentlichung auszumachen. Von Meinhold zumindest ist überliefert, daß er anfangs nicht klärend gegen die Fehlrezeption seines Werks eingeschritten war und dessen politische Inanspruchnahme durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. wohl billigend in Kauf genommen hatte. Erst zwei Jahre nach der Veröffentlichung klärte der Verfasser den Irrtum mit dem Hinweis auf „der herrschenden Bibelwissenschaft bewiesen haben zu wollen, wie schwer ein echter alter Text von einem gut imitierten zu unterscheiden wäre.“¹⁸⁷ Meinhold ist somit wohl tatsächlich eine Täuschungsabsicht zu unterstellen und sein Text als Lüge bzw. Fälschung einzustufen. Verantwortlich dafür ist aber das Verhalten des Autors, nicht die Anlage des Texts allein.¹⁸⁸

Neben der in Einzelfällen schwierigen Entscheidbarkeit der Frage von Fiktionalität oder Lüge sollte das Beispiel der „Bernsteinhexe“ vor allem auch gezeigt haben, daß zwischen fiktionalen und lügnerischen Texten durchaus enge

¹⁸⁶ Hawthorne: *The Scarlett Letter*, 43 f.

¹⁸⁷ Kiderlen: *Nachwort*, S. 257.

¹⁸⁸ Vgl. in neuster Zeit auch den ganz ähnlich angelegten „Fall Wilkomirski“. Benjamin Wilkomirski, als Bruno Doessekker in der Schweiz aufgewachsen, veröffentlichte 1995 im Jüdischen Verlag, Frankfurt am Main, seine erschütternden und durch eine entsprechende Nachbemerkung des Autors deutlich mit dokumentarischem Anspruch versehenen Erinnerungen an eine Kindheit in den Vernichtungslagern der Nazis (vgl. Wilkomirski: *Bruchstücke*). Im Jahr 1998 stellte sich heraus, daß Wilkomirski/Doessekker wohl niemals Gefangener in einem KZ gewesen ist und es sich bei den vorgeblichen Erinnerungen mithin um Erfindung, ja um einen Fall von Lüge handelt (vgl. zur Dokumentation des „Falls“ Ganzfried: *Die geliebte Holocaust-Biographie und Lau: Ein fast perfekter Schmerz*).

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

Verwandtschaft besteht. Beider Grundlage sind neu geschaffene Konzepte, beide erfordern eine gewisse Phantasieleistung. Auch das Lügen ist, moralische Vorbehalte beiseite gestellt, ein kreativer Akt.

Eine andere wichtige, oft außer acht gelassene, aber auch heikle Abgrenzung ist diejenige zwischen fiktionalen und nicht darstellend angelegten Texten. Die unausgesprochene Anerkennung der Differenzierung zwischen den beiden Klassen von Texten von seiten der Fiktionstheorie wird zwar durch die Auswahl des herangezogenen Beispielmaterials deutlich, das nahezu ausnahmslos dem Bereich der Erzählliteratur, selten dem Bereich des Dramas entstammt – der genuin darstellenden literarischen Textsorten also. Eine Reflexion auf diese gewisse Einseitigkeit findet sich hingegen fast überhaupt nicht. Dabei soll der Fiktionsforschung ihre Konzentration auf bestimmte Typen von Texten gar nicht zum Vorwurf gemacht werden, sie liegt vielmehr, wie ich meine, in der Natur der Sache: Die Frage von Fiktionalität und Nichtfiktionalität stellt sich nämlich überhaupt nur angesichts von darstellend strukturierten Texten.

Einer der wenigen, die auf die wichtige Rolle des Darstellungscharakters fiktionaler Texte hinweisen, ist Uwe Japp. Japp macht darauf aufmerksam, „daß die Erfindung nicht ausreicht, um die literarische Fiktion zu definieren, da hierzu vielmehr die erneute Bezugnahme auf die Darstellung erforderlich ist.“¹⁸⁹ Er sieht in der Darstellung „eine *conditio sine qua non* der literarischen Fiktion“, d. h.: „keine literarischen Fiktionen ohne das Zusammenspiel von Darstellungen und Erfindungen.“¹⁹⁰ So sehr Japp in seinem Insistieren auf der Bedeutung des Darstellens für das Zustandekommen fiktionaler literarischer Texte zuzustimmen ist, so sehr fehlt ihm allerdings ein klar umrissener und transparenter Begriff des Darstellens. Was ist das Spezifische an darstellenden Texten? Was unterscheidet darstellend von nicht-darstellend strukturierten Texten?

Einer traditionsreichen Auffassung von der Natur sprachlicher Zeichen zufolge ist Sprache grundsätzlich durch ihre Darstellungsfunktion gekennzeichnet. Karl Bühler, der zu den bekanntesten Protagonisten einer solchen Auffassung zählt, möchte beispielsweise die „Dominanz der Darstellungsfunktion der Sprache“¹⁹¹ unbestritten wissen und führt seine Argumentation unter anderem auf Platons Modell der Sprache als ein Werkzeug, ein „Organum, um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge“,¹⁹² sowie auf die mittelalterlich-scholastische Formel des „*aliquid stat pro aliquo*“¹⁹³ zurück. Der mit dieser Vorstellung verknüpfte Gedanke ist zunächst, daß ein sprachliches Zeichen in seiner bloßen physischen Gestalt noch nicht das Ganze des Zeichens ausmacht,

¹⁸⁹ Japp: Die literarische Fiktion, S. 49.

¹⁹⁰ Ebd., S. 54.

¹⁹¹ Bühler: Sprachtheorie, S. 30.

¹⁹² Ebd., S. 24.

¹⁹³ Ebd., S. 40.

das Entscheidende ist vielmehr, was gleichsam hinter dem Zeichen steht – seine Bedeutung. Bühler und andere gehen aber noch einen Schritt weiter, indem sie etwas über die Natur der Bedeutungen sprachlicher Zeichen aussagen: Nach Bühler bezieht sich Sprache nämlich unmittelbar auf „Gegenstände und Sachverhalte“, auf Entitäten der Wirklichkeit also.

Ein solcher Begriff des Darstellens führt offensichtlich nicht entscheidend weiter auf dem Weg zu einer Abgrenzung zwischen darstellenden und nicht-darstellenden Texten, denn ihm zufolge sind schlichtweg alle sprachlichen Zeichenkomplexe als darstellend zu betrachten. Die Lage ändert sich indes, wenn man sich der Kritik an dieser Sichtweise anschließt und einen gewissermaßen kognitivistischen Standpunkt einnimmt. So setzt sich z. B. Umberto Eco mit dem bekannten semiotischen Dreieck von Ogden und Richards auseinander, das wie Bühlers Organonmodell das sprachliche Zeichen mit einem bezeichneten Gegenstand verbindet, und spricht in diesem Zusammenhang von einem „äußerst schädlichen Schema“,¹⁹⁴ dessen Nachteiligkeit darin begründet liegt, „daß es die Auffassung perpetuiert (für die Frege der Hauptverantwortliche ist), die Bedeutung eines Ausdrucks hätte etwas mit der Sache zu tun, auf die der Ausdruck sich bezieht“,¹⁹⁵ und somit „verhindert, das kulturelle Wesen der Signifikationsprozesse zu begreifen.“¹⁹⁶ Die Alternative zu dem so von Eco in Frage gestellten Modell liegt in einer Auffassung, die bereits von Ferdinand de Saussure formuliert wurde, die aber auch als Grundannahme der modernen kognitiven Linguistik zugrunde liegt: „Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich *nicht* einen Namen und eine Sache, sondern eine *Vorstellung* und ein Lautbild.“¹⁹⁷

Auf der Grundlage dieser Annahme eröffnet sich nun die Möglichkeit, danach zu fragen, ob es nicht die Verschiedenartigkeit der zugrundeliegenden Vorstellungen bzw. Konzepte ist, die für den Unterschied zwischen darstellenden und nicht-darstellenden Texten verantwortlich ist. Dazu seien einige Textbeispiele näher betrachtet, die einem Feld der Literatur entstammen, auf dem man nicht-darstellende Texte am ehesten zu vermuten geneigt ist, und das, wie oben bereits erwähnt, in der Debatte um die literarische Fiktionalität nur selten Berücksichtigung findet: dem Feld der Lyrik.

Drei Texte aus verschiedenen Epochen der deutschen Literaturgeschichte sollen zunächst dazu dienen, Besonderheiten nicht-darstellend strukturierter lyrischer Texte herauszustellen. Es ist dies zum einen ein typisches Exemplar deutscher Barocklyrik – Christian Hoffman von Hoffmannswaldaus „Die Welt“ –, zum zweiten Friedrich Hölderlins berühmtes Gedicht „Hälfte des Lebens“ und

¹⁹⁴ Eco: Einführung in die Semiotik, S. 69.

¹⁹⁵ Ebd., S. 70.

¹⁹⁶ Ebd., S. 71.

¹⁹⁷ de Saussure: Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, S. 77, Hervorhebung P. B.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

zum dritten ein Text aus neuester Zeit, der den Titel „Du, allein“ trägt und von Durs Grünbein stammt.

Hoffmann von Hoffmannswaldaus Gedicht lautet wie folgt:

Die Welt

Was ist die Welt / und ihr berühmtes Glänzen?
Was ist die Welt und ihre gantze Pracht?
Ein schnöder Schein in kurtz-gefaßten Gräntzen /
Ein schneller Blitz bey schwartzgewölckter Nacht:
Ein bundes Feld / da kummer-Disteln grünen;
Ein schön Spital / so voller Kranckheit steckt.
Ein Slaven-Haus / da alle Menschen dienen /
Ein faules Grab / so Alabaster deckt.
Das ist der Grund / darauff wir Menschen bauen /
Und was das Fleisch für einen Abgott hält.
Komm / Seele / komm / und lerne weiter schauen /
Als sich erstreckt der Circkel dieser Welt.
Streich ab von dir derselben kurtzes Prangen /
Halt ihre Lust für eine schwere Last;
So wirst du leicht in diesen Port gelangen /
Da Ewigkeit und Schönheit sich umfaßt.¹⁹⁸

Das Gedicht ist – barocktypisch – strophisch wie stichisch von der Gliederung in These und Antithese bestimmt. Die ersten acht Verse bieten, antwortend auf die Ausgangsfrage der ersten beiden Verse, ein Bild von dem Ist-Zustand der Welt, die letzten acht Verse rufen zur Einkehr und zur Abkehr vom Irdischen, wie es im ersten Teil dargeboten wurde, auf. Signalisiert wird die Zäsur zwischen These und Antithese deutlich durch den neunten Vers: „Das ist der Grund / darauff wir Menschen bauen“. Auf stichischer Ebene sind die Verse fünf bis acht als exemplarisch für barocke Antithetik zu bezeichnen.

Nun könnte man meinen, der Text stelle doch deutlich etwas dar, zwar einen sehr allgemeinen, den allgemeinsten Gegenstand überhaupt – die Welt –, aber immerhin einen Gegenstand. Betrachtet man jedoch näher, was über diesen Gegenstand gesagt wird, so wird ersichtlich, daß das Gedicht in ganz besonderer, nämlich metaphorischer Weise über seinen Gegenstand bzw. sein zentrales Konzept spricht. Die Verse drei bis acht, die die einzigen sind, die tatsächlich als Darstellungen des Gegenstands „Welt“ in Betracht kommen, sind durchweg metaphorische Fügungen, in, wie angeführt, zum Teil deutlicher These-Antithese-Struktur. Der Eindruck, daß hier etwas im engeren Sinne dargestellt wird, kommt deshalb nicht so recht auf, weil durchweg metaphorisch, d. h. uneigentlich, über einen Gegenstand gesprochen wird. Darstellung aber, oder vorsichti-

¹⁹⁸ Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Die Welt, in: Hoffmannswaldau: Gesammelte Werke, Bd. II, S. 212 f.

ger: sprachliche Darstellung im engeren Sinn, *fordert eigentliche, unmittelbar gegenstandsbezogene Rede über mindestens ein Gegenstands- bzw. Ding-Konzept.*

Daß diese These weiterer Spezifikationen bedarf, macht der Beginn von Hölderlins „Hälfte des Lebens“ deutlich: „Mit gelben Birnen hängen / Und voll mit wilden Rosen / Das Land in den See.“¹⁹⁹ Anders als die Verse Hoffmanswaldaus lassen diese Zeilen eine konkret gegenstandsbezogene Lesart zumindest zu, das Bild einer mit Birnbäumen und Rosenbüschen bestandenen, in einen See ragenden Landzunge taucht fast unweigerlich vor dem inneren Auge des Lesers auf. Läßt sich deshalb aber auch sagen, Ziel der drei Verse sei es, eine bestimmte landschaftliche Gegebenheit darzustellen? Der Form nach handelt es sich zweifelsohne um darstellende, deskriptive Rede. Dennoch erfaßt man intuitiv, daß die bloße Gegenstandsbeschreibung hier, wenn überhaupt, nur vordergründig eine Rolle spielt, vor allem wenn man weiterliest und die folgenden vier Verse der ersten Strophe hinzunimmt: „Ihr holden Schwäne, / Und trunken von Küssen / Tunkt ihr das Haupt / Ins heilignüchterne Wasser.“²⁰⁰ Spätestens an dieser Stelle bestätigt sich, was Käte Hamburger mit dem Terminus der besonderen „lyrischen Subjekt-Objekt-Relation“ zu erfassen versucht hat: Die lyrische Aussage unterscheidet sich von der darstellenden oder, wie es bei Hamburger heißt: „objektgerichteten mitteilenden Aussage“ dadurch, „daß das Objekt nicht Ziel, sondern Anlaß ist, anders ausgedrückt: *die lyrische Aussage keine Funktion in einem Objekt- oder Wirklichkeitszusammenhang haben will.*“²⁰¹ Kern dieser These Hamburgers ist die Beobachtung, daß es in vielen lyrischen Gedichten, selbst dort, wo sie der Form nach darstellende Rede beinhalten, offensichtlich nicht eigentlich um das vordergründig Dargestellte geht. Und selbst wenn man in Rechnung stellt, daß man sich mit einer solchen Aussage auf dünnem Eis bewegt, da ihre Bestätigung zu einem wesentlichen Teil von dem Interpretationsspielraum, in dem sich die jeweils individuelle Rezeption bewegt, abhängt – erinnert sei nur an Formen wie das sogenannte Bild- oder das Dinggedicht –, so ist hier doch zumindest eine starke Tendenz der Lyrik richtig erfaßt.

Wichtig ist dabei auch der Hinweis auf die für Lyrik typische Abstraktion von einem konkreten „Objekt- oder Wirklichkeitszusammenhang“. Lyrik nimmt häufig eben nicht einmal der Form nach Bezug auf Konzeptkomplexe, die Erfahrungswirklichkeit unmittelbar wiederzugeben beanspruchen können. Ein Text von Durs Grünbein veranschaulicht diese Tatsache:

¹⁹⁹ Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens, in: Hölderlin: Sämtliche Werke, S. 117.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Hamburger: Die Logik der Dichtung, S. 236.

Angesichts solcher Texte stellt sich die Frage nach ihrem Fiktionsstatus einfach nicht. Umgekehrt sind *fiktionale Texte also in jedem Fall darstellend strukturierte Texte*.

Die dritte der in diesem Abschnitt vorzunehmenden Abgrenzungen betrifft diejenige hin zur Seite nichtfiktionaler Texte mit fiktionalen Einschüben. Die genauere Differenzierung zwischen fiktionalen Texten auf der einen und nichtfiktionalen Texten mit fiktionalen Einschüben auf der anderen Seite ist deshalb nötig, weil sonst eine Vielzahl von Texten mit dem Prädikat fiktional belegt werden müßten, die eindeutig nicht in den Bereich dieses Begriffs fallen. Zu denken ist dabei an wissenschaftliche Texte, in die Annahmen oder Hypothesen, aber etwa auch an Sachtexte, in die relativ eigenständige fiktionale Texte zu illustrativen Zwecken eingebunden sind. Es gilt, den Begriff des fiktionalen Texts so zu explizieren, daß ein Text nicht in jedem Fall schon im ganzen für fiktional erklärt wird, wenn in ihm an irgendeiner Stelle ein fiktionales Konzept vorkommt.

Hilfreich kann zur Verwirklichung dieser Aufgabe der kognitionswissenschaftliche Terminus des Schemas beziehungsweise – für den Fall erzählend strukturierter Texte – der des Scripts sein. Da es sich bei fiktionalen Texten stets um darstellende Texte handelt, wie der vorangegangene Absatz zu zeigen versuchte, besitzt jeder fiktionale Text einen Darstellungsgegenstand, der traditionell als sein Inhalt oder von seiten der mit narrativen Texten befaßten Erzähltheorie als die einer Erzählung zugrundeliegende Geschichte, als ihr Handlungssubstrat bezeichnet wird.²⁰⁴ Aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive kann dieser Darstellungsgegenstand in der Weise eines Schemas oder Scripts im in Kapitel 3.1.2 erläuterten Sinn aufgefaßt werden. Schemata können nun aus Einzelkonzepten wie auch aus anderen, selbst wiederum komplexen Schemata zusammengesetzt sein, der Darstellungskern eines fiktionalen Texts ist daher in dem durch ihn vermittelten hierarchisch höchsten Schema zu sehen. Ein solches Schema, das selbst nicht mehr Teil eines übergeordneten Schemas ist, soll im folgenden als *Makroschema* beziehungsweise *Makroscrip*t bezeichnet werden.

Für die in Frage stehenden Fälle von relativ isolierbare fiktionale Bestandteile umfassenden nichtfiktionalen Texten kann nun geltend gemacht werden,

²⁰⁴ Vgl. dazu etwa Gérard Genettes Differenzierung zwischen dem Diskurs der Erzählung („discours“), dem Gegenstand der Erzählung („histoire“) und dem Akt des Erzählens („narration“) (vgl. Genette: *Die Erzählung*, S. 15). Eberhard Lämmert unterscheidet demgegenüber in Anlehnung an die in der angelsächsischen Literaturwissenschaft verbreitete Terminologie (story vs. plot) zwischen „Geschichte“ und „Fabel“: „Aus dem *Stoffzusammenhang* der Geschichte ergibt sich erst nach Aufdeckung des jeweiligen Aufbau- und Verknüpfungsprinzips der *Sinnzusammenhang* der Fabel“ (Lämmert: *Bauformen des Erzählens*, S. 26).

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

daß sie, sofern sie überhaupt darstellenden Charakter tragen, fiktionale Teilstrukturen nur in deutlicher Abgrenzung von dem übergeordneten Makroschema enthalten: Fiktionale Konzepte sind in solchen Texten Ergänzung und Illustration zu dem Darstellungszusammenhang als Ganzem, nicht aber integraler Bestandteil desselben.

Als eine Art Prüfstein für dieses Differenzierungskriterium kann die Nacherzählung herangezogen werden, wobei dann insbesondere darauf zu achten ist, ob fiktionale Konzepte sich nahtlos in die Nacherzählung eingliedern – dann sollte es sich um einen in toto fiktionalen Text handeln – oder ob während der Nacherzählung eigens auf den fiktionalen Charakter einzelner Darstellungskomplexe aufmerksam gemacht werden muß, um ihren Sonderstatus erkennbar werden zu lassen – dann sollte es sich um einen nichtfiktionalen Text mit fiktionalen Bestandteilen handeln. Dieses Verfahren sei anhand eines Texts erläutert, den Peter Weiss zu der von Klaus Wagenbach betreuten topographischen Anthologie „Atlas“ beigesteuert hat. Angesichts der den beitragenden Autoren gestellten Aufgabe, „ihren“ Ort literarisch darzustellen, bietet Weiss einen Text, der in das Umfeld des etwa zur selben Zeit entstandenen Dokumentarstücks „Die Ermittlung“ gehört und in lakonischer Eindringlichkeit sich einem Ort anzunähern versucht, an dem geschehen ist, was sich jeder Beschreibung entzieht, – dem Vernichtungslager Auschwitz. Nach einigen einführenden Worten, mit denen Weiss unter anderem auf die Entstehungssituation und den konkreten Publikationskontext Bezug nimmt – der Autor spricht von seinen Vorüberlegungen, „welche menschliche Siedlung oder welche Gegend einer Landschaft am besten dazu geeignet sei, in diesem Atlas umrissen zu werden“²⁰⁵ –, geht der Text, typographisch durch einen Absatz gekennzeichnet, in die Form eines Berichts über, zu dessen Beginn dann auch erstmals der Name Auschwitz fällt. Der Bericht orientiert sich an einem Besuch der Gedenkstätte, zu der das Gelände des Konzentrationslagers nach Kriegsende erklärt wurde. Dabei läßt Weiss keinen Zweifel daran aufkommen, daß er hier persönlich und in eigenster Sache die Erfahrung dieses Besuchs wiedergibt. Da es in der Einleitung ausdrücklich heißt: „Es ist eine Ortschaft, für die ich bestimmt war und der ich entkam. [...] Ich habe keine andere Beziehung zu ihr, als daß mein Name auf den Listen derer stand, die dorthin für immer übersiedelt werden sollten“,²⁰⁶ und auch innerhalb des Berichts noch einmal auf die persönliche Betroffenheit des Verfassers hingewiesen wird: „Ich blicke in diese Räumlichkeiten, denen ich selbst entgangen bin“,²⁰⁷ wäre es völlig verfehlt, hier etwa von einem fiktiven Erzähler zu sprechen, den Weiss als Sprecher seines Texts einsetze. Trotz der auf diese Weise beinahe verbürgten Nichtfiktionalität des Texts findet sich gegen Ende eine

²⁰⁵ Weiss: *Meine Ortschaft*, S. 31.

²⁰⁶ Ebd., S. 32.

²⁰⁷ Ebd., S. 38.

Passage, die in einem etwas anderen Verhältnis zur Erfahrungswirklichkeit steht, die der Text einzufangen versucht, als das Vorausgegangene:

Im Augenblick, in dem die Sonne versinkt, steigen die Bodenebel auf und schwelen um die niedrigen Baracken. Die Türen stehen offen. Irgendwo trete ich ein. Und dies ist jetzt so: hier ist das Atmen, das Flüstern und Rascheln noch nicht ganz von der Stille verdeckt, diese Pritschen, in drei Stockwerken übereinander, an den Seitenwänden entlang und entlang des Mittelteils, sind noch nicht ganz verlassen, hier im Stroh, in den schweren Schatten, sind die tausend Körper noch zu ahnen, ganz unten, in Bodenhöhe, auf dem kalten Beton, oben, unter dem schräg aufsteigenden Dach, auf den Brettern, in den Fächern, zwischen den gemauerten Tragwänden, dicht aneinander, sechs in jedem Loch, hier ist die Außenwelt noch nicht ganz eingedrungen, hier ist noch zu erwarten, daß es sich regt da drinnen, daß ein Kopf sich hebt, eine Hand sich vorstreckt.²⁰⁸

Würde man Weiss' Bericht nachzuerzählen versuchen, käme man sicher nicht umhin, den imaginativen Charakter des an dieser Stelle Dargestellten auf die eine oder andere Art hervorzuheben, indem man die Wiedergabe beispielsweise mit Wendungen einleitete wie: *An dieser Stelle stellt sich Weiss vor, daß ...* oder *Beim Betreten der Baracken überkommt Weiss der Eindruck, daß ...*. Bei einem im ganzen fiktionalen Text würde man auf solche Kennzeichnungen verzichten, sofern die fiktionalen Einzelschemata integraler Teil des übergeordneten fiktionalen Makroschemas sind. Es wäre abwegig, z. B. eine Nacherzählung von Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ mit den Worten zu beginnen: *Am Anfang steht die fiktive Figur Franz Biberkopf vor dem Tegeler Gefängnis in Berlin*, weil es sich um eine insgesamt fiktionale Geschichte handelt, die man nachzuerzählen im Begriff ist; es erübrigt sich somit, auf den fiktionalen Charakter bestimmter Einzelschemata bzw. -konzepte eigens hinzuweisen.

Zusammenfassend ist zur Differenzierung von fiktionalen Texten und nicht-fiktionalen Texten mit fiktionalen Komponenten zu sagen, daß sie mit einer von Lutz Rühling getroffenen Feststellung korrespondiert, der zufolge „die Erwähnung fiktiver Gegenstände in einem Text noch *kein hinreichendes* Merkmal für dessen Fiktionalität darstellt.“²⁰⁹ Dieses Urteil ist im Sinn meiner Argumentation, und es läßt sich ihm uneingeschränkt zustimmen. Abgesehen davon, daß ich den Begriff des Gegenstands in bezug auf das Designat eines sprachlichen Ausdrucks vermeiden möchte und ihm den des kognitiven Konzepts vorziehe, stimme ich Rühling jedoch nicht zu, wenn er des weiteren erklärt, die Erwähnung „fiktiver Gegenstände“ sei darüber hinaus auch kein notwendiges Merkmal fiktionaler Texte.²¹⁰ Die Fehleinschätzung, der Rühling unterliegt, beruht meines Erachtens

²⁰⁸ Ebd., S. 42.

²⁰⁹ Rühling: Fiktionalität und Poetizität, S. 29.

²¹⁰ Vgl. ebd.: „Hingegen ist häufig behauptet worden, die Erwähnung fiktiver Gegenstände sei notwendiges Merkmal für die Fiktionalität eines Textes. Doch dies ist

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

auf der Bindung der Fiktionalitätsfrage an Gegenstände. Denn mag es auch fiktionale Texte geben, die keine fiktiven Gegenstände darstellen, nach fiktionalen Texten, die kein einziges fiktionales Konzept im in der vorliegenden Studie explizierten Sinn beinhalten, wird man, wie ich meine, vergeblich suchen.

Führt man nun die Ausgangsformulierung und die drei Abgrenzungen zusammen, so gelangt man zu folgender Explikation des Begriffs des fiktionalen Texts:

Ein Text ist genau dann als fiktional einzustufen, wenn

- *der global mit ihm gegebene Darstellungszusammenhang (das Makroskript) an mindestens einer Stelle ein nicht in der Enzyklopädie des Verfassers bereitliegendes, intentional neu geschaffenes Konzept enthält*
- *und wenn Ziel der Darstellung dabei weder die Täuschung des Rezipienten noch das unmittelbare Erfassen eines Wirklichkeitsausschnitts ist.*

In einem Punkt bedarf diese Explikation einer ergänzenden Erläuterung. Wer der Argumentation in diesem Abschnitt gefolgt ist, mag gegen die obige Formulierung nämlich Einwände wegen Widersprüchlichkeit erheben wollen. Der Widerspruch kann darin vermutet werden, daß es einerseits heißt, ein fiktionaler Text dürfe nicht auf das unmittelbare Erfassen eines Wirklichkeitsausschnitts zielen, andererseits aber die Darstellungsstruktur fiktionaler Texte unterstrichen und gerade diese Struktur unter anderem durch ihren konkreten Wirklichkeitsbezug charakterisiert wurde. Dem Einwand ist entgegenzuhalten, daß Darstellung, wie es oben hieß, *der Form nach* konkreten Wirklichkeitsbezug fordert, nicht indes unbedingt auch dem Inhalt und der kommunikativen Absicht nach. Vielmehr ist es ein spezifisches Merkmal fiktionaler Texte, sich der *Form* wirklichkeitsabbildender Rede – also darstellender Rede – zu bedienen, ohne damit tatsächlich das Ziel der Wirklichkeitsabbildung zu verfolgen. Diese Eigenheit fiktionaler Texte spiegelt sich nicht zuletzt auch in ihrem besonderen Umgang mit nicht-fiktionalen Konzepten wider, wie der folgende Abschnitt verdeutlichen mag.

3.2.2 Nichtfiktionale Elemente des fiktionalen Texts

Bevor ich mich in diesem Abschnitt Problemen der Mikrostruktur fiktionaler Texte zuwende, sind einige Anmerkungen terminologischer Art unvermeidlich. Vor allem was die Verwendung der Adjektive fiktiv und fiktional sowie deren Substantivierungen angeht, sollte es eine jede Studie, die sich mit Fragen im

zunächst einmal offensichtlich falsch, da es fiktionale Texte gibt, in denen keinerlei fiktive Gegenstände vorkommen“. Diese Einschätzung kann Rühling jedoch „letztlich nicht überzeugend begründen“, wie auch Frank Zipfel kritisch anmerkt (vgl. Zipfel: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität, S. 167).

Umfeld der Fiktionstheorie befaßt, nicht an Klärung der jeweiligen Begriffsverwendung fehlen lassen. Dieser Forderung haben gerade Literaturwissenschaftler allerdings lange Zeit kaum Folge geleistet und es versäumt, beide Begriffsfelder trennscharf voneinander abzugrenzen. Erst in jüngster Zeit finden sich ambitionierte Bemühungen auf diesem Sektor, für die etwa die Namen Félix Martínez-Bonati und Lutz Rühling stehen. Beider Vorschläge zielen dabei in dieselbe Richtung: Sie schlagen vor, den Ausdruck „fiktional“ ausschließlich in bezug auf die *Art der Darstellung* zu verwenden und „fiktiv“ für die Bezeichnung des spezifischen *Status des Dargestellten* zu reservieren. So möchte Rühling das Prädikat „fiktional“ verstanden wissen als ausschließlich bezogen auf „eine bestimmte *Darstellungsweise*, derart daß das Dargestellte nicht existiert.“ Das Prädikat „fiktiv“ rekurriert hingegen nach Rühling auf eine „bestimmte *Existenzweise* von Gegenständen (im formalen Sinn), derart daß diese Gegenstände nicht existieren.“²¹¹ Analog dazu, wenn auch unter Verwendung der etwas anders nuancierenden englischen Ausdrücke, weist Martínez-Bonati auf einen oft außer acht gelassenen feinen Unterschied in der Bedeutung der beiden in Frage stehenden Begriffe hin: „A fictional text (discourse or narrative or work) is not a fictitious text (although it may represent one). In an obvious sense, a work of fiction (a novel or a short story) exists and is real“,²¹² wobei „fictitious“ sich ausdrücklich als Synonym zu „fictive“ versteht.²¹³ Noch einmal anders gewendet, läßt sich also im Sinn Rühlings und Martínez-Bonatis sagen, daß sich der Terminus „fiktional“ auf Texte oder Textsequenzen – auf das Bezeichnende – bezieht, während der Terminus „fiktiv“ im Hinblick auf die textuell dargestellten Gegenstände – das Bezeichnete – gebraucht wird.

Dieser Terminologie möchte ich mich in der vorliegenden Studie anschließen. Allerdings macht es der von mir verfolgte kognitivistische Ansatz notwendig, eine gegenüber Martínez-Bonati und Rühling etwas andere Akzentuierung vorzunehmen. Da nämlich unter den Referenten sprachlicher Ausdrücke nicht Gegenstände – sei es auch im „formalen Sinn“ – verstanden werden sollen, sondern mentale Entitäten, die selbst wiederum eine interne Repräsentationsstruktur besitzen, stellt sich die Frage, welche Bezeichnung sich für diejenige Klasse derartiger Konzepte empfiehlt, die sich durch Beruhen auf Erfindung auszeichnen. Für welche Terminologie wir uns hierbei entschieden haben, wird dem Leser nicht entgangen sein, denn bei verschiedenen Gelegenheiten war oben bereits mehrfach – und selbst im Titel der Untersuchung – von *fiktionalen* Konzepten die Rede. Warum aber ist diese Begriffsverwendung der Rede von *fiktiven* Konzepten vorzuziehen? Weil mentale Konzepte eine interne Repräsentationsstruktur besitzen und das Erfundene an ihnen, soweit sie mit Fiktion überhaupt in

²¹¹ Rühling: Fiktionalität und Poetizität, S. 29.

²¹² Martínez-Bonati: On Fictional Discourse, S. 65.

²¹³ Vgl. ebd.: „In the following discussion, I use the expressions ‘fictive’, ‘fictitious’, and ‘purely imaginary’ as synonyms.“

Zusammenhang stehen, nicht das Konzept selbst – als das Repräsentierende –, sondern lediglich das durch sie Repräsentierte ist. Parallel zur Formulierung Martínez-Bonatis bezüglich fiktionaler Texte läßt sich sagen, daß fiktionale Konzepte real sind, wenn auch nicht materiell faßbar. Sie beruhen auf Erfindung, ohne selbst erfunden zu sein, und sollten daher nicht mit dem Attribut „fiktiv“ belegt werden, das der oben nachgezeichneten Begriffsdifferenzierung zufolge Irrealität impliziert. Pointiert ausgedrückt: Ein Konzept ist fiktional oder nicht-fiktional; was es repräsentiert, der „Gegenstand“, den es konstituiert, ist fiktiv oder real. Allenfalls könnte hinsichtlich auf Erfindung beruhender Konzepte – analog zu Johannes Andereggs Begriffsbildung „Fiktivtext“²¹⁴ – von Fiktivkonzepten gesprochen werden. Um Verwirrung zu vermeiden, sei jedoch die klarere Bezeichnung fiktionales Konzept präferiert.

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt versucht wurde darzulegen, was sinnvollerweise unter einem fiktionalen Text zu verstehen ist, sich des weiteren in diesem Zusammenhang andeutete, was sinnvollerweise unter einem fiktionalen Konzept begriffen werden kann, und schließlich im vorliegenden Abschnitt hierzu noch eine terminologische Anmerkung nachgetragen worden ist, möchte ich an dieser Stelle meinen Explikationsvorschlag in bezug auf den zentralen Begriff dieser Arbeit, den des nichtfiktionalen Elements des fiktionalen Texts unterbreiten: *Unter nichtfiktionalen Elementen fiktionaler Texte sind all jene Textbausteine zu verstehen, die sich auf in der mentalen Enzyklopädie des Textproduzenten bereitliegende Konzepte stützen und deren Quelle entweder die eigene Erfahrungswelt oder selbst als nichtfiktional betrachtete Vermittlungsinstanzen sind.*

Als ersten zu erläuternden Punkt möchte ich auf die Bindung dieser Definition an die mentale Konstitution des Textproduzenten eingehen. Von literaturwissenschaftlicher Seite ist nämlich verschiedentlich auf die Bedeutung einer besonderen kommunikativen Einstellung sowohl auf der Seite des Autors als auch auf der Seite des Lesers eines fiktionalen Texts, die für das Zustandekommen eines erfolgreichen Kommunikationsakts unverzichtbar sei, hingewiesen worden. Hans Ulrich Gumbrecht beispielsweise sieht den fiktionalen Text gekennzeichnet durch eine besondere „fiktionale Kommunikationssituation“, die der „pragmatischen Kommunikationssituation“ nichtfiktionaler Texte gegenüberstehe, und er definiert fiktionale Texte daher als solche, „die es dem Hörer (Leser) durch bestimmte Besonderheiten ihrer Konstitution nahelegen, die Rezipientenrolle aus der *fiktionalen Kommunikationssituation* [...] zu übernehmen“.²¹⁵ Ohne Zweifel ist es gerade aus literaturwissenschaftlicher Perspektive wichtig, auf die spezifischen Rezeptionsbedingungen fiktionaler Texte aufmerksam zu machen und diese genauer zu untersuchen, ein Definitions-kriterium ist

²¹⁴ Vgl. Anderegg: Fiktion und Kommunikation.

²¹⁵ Gumbrecht: Fiktion und Nichtfiktion, S. 41.

die Rezeption fiktionaler Texte *als* fiktional jedoch nicht, sie ist weder ein hinreichendes noch ein notwendiges Merkmal fiktionaler Texte. Nähme man eines von beidem an, ergäben sich leicht unerwünschte Konsequenzen: Im ersten Fall müßte man hinnehmen, daß ein Text in jedem Fall allein schon dadurch als fiktional zu qualifizieren ist, daß er als solcher aufgenommen wird, was offenbar absurd ist, im zweiten Fall sähe man sich gezwungen, nur diejenigen Texte als fiktional einzustufen, die auch als fiktional rezipiert werden; diese Annahme läßt sich unschwer durch Beispiele wie Wilhelm Meinholds „Bernsteinhexe“ und ihre Rezeptionsgeschichte widerlegen.²¹⁶ Es wäre unangemessen, diesem Text seinen fiktionalen Status abzusprechen, nur weil dieser von der zeitgenössischen Leserschaft nicht erkannt wurde.

Demgegenüber kann in dem auf Produzentenseite vorhandenen Bewußtsein von dem einer Konzeptualisierung zugrundeliegenden Erfindungsakt zwar allein noch kein hinreichendes, wohl aber ein notwendiges Kriterium für Fiktionalität gesehen werden. Fehlt dem Urheber eines sprachlichen Zeichenkomplexes ein solches Fiktionsbewußtsein in bezug auf seine eigene Äußerung, so läßt sich nur schwer von einer fiktionalen Äußerung sprechen, mag ihr Inhalt auch noch so weit von dem Weltwissen der Adressaten abweichen. Adäquater ist es, angesichts solcher Fälle von Irrtum oder im Extremfall gar von pathologisch abweichender Konzeptualisierung zu sprechen.

Der zweite Teil der oben gegebenen Explikation sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Er ist nur deshalb ausgesprochen, um die Tendenzen, das Feld der Fiktionalität über seine Grenzen hinaus auszuweiten, ausdrücklich zurückzuweisen. Das Ergebnis der Arbeit des Historikers z. B. ist eben nicht, wie Hayden White behauptet, allein schon wegen seines Beruhens auf Informationen aus zweiter oder dritter Hand ein fiktionaler Text. Was in dieser Hinsicht allein zählt, ist die Einstellung des Historikers zu den Konzeptualisierungen, auf die er im Lauf seiner Studien stößt und die er selbst darstellend nachvollzieht; was zählt, ist, anders gesagt, ob die Daten von ihm als Fakten akzeptiert und in seiner persönlichen Enzyklopädie als Wirklichkeitsausschnitte abgelegt werden oder ob er in ihnen Irrtümer, Lügen oder Fiktionen sieht. Daß wir alle in der Alltagskommunikation Konzepte benutzen, für die wir über keinerlei Äquivalente in unserer Erfahrungswirklichkeit verfügen und die wir lediglich aus vertrauenswürdigen Quellen übernehmen, darauf hat aus sprachphilosophischer Sicht bereits Hilary Putnam hingewiesen. Typische Beispiele für solche übernommenen Konzepte sind Begriffe, die dem Bereich eines bestimmten Expertenwissens entstammen. So können wir beispielsweise in einer Alltagskonversation durchaus erfolgreich auf Elektronen, die Quantenmechanik oder das Freudsche Unterbewußte Bezug nehmen, ohne über exaktes Wissen darüber zu verfügen, ob diese Ausdrücke überhaupt und worauf genau sie referieren. Putnam macht für dieses Phänomen

²¹⁶ Vgl. oben S. 68.

die Kombination zweier Prinzipien verantwortlich – des Prinzips Vertrauensvorschuß mit dem Prinzip der sprachlichen Arbeitsteilung. Das zweite Prinzip erläutert Putnam am Beispiel „Ulme“: „Worauf ich mit ›Ulme‹ referiere, ist (mit meiner Zustimmung und der meiner sprachlichen Gemeinschaft) das, worauf Leute als Ulme referieren, die Ulmen von anderen Bäumen unterscheiden können.“²¹⁷ In der Regel werden diejenigen, die Referenz festlegen, also Experten sein, und diesen Experten gewähren wir nach dem ersten Prinzip einen gewissen Vertrauensvorschuß in Hinsicht auf die Korrektheit und Angemessenheit der von ihnen bestimmten Referenzen. Eine Vielzahl der Konzepte, die zu unserem enzyklopädischen Wissen von der Realität gehören, haben wir aufgrund der von Putnam beschriebenen oder ähnlichen Prinzipien in unseren Wissensbestand aufgenommen. Sie gehören zu unserem Bild von der Wirklichkeit in dem gleichen Maß wie von uns selbst Erfahrenes, von Fiktionen sollte hier daher nicht vorschnell gesprochen werden.

Bezogen auf den Bereich literarischer Texte folgt daraus, daß der immer wieder geäußerten Einschätzung, reale Gegenstände, Personen, Orte oder Geschehnisse fänden nur in einer fikionalisierten Form Eingang in insgesamt fiktionale literarische Texte,²¹⁸ zumindest solange zu widersprechen ist, wie sich die Darstellung der entsprechenden Realitätspartikel an Quellen orientiert, über deren Nichtfiktionalität und Zuverlässigkeit Konsens herrscht. Die Reihe der Beispiele von literarischen Ortsdarstellungen, die sich bis ins Detail an die dem Autor nicht aus eigener Anschauung zugänglichen historischen Gegebenheiten zur Zeit der Handlung etwa eines Romans halten, ist lang – erinnert sei nur an Thomas Manns „Lotte in Weimar“ oder Günter Grass’ „Treffen in Telgte“, die den Namen ihres historischen Schauplatzes schon im Titel tragen. Da die Schilderung des historischen Orts in solchen Texten wissenschaftlich-historiographischen Ansprüchen wenn nicht genügt, so doch wenigstens nicht zuwiderläuft, ist nicht einzusehen, warum sie als fiktional betrachtet werden sollte. Das Bild, das Grass vom Telgte gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs entwirft, stützt sich auf Ressourcen, die auch ein Historiker verwenden könnte, um denselben Ort zu beschreiben. Es besteht somit kein Grund, das eine Telgte als fiktiv und das andere als real zu bezeichnen, vielmehr ist beiden der Status der Nichtfiktivität zuzuerkennen. Natürlich geben die zahlreichen Möglichkeiten der Modifizierung und Kombination von Konzepten in fikionalen literarischen Werken Anlaß zu mancherlei typologischer Ausdifferenzierung auf diesem Gebiet, diese wichtige Aufgabe wird daher in Abschnitt 4 in aller Ausführlichkeit zu behandeln sein.

Die Auffassung von einem nichtfikionalen Element eines fikionalen Texts, wie sie in der Explikationsformel und den bisherigen Ausführungen dazu darge-

²¹⁷ Putnam: Sprache und Wirklichkeit, S. 55.

²¹⁸ Vgl. zu entsprechenden Positionen, vertreten von Anderegg, Gabriel und Genette, oben S. 19 ff.

legt worden ist, wird von vielen sicher nicht ohne Widerspruch aufgenommen werden. Etwaige Einwände können, soweit ich selbst es absehen kann, im wesentlichen gegen eine Konsequenz der vertretenen Position vorgebracht werden, die näher zu besprechen der genaueren Erläuterung der dieser Studie zugrundeliegenden Konzeption des nichtfiktionalen Elements dienen mag. Diese auf den ersten Blick unerwünscht scheinende Konsequenz ist, daß der quantitative Anteil nichtfiktionaler Elemente an fiktionalen Texten sehr hoch wird, wenn man zu ersteren alles das rechnet, was auf das Weltwissen des Textproduzenten zurückgeht. Der quantitative Anteil genuin fiktionaler Konzepte an insgesamt fiktionalen Texten kann demgegenüber potentiell sehr gering sein.

Zu diesem Problem des quantitativen Übergewichts nichtfiktionaler Konzepte in fiktionalen Texten einiges Erläuternde zu sagen, helfen die Überlegungen, die David Lewis auf philosophischer Ebene über die Fragen, was *in* Fiktionen wahr ist und welche Aussagen *über* Fiktionen wahr sind, angestellt und die Marie-Laure Ryan für die literaturwissenschaftliche Fiktionstheorie fruchtbar zu machen versucht hat. David Lewis' Untersuchung „Truth in Fiction“ vollzieht sich in drei Schritten. Ausgehend von der Beobachtung, daß es möglich ist, wahre Aussagen über fiktive Entitäten zu treffen – Lewis führt das bei Philosophen beliebte Beispiel „Sherlock Holmes lived in Baker Street“ an –, fragt er, auf welcher Grundlage eine solche Aussage getroffen und über ihren Wahrheitswert entschieden wird. Dabei gelangt er im ersten Schritt zu der Hypothese, die Wahrheit eines Satzes der Form *In der Fiktion F gilt p* – wobei *p* für eine beliebige Proposition steht – hänge allein davon ab, was in der Welt der Fiktion *F* als Fakt erzählt, wir sollten besser sagen: dargestellt, wird: „*A sentence of the form ›In fiction f, ϕ is true iff ϕ is true at every world where f is told as known fact rather than fiction.*“²¹⁹ Lewis bringt gegen diese Analyse vor allem den gewichtigen Einwand vor, daß uns als Fundament für wahre Aussagen etwa über Sherlock Holmes offensichtlich nicht ausschließlich das dient, was wir in den Erzählungen Conan Doyles explizit über diese Figur ausgesagt finden, sondern daß wir auf breiter Basis Wissen in die Lektüre und in die Beurteilung des Gelesenen einbringen, das nicht explizit Teil der Fiktion ist: „it is true, though not explicit, in the stories that Holmes does not have a third nostril; that he never had a case in which the murderer turned out to be a purple gnome; that he solved his cases without the aid of divine revelation; that he never visited the moons of Saturn; and that he wears underpants.“²²⁰ Die durch den fiktionalen Text dargestellte Welt wird also gleichsam nicht nur mit Hilfe der Bausteine errichtet, die der Text selbst unmittelbar zur Verfügung stellt, vielmehr dient als Baumaterial

²¹⁹ Lewis: Truth in Fiction, S. 41. Der Buchstabe „ ϕ “ steht hier und im folgenden für eine beliebige Proposition, „iff“ für „if and only if“ („genau dann wenn“). Lewis' Gebrauch des Ausdrucks „world“ geht auf die sogenannte Mögliche-Welten-Semantik zurück.

²²⁰ Ebd.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

nicht zuletzt auch vorhandenes Hintergrundwissen, mit dem bei Bedarf Lücken im Mauerwerk geschlossen werden können; oder weniger bildhaft ausgedrückt: Annahmen über die Wirklichkeit können in die fiktive Welt übernommen werden, „not because there is anything explicit in the fiction to make them true, but rather because there is nothing to make them false. There is nothing in the Holmes stories, for instance, that gives us any reason to bracket our knowledge of the broad outline of London geography.“²²¹

Da Hintergrundwissen also eine entscheidende Rolle bei der Konstruktion wie Rekonstruktion eines fiktionalen Darstellungszusammenhangs spielt, schlägt Lewis im zweiten Schritt eine Analyse vor, die den Wahrheitswert von Aussagen über Gegenstände und Sachverhalte „fiktionaler Welten“ von dem Grad der Abweichung der durch die Aussage entworfenen Welt von unserer „aktuellen Welt“ („actual world“) abhängig macht. Den Wahrheitswert der Aussage *Sherlock Holmes hat drei Nasenlöcher* bestimmen wir demzufolge, indem wir dem, was in Conan Doyles Darstellung an Informationen über den Detektiv vorhanden ist, virtuell die Eigenschaft ... *hat drei Nasenlöcher* hinzufügen und dann abwägen, ob die so entstandene „Welt“ – inklusive eines mit drei Nasenlöchern ausgestatteten Sherlock Holmes – weniger von unserer „aktuellen Welt“ abweicht als eine „Welt“, in der Holmes besagte Eigenschaft nicht besitzt. Fällt die Antwort positiv aus, haben wir es mit einer wahren Aussage zu tun, kommt man hingegen zu einem negativen Ergebnis, weil es größere Modifikationen der „aktuellen Welt“ erforderte, die Aussage zu akzeptieren, als sie abzulehnen, liegt eine falsche Aussage vor. Bei unserem Beispiel handelt es sich somit deutlich um den Fall einer falschen Aussage über einen fiktiven Gegenstand respektive ein fiktionales Konzept. Im Detail findet die Urteilsfindung hierbei auf der Basis eines kognitiven Vorgangs statt, den de Beaugrande/Dressler in Aufnahme eines von anderen bereits in die kognitionswissenschaftliche Diskussion eingeführten Begriffs als Vererbung bezeichnen, worunter die „Übertragung von Wissen zwischen Einheiten derselben oder ähnlicher Typen oder Subtypen“²²² zu verstehen ist. Ein Haupttyp der sogenannten Vererbung ist nach de Beaugrande/Dressler der Übergang von Eigenschaften einer Klasse auf einen Repräsentanten dieser Klasse: „Ein REPRÄSENTANT (engl. „instance“) kann alle Eigenschaften seiner Klasse erben, außer wenn sie explizit GETILGT (engl. „cancelled“) werden“.²²³ In bezug auf Sherlock Holmes’ drittes Nasenloch entnehmen wir den Romanen Conan Doyles, daß es sich bei der Figur um einen Repräsentanten der Klasse MENSCH handelt. Alle prototypischen Eigenschaften der Klasse oder

²²¹ Ebd., S. 42.

²²² de Beaugrande/Dressler: Einführung in die Textlinguistik, S. 96.

²²³ Ebd. Die Dichotomie Klasse vs. Repräsentant ließe sich hier auch durch Udo Figges (vgl. Figge/Job: Das Gedächtnis in sprachwissenschaftlicher Perspektive) Terminologie von allgemeinem und individuellem Gegenstandskonzept bzw. Kategorien- und Eigenschaftskonzept ersetzen, vgl. oben S. 47 f.

Kategorie MENSCH, die nicht durch die Charakterisierung in den Texten getilgt werden, gehen nun auf den Repräsentanten oder das individuelle Gegenstandskonzept SHERLOCK HOLMES über. Da schließlich der Prototyp der Kategorie MENSCH zwei Nasenlöcher besitzt und es bei Conan Doyle keine Indizien für eine Tilgung dieser Eigenschaft in Hinsicht auf Sherlock Holmes gibt, kann es für die „Welt“ der Sherlock Holmes-Romane als wahr gelten, daß der Detektiv zwei und nicht drei Nasenlöcher besitzt.

David Lewis weist auf die Verwandtschaft zwischen solchem Urteilen über fiktive und dem Urteilen über kontrafaktische Situationen hin, wie es sich im Alltag vor allem in kontrafaktischen bzw. irrealen Konditionalsätzen niederschlägt.²²⁴ Der bedingende Vordersatz – die Protasis – eines irrealen Konditionalsatzes führt demnach zur Konstruktion einer sogenannten „möglichen Welt“, in der die mit ihm ausgedrückte Proposition wahr ist. Dabei gilt: „We depart from actuality as far as we must to reach the possible world where the counterfactual supposition comes true“.²²⁵ Darüber hinaus nehmen wir jedoch keinerlei Veränderungen an unserem „Weltbild“ vor, alles von der Protasis unberührte Hintergrundwissen bleibt intakt. Die somit erreichte „mögliche Welt“ weicht daher nur minimal, d. h. nur so weit, wie durch die kontrafaktische Bedingung vorgegeben, von der „aktuellen Welt“ ab, und die gesamte Konditionalkonstruktion wird nur dann wahr, wenn der bedingte Nachsatz – die Apodosis – in jener durch minimale Abweichung gebildeten „möglichen Welt“ wahr wäre oder, anders gesagt, im Skopus der minimalen Abweichung liegt. Ganz ähnlich verhält es sich, wie oben dargelegt, mit Urteilen über durch fiktionale literarische Texte vermittelte Situationen, und Lewis gelangt, den zweiten Analyseschritt abschließend, zu folgender formalen Darstellung seiner zweiten Hypothese: *„A sentence of the form ›In the fiction f, ϕ is non-vacuously true iff some world where f is told as known fact and ϕ is true differs less from our actual world, on balance, than does any world where f is told as known fact and ϕ is not true.“*²²⁶

Im dritten Schritt modifiziert Lewis diese Hypothese nur noch insofern, als sie die Frage aufwirft, was genau die „aktuelle Welt“ ist, mit der die minimal abweichenden „möglichen Welten“ zu vergleichen sind, und sich somit die Notwendigkeit ergibt, diesbezüglich eine genauere Bestimmung vorzunehmen. Denn wäre die Referenzwelt, gegen die die fiktive „mögliche Welt“ abgeglichen wird, die jeweils „aktuelle Welt“ des Lesers, brächte dies die unerwünschte Konsequenz mit sich, „that what is true in a fiction is constantly changing.“²²⁷ Lewis

²²⁴ Vgl. grundsätzlich zu den Problemen, die kontrafaktische Konditionalsätze der Art *Hätte ich das vom Tisch gefallene Glas nicht aufgefangen, wäre es zu Bruch gegangen* für die philosophische Logik aufwerfen, Goodman: Fact, Fiction, and Forecast.

²²⁵ Lewis: Truth in Fiction, S. 42.

²²⁶ Ebd. Die Unterscheidung zwischen *vacuously* und *non-vacuously true* ist für unsere Fragestellung nicht von Bedeutung und kann unberücksichtigt bleiben.

²²⁷ Ebd., S. 44.

bekannt sich daher zu der Gegenthese: „What is true in a fiction when it was first told is true in it forevermore“, und konstatiert darüber hinaus: „The proper background [vor dem darüber zu entscheiden ist, was in einer Fiktion wahr ist, P. B.], then, consists of the beliefs that generally prevailed in the community where the fiction originated: the beliefs of the author and his intended audience“,²²⁸ womit er sich, nebenbei bemerkt, vollkommen in den Bahnen der in Abschnitt 3.2.1 vorgeschlagenen Explikation des Begriffs „fiktionaler Text“ bewegt. Die Menge der „möglichen Welten“, in denen alle gemeinsamen Überzeugungen einer Gesellschaft wahr sind, nennt Lewis „collective belief worlds“ dieser Gesellschaft.²²⁹ Dieses Konzept einbindend, revidiert er die zweite Hypothese zu einer dritten und abschließenden: „A sentence of the form $\text{In the fiction } f, \phi \text{ is non-vacuously true iff, whenever } w \text{ is one of the collective belief worlds of the community of origin of } f, \text{ then some world where } f \text{ is told as known fact and } \phi \text{ is true differs less from the world } w, \text{ on balance, than does any world where } f \text{ is told as known fact and } \phi \text{ is not true.}$ “²³⁰

Diese Formel, die sich als eine Art Algorithmus zur Beurteilung, was in der „Welt“ einer Fiktion wahr ist, bezeichnen läßt, ist von Marie-Laure Ryan aufgegriffen und unter dem Namen „principle of minimal departure“ in die literaturwissenschaftliche Fiktionalitätsdebatte eingeführt worden. Trotz aller Vorbehalte, die man gegen manche ihrer Argumente und Schlußfolgerungen hegen mag,²³¹ eignen sich ihre Ausführungen doch, unsere Ausgangsfrage nach dem quantitativen Übergewicht nichtfiktionaler Konzepte innerhalb im ganzen fiktionaler Texte beantworten zu helfen. Ryan geht nämlich in dem 1980 veröffent-

²²⁸ Ebd.

²²⁹ Der Begriff „collective belief worlds“ deckt sich meines Erachtens grosso modo mit dem des „belief systems“ (vgl. Abschnitt 3.1.3). So legen sowohl Lewis als auch Hobbs Wert darauf, daß nur solche Überzeugungen unter den jeweiligen Begriff fallen, die nicht nur von mehr oder weniger jedem Mitglied der Gemeinschaft geglaubt werden, sondern von denen außerdem mehr oder weniger jeder glaubt, daß die anderen sie glauben usw. (vgl. Lewis: Truth in Fiction, S. 44 und Hobbs: Literature and Cognition, wie oben Fußnoten 169 und 170). Darüber hinaus haben beide Begriffe miteinander gemein, von der Annahme gelöst zu sein, die Welt, wie sie an sich ist, spiegele sich in den Überzeugungen der Menschen direkt wider, wenn auch Lewis wie Hobbs betonen, daß die Überzeugungen in gewisser, schwer zu bestimmender Weise durchaus durch die Welt, wie sie an sich ist, determiniert seien.

²³⁰ Lewis: Truth in Fiction, S. 45.

²³¹ Einwände mag man zum einen gegen Ryans Einschätzung erheben, die Sprecher fiktionaler Texte, „whether anonymous or personal“, seien grundsätzlich „*themselves members of the world they describe*“ und Fiktionen somit stets „result of an act of impersonation“ (Ryan: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure, S. 410), zum anderen aber auch überhaupt gegen die Übertragung des Begriffs der „möglichen Welt“ aus dem Bereich der philosophischen Modallogik auf den der literaturwissenschaftlichen Fiktionstheorie. Zum letztgenannten Kritikpunkt vergleiche vor allem: Ronen: Possible Worlds in Literary Theory.

lichten Aufsatz „Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure“ unter anderem auf die Frage ein, inwieweit sich die „Welt der Fiktion“ und die reale Welt hinsichtlich dessen, was in ihnen wahr ist, überschneiden, und leitet aus diesen Erwägungen so etwas wie eine Typologie literarischer Fiktionen her. Vier Typen literarischer „fiktionaler Welten“ lassen sich demnach unterscheiden: 1. die „fiktionale Welt“, die keinerlei Überschneidungen mit der realen Welt aufweist (Ryan führt als Beispiel hierfür die erste Strophe von Lewis Carrolls „nonsense poem“ „Jabberwocky“ aus „Through the Looking-Glass“ an, die sich zwar an die formalen Satz- und Wortbildungsregeln des Englischen hält, in der aber an Stelle der Autosemantika bedeutungslose Neologismen stehen); 2. die „fiktionale Welt“, die sich teilweise mit der realen Welt überschneidet (dieser Fall wird nach Ryan am deutlichsten durch Märchen („fairy tales“) exemplifiziert); 3. die „fiktionale Welt“, von der die reale Welt eine echte Teilmenge ist, in der also alles wahr ist, was in der realen Welt wahr ist, in der darüber hinaus jedoch auch noch einiges wahr ist, das in der realen Welt nicht wahr ist (als repräsentativ für diesen Typ wird der realistische Roman („realistic novel“) nach Art von Tolstois „Krieg und Frieden“ angeführt); 4. die „fiktionale Welt“, die deckungsgleich oder beinahe deckungsgleich mit der realen Welt ist (Ryan nennt die Platonischen Dialoge als Beispiel für diesen Fall).²³² Das Leitprinzip dieser Typologisierung ist, daß die „Welt“ des fiktionalen Texts jeweils nur genau so weit von der realen Welt abweicht, wie es durch die im Text gegebenen Informationen vorgegeben ist. Der Grad der Abweichung nimmt somit zwar von Typ 4 nach Typ 1 beständig zu, bleibt aber gemäß der Prämisse dennoch stets minimal.

Das Prinzip der minimalen Abweichung in seiner Substanz unangetastet lassend, möchte ich doch Ryans Systematik kritisieren und in einigen Punkten modifizieren. Zuallererst sollte gleichsam als Grundfall, von dem fiktionale Texte in spezifischer Weise abweichen, der Bereich nichtfiktionaler Texte in die Darstellung einbezogen werden. Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß nicht mehr „fiktionale Welten“ mit der realen Welt verglichen werden, sondern das konzeptuelle System eines Texts mit der Gesamtheit der kollektiven Enzyklopädie der Ursprungsgesellschaft des Texts. Dann könnte der seinem Status nach unklare und offenbar äußerst selten realisierte Typ 4 der oben skizzierten Typologie durch den des nichtfiktionalen Texts ersetzt werden, angesichts dessen von Deckungsgleichheit zwischen textuellem Konzeptsystem und kollektivem Hintergrundwissen auszugehen wäre. Allerdings darf Deckungsgleichheit hierbei nicht so verstanden werden, daß der nichtfiktionale Text sämtliche Konzepte, die Bestandteil der gemeinsamen Enzyklopädie von Autor und Leser sind, aufriefe, vielmehr heißt Deckungsgleichheit in diesem Fall, daß der Text in Übereinstimmung mit der kollektiven Enzyklopädie verfaßt wurde und der Leser somit

²³² Vgl. zu dieser Typologie: Ryan: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure, S. 414 ff.

sowohl berechtigt ist, *potentiell* seinen gesamten konzeptuellen Wissenshintergrund in den Verstehensprozeß einzubeziehen, wie er auf der anderen Seite berechtigt, jedoch nicht verpflichtet ist, die Gesamtheit seiner individuellen Überzeugungen über die reale Welt um Informationen aus dem Text zu ergänzen. Für den Bereich realistischer fiktionaler Texte²³³ gilt diese doppelte Durchlässigkeit der Grenze zwischen textuellem und allgemeinem Konzeptsystem sicher nicht. Zwar muß auch der Leser solcher Texte keine Einschränkungen bei der Übertragung von enzyklopädischem Wissen auf das Konzeptsystem des Texts machen, er wird sich aber hüten – zumindest solange er sich der Fiktionalität des Texts bewußt ist –, sämtliche Informationen, die der Text gibt, als seinem Wissen über die Welt subsumierbar aufzufassen; und dies eben deshalb, weil er sich darüber im klaren ist, daß das Konzeptsystem des Texts von seiten seines Verfassers nicht vollständig in Übereinstimmung mit dessen Weltwissen angelegt worden ist. Die kollektive Enzyklopädie kann daher analog zu Ryans These als echte Teilmenge des konzeptuellen Systems eines realistischen fiktionalen Texts betrachtet werden. Was phantastische fiktionale Texte angeht, so ist die Durchlässigkeit der Grenze zwischen textuellem und allgemeinem Konzeptsystem in beiden Richtungen eingeschränkt. Weder können Überzeugungen über die Realität ohne weiteres zum Verstehen des Texts genutzt werden, noch sind alle Konzepte des Texts geeignet, das Weltwissen des Rezipienten zu erweitern. Wenn Stanisław Lem beispielsweise die Erzählung „Die Rettung der Welt“ mit den Worten einleitet: „Der Konstrukteur Trurl erbaute einmal eine Maschine, die alles herstellen konnte, was mit dem Buchstaben *n* begann“,²³⁴ dann ist von Anfang an die nur bedingte Übertragbarkeit allgemeinen Weltwissens auf die dargestellte „Welt“ deutlich. Gemeinsam haben die beiden konzeptuellen Systeme in diesem Fall – wie bei Ryan dargestellt – also nur eine Schnittmenge von Konzepten.

In bezug auf den von Ryan genannten Typ 1 schließlich möchte ich für ein gänzlich Fallenlassen dieser Kategorie plädieren. Es ist unplausibel, von der Existenz von Texten auszugehen, deren „Welt“ bzw. Konzeptsystem keinerlei Berührungspunkte mit der realen Welt bzw. dem allgemeinen Wissen über die Welt aufweist. Solange überhaupt von einem Text, d. h. von einem Gebilde, das sich an den Regeln mindestens einer konkreten Sprache orientiert, gesprochen werden kann, wird sich ein solcher Text immer auf mehr oder weniger breiter Basis auch auf als bekannt vorauszusetzendes Konzeptmaterial beziehen, und das gilt um so mehr für fiktionale Texte, als diese, wie oben zu zeigen versucht wurde, grundsätzlich darstellend strukturiert und damit der Form nach wirklichkeitsbezogen sind. Gerade das von Ryan selbst angeführte Beispiel – Lewis

²³³ Zur hier bereits vorausgesetzten terminologischen Unterscheidung zwischen realistisch- und phantastisch-fiktionalen Texten vgl. unten Abschnitt 5.

²³⁴ Stanisław Lem: Die Rettung der Welt, in: Lem: Die phantastischen Erzählungen, S. 295-299, hier S. 295.

Carrolls Jabberwocky-Gedicht – stützt diesen Einwand. Denn die dort in der ersten Strophe zu findenden Wörter wie „brillig“, „slithy“ oder „borogoves“ sind zwar dem Anschein nach Wörter der englischen Sprache, weil sie konform den phonologischen und morphologischen Gesetzmäßigkeiten dieser Sprache gebildet sind, werden sich indes in keinem Wörterbuch des Englischen finden. Demnach kann man von dieser Textsequenz nur mit Einschränkungen sagen, daß es sich bei ihr überhaupt um ein sprachliches Gebilde handelt – sie nähert sich eher der Form des Lautgedichts an –, und man wird darüber hinaus völlig davon absehen müssen, in Anbetracht dieser Verse von Darstellung zu sprechen. Dieses Bild ändert sich allerdings etwas, werden die folgenden Strophen in die Betrachtung einbezogen. Dort finden sich dann nämlich Sätze mit durchaus semantischem und sogar darstellendem Eigenwert: „He took his vorpal sword in hand: / [...] / So rested he by the Tumtum tree, / And stood awhile in thought.“ Vor allem die beiden Verse „He left it dead, and with its head / He went galumphing back“ dienen Alice wohl als Anhaltspunkt für ihr Urteil über den Darstellungsgegenstand des Gedichts: „Somehow it seems to fill my head with ideas – only I don’t exactly know what they are! However, *somebody* killed *something*: that’s clear, at any rate —“.²³⁵

Daß *jeder* fiktionale Text, sei er auch noch so phantastisch, bis zu einem gewissen Grad auf Bekanntes wird rekurrieren müssen, darauf ist auch von anderen bereits verschiedentlich aufmerksam gemacht worden. Aus semiotischer Perspektive sieht beispielsweise Umberto Eco die „Botschaft mit ästhetischer Funktion“ gekennzeichnet durch ein Spannungsverhältnis zwischen neuer, überraschender, vielleicht auch unwahrscheinlicher Information und dem Bekannten, Erfahrungsgemäßen, von dem sie sich abhebt: „Die informative Spannung, das Spannen der Erzähllinie bis zum äußersten Punkt der Unwahrscheinlichkeit [...], verlangt Grundlagen von Normalität, von Offensichtlichkeit. Die Information muß sich, um sich in ihrer ganzen Kraft eines ›offenen‹ Schwebezustands scharf abzuzeichnen, auf Redundanzstreifen stützen.“²³⁶ Mag Eco den Begriff hier auch etwas weiter fassen, so ist es dennoch sicher nicht falsch, auch das in fiktionale Texte eingebundene nichtfiktionale Konzeptmaterial, das dem Leser gleichsam erst den Rohstoff liefert, aus dem er die fiktionale Konzeptwelt zusammenfügen kann, unter den Begriff Redundanzstreifen zu subsumieren. Ohne solche Redundanzen gäbe es keine Anhaltspunkte, an denen das nachvollziehende Verstehen des Lesers ansetzen könnte.

Ähnliches hat offenbar auch Nicholas Wolterstorff ins Auge gefaßt, wenn er von der Verankerung der durch ein Kunstwerk projektierten Welt in der realen Welt spricht: „The worlds of works of art are characteristically anchored not only to such necessarily existing entities as properties and states of affairs, but also to

²³⁵ Carroll: *The Annotated Alice*, S. 191 ff.

²³⁶ Eco: *Einführung in die Semiotik*, S. 147.

3. Literarische Fiktionalität und kognitive Semantik

such contingently existing entities as cities, countries, persons, oceans, and so forth. Thus the entities to be found in the worlds of works of art are not all fictitious entities.²³⁷ Übersetzt man Wolterstorffs durch die Tradition der extensionalistisch ausgerichteten Sprachphilosophie geprägte Ausdrucksweise in eine kognitivistische Redeweise, so bedeutet der zitierte Satz eben nichts anderes, als daß das Konzeptsystem eines fiktionalen Texts stets mehr oder weniger im allgemeinen enzyklopädischen Konzeptsystem von Autor und Leserschaft verankert ist.

Die sich daraus ergebende Konsequenz der Streichung des Typs 1 bei Ryan zusammengenommen mit der bereits erläuterten Ersetzung ihres Typs 4 durch den Typ des nichtfiktionalen Texts als Grundtyp, ergibt eine Reihe von drei Typen, die sich im folgenden Schaubild von links nach rechts in zunehmender Abweichung des textuellen Konzeptsystems von der kollektiven Enzyklopädie angeordnet finden:

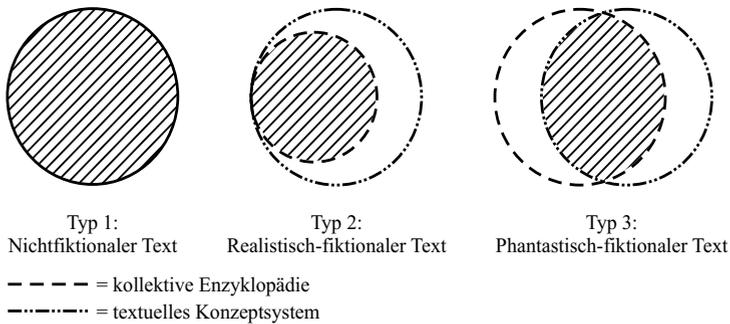


Abbildung 3: Nach ihrem Fiktionsstatus unterschiedene Texttypen in Anlehnung an Marie-Laure Ryan

Ein Blick auf die drei Grafiken läßt leicht erkennen, welche große Rolle vorhandenes Hintergrundwissen für die Konstitution fiktionaler Darstellungszusammenhänge – seien sie nun realistischer oder phantastischer Natur – spielt: Die schraffierten Flächen zeigen die Überschneidungen zwischen textuellem und extratextuellem Konzeptsystem. Die zur Veranschaulichung dienenden Zeichnungen bieten jedoch noch nicht das ganze Bild. Denn die quantitative Dominanz nichtfiktionaler Konzepte in fiktionalen Texten kann nicht einfach erklärt werden, indem man etwa bei der Lektüre eines Texts jeweils anstreicht, ob durch einzelne Textelemente nichtfiktionale oder fiktionale Konzepte aktiviert bzw. geschaffen werden, vielmehr erschließt sich dieses Phänomen erst dann genauer, wenn auch der qualitative Unterschied zwischen nichtfiktionalen und fiktionalen

²³⁷ Wolterstorff: Works and Worlds of Art, S. 141.

Konzepten berücksichtigt wird. Während die Gesamtheit nichtfiktionaler Konzepte nämlich im Hintergrund ständig bereitgehalten wird, um bei Bedarf auch indirekt in den Verstehensprozeß einbezogen zu werden, müssen fiktionale Konzepte, soweit sie fiktionale Konzepte genuin des jeweiligen Texts sind, eigens rekonstruiert werden, wobei wiederum nichtfiktionale Konzepte gleichsam als Bausteine der neuen Konzepte und Schemata dienen.²³⁸ Die reale Enzyklopädie des Lesers ist somit als ein quasi unerschöpfliches Reservoir von Annahmen zu betrachten, die zumindest latent an der Rekonstruktion des Konzeptsystems eines fiktionalen Texts beteiligt sind, jedes fiktionale Konzept bedarf hingegen des expliziten Entwurfs innerhalb des Texts. Das quantitative Übergewicht nichtfiktionaler Konzepte in im ganzen fiktionalen Texten erklärt sich also vor allem aus der großen Menge von Hintergrundwissen, das zum adäquaten Verständnis eines fiktionalen Texts, ohne unmittelbar erwähnt werden zu müssen, benötigt wird. Bei Ryan heißt es dazu in einer prägnanten Formulierung: „if a novel has Rouen, it also has Paris; if it has Napoleon, it also has Josephine and Marie-Louise in its background, as well as Charlemagne and Louis XIV among the figures of its past.“²³⁹

Die bisherigen Ausführungen sollten davon überzeugt haben, *daß* nichtfiktionale Elemente überhaupt einige Bedeutung für fiktionale Texte besitzen und einen lohnenden Untersuchungsgegenstand für die Literaturwissenschaft darstellen. *Wie* solche Elemente im einzelnen von Autoren in Texte eingebunden und für verschiedene Zwecke genutzt werden und vor allem *welche Relevanz* ihnen für die Interpretation des jeweiligen Texts als literarisches Kunstwerk zukommt, bleibt allerdings eine Frage, die zu mannigfachen Differenzierungen Anlaß gibt. Die oben bereits angedeutete Unterscheidung von realistisch- und phantastisch-fiktionalen Texten ist in diesem Zusammenhang nur als ein erster und auf Texte als Ganze bezogener Ansatzpunkt zu betrachten. Hinsichtlich der Frage, welche Arten der Verwendung nichtfiktionalen enzyklopädischen Wissens im Detail in fiktionalen literarischen Texten, textsorten- wie genreübergreifend, unterschieden werden können, soll im folgenden Abschnitt ein Vorschlag zur Beantwortung unterbreitet werden, der jedoch in keiner Weise Anspruch erhebt, dieses weite Feld vollständig abzudecken oder erschöpfend alle denkbaren Differenzierungen darzustellen.

²³⁸ Vgl. oben S. 25 zu Martin: A New Look at Fictional Reference.

²³⁹ Ryan: Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory, S. 53.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

Die folgende Aufstellung von Typenreihen versteht sich als Hilfsmittel, das der Einordnung und Abgrenzung verschiedener Verwendungsweisen nichtfiktionaler Konzepte in global fiktionalen Texten dienen soll. Dabei geht es im Sinn der zweiten Nebenthese der vorliegenden Arbeit auch darum, die Tauglichkeit der kognitiven Semantik für die typologische Einordnung nichtfiktionaler Elemente fiktionaler literarischer Erzähltexte zu erweisen. Die Nutzbarkeit der Typenreihen für die Textinterpretation herauszustellen steht dann bei der Anwendung auf die Fallbeispiele in Abschnitt 6 im Mittelpunkt. Die Typenreihen verstehen sich als eine wichtige Voraussetzung für die Analyse eines konkreten Texts in Hinsicht auf Bedeutungen und Funktionen seiner nichtfiktionalen Elemente – sie geben Begriffe an die Hand, die das Erfassen vieler Phänomene stark erleichtern, wenn nicht sogar erst möglich machen. Der Hilfsmittelcharakter der Typenreihen erlaubt es, die Darstellung jeweils kurz zu halten und im wesentlichen auf eine Begriffserläuterung anhand von allein Veranschaulichungszwecken dienenden kurzen Textbeispielen zu beschränken.

Zum Terminus „Typenreihe“ ist anzumerken, daß ich ihn verwende, um damit eine Art von begrifflichem Kontinuum zu bezeichnen, das zwischen zwei Endpunkten angesiedelt ist. Der Name der Typenreihe, wie er sich jeweils in der Kapitelüberschrift findet, gibt die Bezeichnungen für die beiden Endpunkte der Skala an, diese Bezeichnungen stehen zueinander im Verhältnis des polaren Gegensatzes. Eine solche Gliederung in Typenreihen statt in einfache Typen bietet sich an, weil damit zum einen die Zahl der Kategorien relativ klein gehalten werden kann, zum anderen aber zugleich eine gewisse Offenheit für eine Vielzahl von Abstufungen, die in der Praxis begegnen können, erreicht wird.

Zuletzt sei darauf aufmerksam gemacht, daß die hier vorgestellte typologische Gliederung sich ganz wesentlich der Anregung durch eine von Bernd Lenz vorgeschlagene Differenzierung im Bereich nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Texte verdankt.²⁴⁰ Auf konkrete Überschneidungen mit, aber auch Unterschiede zu Lenz' Typen wird im einzelnen unter der jeweiligen Kategorie einzugehen sein.

²⁴⁰ Lenz: Factifiction, S. 46 ff.

4.1 Spezifische – unspezifische nichtfiktionale Konzepte: von Subordinate- zu Superordinate-level-Kategorien

In Kapitel 3.1.1 wurde dargelegt, daß in der kognitiven Semantik drei Hierarchieebenen der Kategorisierung unterschieden werden.²⁴¹ Superordinate-, Basic- und Subordinate-level der Kategorisierung differieren demnach vor allem in ihrem jeweiligen Spezifikationsgrad: Auf dem Superordinate-level sind relativ unspezifische Kategorien angesiedelt, auf dem Basic-level diejenigen von mittlerem Spezifikationsgrad und auf dem Subordinate-level schließlich solche Kategorien, die ein relativ hohes Maß an Spezifikation besitzen. Anschaulicher formuliert kann man auch sagen: Die Menge der unter eine Kategorie fallenden Einzelkonzepte wird vom Superordinate- über den Basic- zum Subordinate-level immer geringer, der Grad der Bestimmtheit jedoch immer höher. Am Beispiel der Schauplatzdarstellung in literarischen Erzähltexten läßt sich, wie ich meine, die Nützlichkeit dieser Differenzierung in Hinsicht auf die Typisierung nichtfiktionaler Elemente aufzeigen. Als konkretes Anschauungsmaterial dienen dabei Kurztexte von Franz Kafka und Marie Luise Kaschnitz.

Bei der Wahl des Schauplatzes steht dem Autor eines fiktionalen Erzähltexts grundsätzlich die Möglichkeit offen, ein Konzept aus einer beliebigen der drei Kategorisierungsebenen zu nutzen. Der Fall eines abstrakt bleibenden Schauplatzes liegt vor, wenn die im Text gegebenen Informationen so vage sind, daß selbst die Zuordnung zu einer Basic-level-Kategorie wie STADT, DORF, GEBIRGE oder KÜSTE von seiten des Lesers nicht möglich ist. „Irgendwo auf unserer Erde“ spiele sich das Geschehen im Fall eines solchen Unbestimmlassens des Schauplatzes ab, heißt es bei Roman Ingarden,²⁴² das Raumkonzept, so läßt sich in unserer Terminologie sagen, wäre also ein Superordinate-level-Kategorienkonzept vom Typ ORT AUF DER ERDE. Die Einschränkung „auf unserer Erde“ zeugt von Ingardens Intuition, als gewissermaßen unmarkierten Typ von Schauplatz nicht etwa in größtmöglicher Abstraktheit einfach „Ort“ anzusetzen, sondern von einer bestimmten Voreinstellung, einem „default value“²⁴³ für den Schauplatz eines Erzähltexts auszugehen, der erst ersetzt wird, wenn hinreichende Indizien dafür vorhanden sind.

Gemessen an der schriftstellerischen Praxis scheint jedoch selbst Ingardens schon etwas eingeschränkte Formulierung noch zu weit gefaßt. Es gibt kaum Erzähltexte, über deren Schauplatz sich nicht mehr sagen ließe, als daß er sich „irgendwo auf unserer Erde“ befindet. Diese These zu belegen, eignen sich die Kurztexte Franz Kafkas, denen man eine gewisse Raum- und Ortlosigkeit nach-

²⁴¹ Vgl. oben S. 42 ff.

²⁴² Vgl. das Zitat bei Seiler: Die leidigen Tatsachen, S. 149.

²⁴³ Vgl. oben Kap. 3.1.2, S. 49.

sagen mag,²⁴⁴ besonders. Betrachtet man etwa einen in seiner parabolischen Struktur, was Ort und Zeit angeht, scheinbar so im Allgemeinen gehaltenen Text wie „Die Verwandlung“ näher, dann stößt man auf eine Reihe von Informationen, die es erlauben, den Kreis möglicher Schauplätze wesentlich einzugrenzen. Nachdem etwa durch die Erwähnung der „engen Straße“,²⁴⁵ in der die Wohnung der Samsas liegt, ein erster Hinweis auf die städtische Umgebung gegeben wird, macht Gregors Vater im Gespräch mit dem Prokuristen diese Spezifikation vollends explizit: „jetzt war er [Gregor, P. B.] doch acht Tage in der Stadt“.²⁴⁶ In Übereinstimmung mit der somit gegebenen Konzeption des Schauplatzes als städtisch folgen später im Text Details wie die Ansicht des „gegenüberliegenden, endlosen, grauschwarzen Hauses“²⁴⁷ – eines Krankenhauses –, die „elektrischen Straßenlampen“,²⁴⁸ eine „Turmuhr“, die „die dritte Morgenstunde“ schlägt,²⁴⁹ oder die Bemerkung, daß die drei übrigen Mitglieder der Familie Samsa am Ende „mit der Elektrischen ins Freie vor die Stadt“ fahren.²⁵⁰ Die genaueste Angabe zum Ort des Geschehens, mit der sogar ein Straßename geliefert wird, findet sich jedoch im Mittelteil der Erzählung: Es ist dort davon die Rede, daß Gregor „in der stillen, aber völlig städtischen Charlottenstraße“ wohnt.²⁵¹

Der Text aktiviert im Zusammenhang mit dem Schauplatz ein Kategorienkonzept, das eindeutig einen höheren Spezifikationsgrad besitzt als die Superordinate-level-Kategorie ORT AUF DER ERDE. Es wird vielmehr gegen Anfang das Basic-level-Kategorienkonzept STADT aktiviert und im weiteren Verlauf durch auffüllende Details bestätigt und gefestigt. Kafka-Spezialisten werden sicher in diesem wie in vielen anderen Texten des Prager Autors Indizien finden, die dafür sprechen, als Hintergrund des Schauplatzkonzepts der „Verwandlung“ über die mittlere Spezifizierung STADT hinaus eine noch sehr viel spezifischere konzeptuelle Grundlage anzunehmen: die der Heimatstadt des Autors nämlich.²⁵² Mögen

²⁴⁴ In dieser Richtung läßt sich beispielsweise die von Horst Steinmetz getroffene Feststellung auslegen, die Wirklichkeit bleibe bei Kafka „als solche im Dunkel“ und „anonym“. Vgl. Steinmetz: *Suspensive Interpretation*, S. 76.

²⁴⁵ Franz Kafka: *Die Verwandlung*, in: *Kafka: Gesammelte Werke*, Bd. 1: *Ein Landarzt und andere Drucke zu Lebzeiten*, S. 91-158, hier S. 99.

²⁴⁶ Ebd., S. 101, Hervorhebung P. B.

²⁴⁷ Ebd., S. 108.

²⁴⁸ Ebd., S. 114.

²⁴⁹ Ebd., S. 153.

²⁵⁰ Ebd., S. 157.

²⁵¹ Ebd., S. 124.

²⁵² So erklärt Hartmut Binder in seinem Kommentar zu „Die Verwandlung“ zum Beispiel, bei dem oben erwähnten Krankenhaus handele es sich „um das recht große und in unmittelbarer Nähe des Hauses Niklasstraße 36 [Kafkas Wohnort zur Zeit der Niederschrift, P. B.] gelegene „Hospital der Barmherzigen Brüder“, wo Männer jeder

Einzelheiten aus den Kenntnissen des Autors über Prag als nichtfiktionale Partikel in den Text eingeflossen sein, Kafka greift an keiner Stelle zu Mitteln, die dem Leser seiner Zeit nahelegen, seinerseits das Ortskonzept PRAG zu aktivieren. Mit der Schauplatzbestimmung STADT bzw. STÄDTISCHES UMFELD, allenfalls vielleicht noch STADT IN DEUTSCHSPRACHIGEM RAUM (erinnert sei an die „Charlottenstraße“) ist der größtmögliche dem Text noch angemessene Grad an Bestimmtheit erreicht.

Dies wird noch deutlicher im Vergleich zur Schauplatzdarstellung in Marie Luise Kaschnitz' Kurztext „Gespenster“. Der Ort des ins Phantastische spielenden, deutlich fiktionalen Geschehens ist hier, anders als bei Kafka, genau festgelegt. Die rätselhaften Vorgänge um die Begegnung mit einem Geschwisterpaar, das, wie sich am Ende herausstellt, schon vor drei Monaten tödlich verunglückt sein soll, haben ihren Schauplatz ganz und gar nicht „irgendwo auf unserer Erde“, vielmehr findet sich bereits im zweiten Absatz folgende exakte Spezifizierung:

Das Erlebnis [...] begann im Theater, und zwar im Old Vic Theater in London, bei einer Aufführung Richards II. von Shakespeare. Ich war damals zum erstenmal in London und mein Mann auch, und die Stadt machte einen gewaltigen Eindruck auf uns. Wir wohnten ja für gewöhnlich auf dem Lande, in Österreich, und natürlich kannten wir Wien und auch München und Rom, aber was eine Weltstadt war, wußten wir nicht.²⁵³

Es handelt sich hier um einen typischen Fall dessen, was man als die Aufnahme nicht auf Erfindung beruhender Informationen in den Zusammenhang insgesamt fiktionaler Texte bezeichnen kann. Mit dem Stichwort „London“ wird beim Leser ein Konzept aktiviert, das einen so hohen Grad an Bestimmtheit besitzt, daß von ihm nur noch unter Vorbehalt überhaupt als einem *Kategorienkonzept* gesprochen werden kann: denn unter dem Konzept LONDON wird wohl eher das eines einzelnen Orts als das einer Menge von noch genauer bestimmten Orten, die unter der Kategorie LONDON zusammengefaßt werden, zu verstehen sein.²⁵⁴ Dieses spezifische Ortskonzept wird durch weitere Informationen aufgefüllt, die zum einen einzelne Schauplätze genauer bestimmen und zum anderen das Konzept LONDON abstützen. Die Erwähnung des Old Vic Theaters, eines der älte-

Religion und Nationalität unentgeltlich gepflegt wurden.“ (Binder: Kafka-Kommentar zu sämtlichen Erzählungen, S. 165).

²⁵³ Marie Luise Kaschnitz: Gespenster, in: Kaschnitz: Lange Schatten, S. 16-26, hier S. 16.

²⁵⁴ Es ist dies ein Problem der Bildung von Begriffstaxonomien. Ein einzelnes Konzept gehört nur in den wenigsten Fällen zu genau einer Kategorie, wie auch eine einzelne Kategorie selten in nur ein System einer Begriffshierarchie paßt. Im Fall von Ortskategorien kommt es darauf an, was man als kleinste Einheit ansetzt: eine Stadt, ein Stadtviertel, eine Straße, ein Haus, eine Wohnung, ein Zimmer?

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

sten und bekanntesten Theater der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Waterloo gelegen, erfüllt beide Funktionen beispielhaft, während Österreich, Wien, München und Rom lediglich dem Abstecken des erweiterten räumlichen Rahmens dienen.

Der Unterschied zwischen dem zugrundeliegenden Schauplatzkonzept in Kaschnitz' „Gespenster“ und in Kafkas „Verwandlung“ ist augenfällig: Während bei Kafka lediglich von einem relativ unspezifischen Superordinate-level-Konzept gesprochen werden kann, setzt Marie Luise Kaschnitz ein hochspezifisches Subordinate-level- bzw. – in der diesbezüglich vielleicht passenderen Terminologie Udo Figges – individuelles Gegenstandskonzept²⁵⁵ ein, um dem Leser ein Bild des Schauplatzes zu vermitteln. Welche Folgerungen lassen sich nun aus dieser Differenzierung für die Frage nach nichtfiktionalen Elementen fiktionaler Texte ableiten? Es sind vor allem zwei Konsequenzen, von denen die erste direkt den Aspekt des Fiktionsstatus betrifft und die zweite sich auf den der Relevanz eines bestimmten nichtfiktionalen Elements für den Sinnzusammenhang eines fiktionalen Erzähltexts bezieht.

Bezüglich des ersten Punkts ist zu sagen, daß die Entscheidung der Frage, ob es sich bei einem Teilkonzept eines erzählerisch dargebotenen fiktiven Geschehens um ein selbst wiederum fiktionales oder nichtfiktionales Konzept handelt, für den Leser um so leichter wird, je spezifischer das entsprechende Konzept ist. Anders gesagt: Unterhalb einer gewissen Bestimmtheitsschwelle können Teilkonzepte eines fiktionalen Erzähltexts zwar absolut gesehen, d. h. aus der Perspektive des Textproduzenten, durchaus in ihrem Fiktionsstatus als entweder fiktional oder nichtfiktional bestimmt sein, relativ gesehen aber, d. h. aus der Perspektive des Rezipienten, sind solche verhältnismäßig unspezifischen Konzepte in aller Regel einer definitiven Beurteilung ihres Fiktionsstatus gegenüber indifferent. Das läßt sich anhand eines Rückgriffs auf die besprochene Schauplatzdarstellung in Kafkas „Verwandlung“ veranschaulichen. Kafka selbst mag bei der Gestaltung des Handlungsorts im Großen, was die Stadt angeht, in der die Samsas wohnen, wie im Kleinen, was die Aufteilung der Wohnung betrifft, freimütig auf eigenes Wissen zurückgegriffen haben, er beläßt aber die Informationen über den Schauplatz derart im Unspezifischen, daß offenbar nicht davon die Rede sein kann, Kafka beabsichtige, bei seinen Lesern geradewegs ein ganz bestimmtes, spezifisches Ortskonzept aufzurufen. Bezüglich des aktivierten Basic-level-Konzepts STÄDTISCHES UMFELD läßt sich vom Standpunkt des Lesers aus nicht entscheiden, ob hinter ihm ein nichtfiktionales Konzept verborgen liegt oder ob es sich um ein auf Erfindung beruhendes Konzept handelt.

Einen in diesem Kontext interessanten Einblick in den Prozeß der Schauplatzwahl und die dabei für den Autor sich bietenden Möglichkeiten gibt Marie

²⁵⁵ Vgl. oben Kap. 3.1.1, S. 47.

Luise Kaschnitz mit der Auskunft in ihrem Aufzeichnungsbuch „Tage, Tage, Jahre“:

[W]as im Ausland spielt, ist oft, sogar namentlich, festgelegt. Rom, das Cap der Circe, Rio de Janeiro sind unverkennbar, während ich mich in Deutschland mit Angaben wie „eine kleine Stadt“, „eine große Stadt“, „ein Dorf“ begnüge [...]. Trotzdem habe ich auch dort, wo ich die Szenerie wenig oder gar nicht beschreibe, sehr genaue Vorstellungen, auch die ganz und gar erfundenen Geschichten können nicht im leeren Raume spielen. Es wird aber da von meiner Phantasie nur hergestellt, was ich eben brauche, [...] so wie man auf einem Wohnungsplan einige Räume noch uneingerichtet läßt oder sie gar mit einem Muster von schrägen Strichen unkenntlich macht.²⁵⁶

Was den zweiten der obengenannten Punkte, den der Relevanz eines einzelnen Konzepts für den fiktionalen Text als Ganzes, angeht, so ist – analog zu Punkt eins – von einem Zunehmen dieser Relevanz mit dem Zunehmen des Spezifikationsgrads des entsprechenden Konzepts auszugehen. Die größere Bedeutung genauer bestimmter gegenüber verhältnismäßig unbestimmten Konzepten ergibt sich vor allem daraus, daß die Menge der mit einem Konzept verbundenen Unterkonzepte und Informationen mit dem Bestimmtheitsgrad anwächst. Dazu wiederum zwei Beispiele: Die Festlegung auf London als Schauplatz des bereits angesprochenen Texts „Gespenster“ ist nicht etwa ein isoliertes Phänomen ohne Auswirkungen auf den weiteren Verlauf des Texts, vielmehr ist die Autorin, nachdem sie einmal gegen Beginn das entsprechende Konzept beim Leser aktiviert und seine Wirksamkeit als Schauplatz des Geschehens signalisiert hat, an die zahlreichen mit dem Konzept verknüpften Eigenschaften gebunden. Einerseits wird sie alle Abweichungen von dem auf Leserseite anzunehmenden Konzeptwissen über London explizit kennzeichnen und, zumindest solange sie einen realistisch-fiktionalen Text zu schreiben beabsichtigt, im Rahmen der gängigen Realitätsauffassung triftig begründen müssen, andererseits kann sie dieses Konzeptwissen aber auch ausschöpfen, um den fiktionalen Gesamtzusammenhang mit Nichtfiktionalem zu unterfüttern und den Wahrscheinlichkeitseindruck zu stützen.²⁵⁷ Es ist somit selbstverständlich kein Zufall, wenn beispielsweise die Erzählerin und ihr Ehemann die „Tate-Galerie“²⁵⁸ am Tag nach der Begegnung mit den gespenstischen Geschwistern besuchen. Solche Details bilden zusammen mit der Initialinformation, daß London als Schauplatz des fiktiven Geschehens vorzustellen ist, ein semantisches Netzwerk, mit dem der wiedergegebene Geschehenszusammenhang gleichsam durchwirkt ist.

²⁵⁶ Kaschnitz: *Tage, Tage, Jahre*, S. 124.

²⁵⁷ Vgl. auch oben zu Ecos Begriff der „Redundanzstreifen“ und Wolterstorffs Terminus „Anchoring“ Kap. 3.2.2, S. 89 f.

²⁵⁸ Marie Luise Kaschnitz: *Gespenster*, a.a.O., S. 23.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

Anders verhält es sich mit dem Text „April“, der in Marie Luise Kaschnitz' 1966 zuerst erschienenem Erzählungsband „Ferngespräche“ zu finden ist. Hier ist über den Schauplatz nicht mehr zu erfahren, als daß es sich wohl um eine Stadt handelt; über die Protagonistin heißt es an einer Stelle etwa in der Mitte des Texts: „ein wenig außerhalb der Stadt gefiel es Brutta am besten“.²⁵⁹ Zwar ist der Bezug auf den Ort der Handlung in dieser Passage nicht völlig klar, doch scheint er gesichert, wenn man weitere Informationen, die der Text über den Schauplatz gibt, hinzuzieht. Das Interessante dabei ist, daß sich die Dependenzverhältnisse zwischen übergeordnetem Ortskonzept und untergeordneten Detailinformationen gegenüber denen in „Gespenster“ genau umzukehren scheinen: Nicht mehr ist es das ganz spezifische höherstufige Schauplatzkonzept, das die engen Grenzen des Spielraums für die Wahl zusätzlicher Einzelheiten bestimmt, sondern es sind die selbst unspezifischen niederrangigen Teilkonzepte, die zusammen dem Leser in der Weise eines logischen Ausschlußverfahrens unter Einbeziehung seines Weltwissens erst ermöglichen, Rückschlüsse auf die zumindest etwas genauere Beschaffenheit des vorzustellenden Schauplatzes zu ziehen. Die wichtigsten der über den Text verteilten Indizien, die außer der schon zitierten relativ deutlichen Bestimmung die Eingrenzung auf städtisches, wahrscheinlich sogar großstädtisches Milieu erlauben, sind eine „breite, sehr verkehrsreiche Straße“,²⁶⁰ die Brutta auf dem Weg von ihrer Arbeitsstätte – einer Bank – in einen nahegelegenen Park überqueren muß, und „ein riesig hohes Haus“,²⁶¹ das nach der rätselhaften subjektiven Zeitraffung, der Brutta unterliegt, plötzlich aus einem Fenster des Bankgebäudes zu sehen ist. Die Relevanz solcher schauplatzbezogenen Einzelangaben ist im Vergleich zu „Gespenster“ deutlich erhöht, während dort das spezifische nichtfiktionale Konzept LONDON offenbar von sehr viel größerer Bedeutung ist als das relativ unspezifische und in seinem Fiktionsstatus nahezu unbestimmbare übergeordnete Schauplatzkonzept in „April“.

Letztlich wird die Relevanz eines nichtfiktionalen Konzepts jedoch nicht allein aufgrund des im vorliegenden Kapitel erläuterten Kriteriums der Abstufung zwischen relativ spezifischen auf der einen und relativ unspezifischen Konzepten auf der anderen Seite zu beurteilen sein. Auch Bernd Lenz, der die gleiche Dichotomie durch Gegenüberstellung der Begriffe „partikularer“ und „genereller“ „Faktizitätsverweis“ zu fassen sucht,²⁶² hat dies erkannt, er nennt weitere Differenzierungskriterien, auf die im weiteren noch einzugehen sein wird. An dieser Stelle sei lediglich vorgegreifend angemerkt, daß sich erst durch das Zusammenspiel aller Kriterien der Status und die Relevanz einzelner nichtfiktionaler Konzepte näher beschreiben lassen.

²⁵⁹ Marie Luise Kaschnitz: April, in: Kaschnitz: Ferngespräche, S. 126-137, hier S. 131.

²⁶⁰ Ebd., S. 127.

²⁶¹ Ebd., S. 134.

²⁶² Lenz: Factifiction, S. 52.

4.2 Explizit – implizit aktivierte nichtfiktionale Konzepte: von Namen zu Kennzeichnungen und indirekten Referenzen

Neben der Unterscheidung von partikularen und generellen Faktizitätsverweisen – oder in unseren Begriffen: spezifischen und unspezifischen nichtfiktionalen Konzepten – führt Bernd Lenz zunächst eine zweite Differenzierungsmöglichkeit an: die der Unterscheidung von „offenen“ auf der einen und „allusiven“ Faktizitätsverweisen auf der anderen Seite.²⁶³ Offene Verweise seien charakterisiert durch die „offene (explizite) Nennung“ des Referenzziels, mithin also seines Namens, während allusive Verweise das Gemeinte lediglich „verschlüsselt“ oder über eine „Anspielung“ darstellten. Beide Gegensatzpaare, sowohl die Gegenüberstellung partikular/generell als auch die Dichotomie offen/allusiv, seien von wesentlicher Bedeutung, um die Chance auf das „Gelingen des referierenden Aktes“, der mit einem Faktizitätsverweis verknüpft ist, einschätzen zu können:

Als entscheidende Faktoren dafür müssen die Kriterien ›partikular‹ und ›offen‹ angesetzt werden, so daß theoretisch eine Parallelität zwischen Faktizitätsverweis und Referenzialisierungsmöglichkeit besteht: Je offener und partikularer ein Verweis, um so größer die Chance, daß der Leser die Referenz auch wahrnimmt. Oder umgekehrt: Je stärker ein Autor den Faktizitätsverweis verschlüsselt oder in den Bereich des Generellen verlagert, um so unsicherer muß die Referenzialisierung durch den Leser erscheinen.²⁶⁴

Nachdem im vorangegangenen Kapitel bereits die gegenüber unspezifischen – d. h. generellen – Realitätsbezügen erhöhte Relevanz spezifischer – d. h. partikularer – Verweise auf Nichtfiktionales aufzuzeigen versucht wurde, geht es im folgenden darum, Lenz' begriffliche Unterscheidung von offenen und allusiven Faktizitätsverweisen aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive zu klären und zu fundieren sowie die These zu überprüfen, daß die Referenzialisierungsmöglichkeit eines Faktizitätsverweises mit seinem Grad an Offenheit steige.

In den Begriffen der klassischen, an der philosophischen Logik orientierten Referenztheorie ist die Dichotomie offen – allusiv gleichbedeutend mit der Trennung zwischen Namen und Kennzeichnungen. Kennzeichnungen werden dabei verstanden als ein Mittel, „die Bedeutung der vorkommenden Gegenstandsaussagen“ etwa in einer wissenschaftlichen Aussage anzugeben, eine so verstandene Kennzeichnung ist genau dann adäquat, wenn „der gemeinte Gegenstand angesichts des Gegenstandsbereichs, von dem die Rede ist, eindeutig erkannt werden kann.“²⁶⁵ Dieser Auffassung zufolge sind Kennzeichnungen also so etwas wie genaue Beschreibungen eines Einzelgegenstands, die es aufgrund ihrer Genauigkeit erlauben, präzise den einen gemeinten Gegen-

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Ebd., S. 55.

²⁶⁵ Carnap: Der logische Aufbau der Welt, S. 16.

stand aus der Menge aller in Frage kommenden herauszugreifen.²⁶⁶ Nun wirft eine solche Ansicht einige Probleme auf, die in der modernen Sprachphilosophie immer wieder reflektiert worden sind: Erstens ist es nicht erwünscht, daß aus der Annahme, Kennzeichnungen gäben die Bedeutung eines Eigennamens an, und der Tatsache, daß es für die meisten Einzelgegenstände mehrere korrekte Kennzeichnungen gibt, zu folgern ist, die meisten Namen hätten mehrere Bedeutungen; zweitens hilft es, wie Saul A. Kripke zeigt, auch nicht aus dieser mißlichen Lage, statt einer einzigen definitiven Beschreibung ein „Bündel oder eine Familie von Beschreibungen“²⁶⁷ als Bedeutung eines Namens anzusetzen, weil Eigennamen zuweilen in Zusammenhängen Gebrauch finden, in denen den Gegenständen, die sie bezeichnen, Eigenschaften zugesprochen werden, die ihnen sonst abgesprochen werden, ohne daß dadurch die Eigennamen ihre Bezeichnungsfähigkeit verlören.²⁶⁸ Typische Situationen, in denen dieser Fall eintritt, sind bestimmte Verwendungen von Eigennamen in kontrafaktischen Konditionalsätzen und in fiktionalen Texten.

Kripkes Gegenvorschlag, einen Namen nicht als „Bündel von Qualitäten“²⁶⁹ sondern als „starrten Bezeichnungsausdruck (rigid designator)“²⁷⁰ aufzufassen, besitzt selbst bereits eine gewisse kognitivistisch-mentalistische Komponente. In allen drei Arten der Festlegung der Referenz von Eigennamen bzw. starren Designatoren, die Kripke anführt, findet sich ein solches Moment: Die beiden Typen einer „ursprünglichen Taufe“, bei der dem Namen sein Referent im ersten Fall „durch einen Hinweis“, etwa eine Zeigegeste, und im zweiten Fall durch „eine Beschreibung“ zugewiesen wird,²⁷¹ sind nach Kripke als „eine Art mentale Zeremonie“²⁷² zu begreifen, wobei in letzterem Fall, der Taufe durch Beschreibung, zu beachten ist, daß die Beschreibung „in vielen Fällen von Bezeichnung nicht ein Synonym, nicht etwas, wovon der Name eine Abkürzung ist,“ darstellt, sondern einzig dazu dient, die Referenz des Namens „durch bestimmte kontingente Merkmale des Gegenstandes“, den er bezeichnet, festzulegen.²⁷³

²⁶⁶ In dem auf Bertrand Russell zurückgehenden gleichbedeutenden englischen Ausdruck „definite description“ kommt diese Betrachtungsweise deutlicher zur Geltung.

²⁶⁷ Kripke: Name und Notwendigkeit, S. 41.

²⁶⁸ Kripke spricht in diesem Zusammenhang von „Identität über mögliche Welten hinweg (identity across possible worlds)“ (ebd., S. 58).

²⁶⁹ Ebd., S. 63.

²⁷⁰ Ebd., S. 59.

²⁷¹ Ebd., S. 154; vgl. statt „ursprüngliche Taufe“ auch den von Rainer Wimmer eingeführten und folgendermaßen explizierten Ausdruck „Referenzfixierungsakt“: „Referenzfixierungsakte sind Sprechakte, durch die Sprecher selbst bestimmte Referenzregeln für den referentiellen Gebrauch bestimmter Ausdrücke explizit festlegen und damit für bestimmte Gruppen von Sprachteilhabern Bezeichnungskonventionen institutionalisieren.“ (Wimmer: Referenzsemantik, S. 110 f.).

²⁷² Kripke: Name und Notwendigkeit, S. 93.

²⁷³ Ebd., S. 123.

Ursprüngliche Taufe als mentale Zeremonie ist demzufolge ein in gewisser Weise kognitiver Prozeß, an dem nicht unbedingt die aus philosophischer Perspektive wesentlichen, sondern in den meisten Fällen eben kontingente, d. h. kognitiv selektierte und motivierte Eigenschaften eines zu benennenden Gegenstands beteiligt sind.²⁷⁴ Und auch für die dritte der Arten von Referenzbestimmung, die Kripke nennt, gilt, daß sie zu einem Gutteil mit Auffassungen der kognitiven Semantik übereinstimmt; denn in den Fällen, in denen durch eine „Kommunikationskette“²⁷⁵ das mit einem Namen Bezeichnete fixiert ist, sei der entscheidende Faktor „unsere Verknüpfung mit anderen Sprechern in der Gemeinschaft“,²⁷⁶ in der „der Name von Glied zu Glied weitergegeben wird“,²⁷⁷ ohne daß sich die Sprachgemeinschaft eines Akts der ursprünglichen Taufe bewußt wäre. Kripke gibt in diesem Kontext sogar ein Bild von Referenz, das ganz wesentlich mit kognitivistischen Theorien über das Zustandekommen von *belief systems* korrespondiert: „Im allgemeinen hängt unsere Referenz nicht einfach davon ab, was wir selbst denken, sondern auch von anderen Leuten in der Gemeinschaft, der Geschichte, wie der Name einen erreicht hat, und Dingen dieser Art.“²⁷⁸

Die Überlegungen innerhalb der kognitiven Semantik insbesondere zur Verknüpfung einzelner Konzepte in einem semantischen Netzwerk stellen in gewisser Weise eine konsequente Weiterentwicklung der Ansätze Kripkes dar. Es sei noch einmal an die in Kapitel 3.1.3 genauer beschriebenen wichtigsten Eigenschaften solcher Netzwerkmodelle erinnert: Einzelkonzepte sind demnach in einer Struktur organisiert, in der sie in der Weise miteinander verbunden sind, daß sie selbst als die Knoten (engl. nodes) eines semantischen „Netzes“ betrachtet werden können. Über die Anordnung der Knoten im Netzwerk bestimmt vor allem ihre empirisch nachzuweisende kognitive Nähe zueinander; von Konzepten, die beispielsweise in Assoziationstests mit statistisch signifikanter Häufigkeit miteinander verknüpft werden, wäre etwa anzunehmen, daß sie durch entsprechende Knoten in der Netzwerkstruktur zu repräsentieren wären, die sich in relativer Nähe zueinander befinden. Eine weitere zentrale Annahme der Netzwerktheorie ist es, sich die Aktivierung eines Konzepts – eines Knotens – als stets verbunden mit der Koaktivierung benachbarter Konzepte – benachbarter Knoten im semantischen Netz – vorzustellen,²⁷⁹ und genau dieser Effekt der

²⁷⁴ Vgl. ebd., S. 91: „Wichtige Eigenschaften eines Gegenstandes brauchen keine wesentlichen zu sein“.

²⁷⁵ Ebd., S. 107.

²⁷⁶ Ebd., S. 110.

²⁷⁷ Ebd., S. 154.

²⁷⁸ Ebd., S. 111.

²⁷⁹ Diese Vorstellung wurde unter Verwendung des englischen Fachausdrucks „spreading activation“ oben bereits in Zusammenhang mit der Schematheorie skizziert, vgl. oben S. 51, Fußnote 133.

Aktivierungsverbreitung liefert aus der Sicht der Netzwerktheorie die Erklärung für die Ergebnisse von Assoziationstests. Die Nennung des Reizworts führt deshalb in so kurzer Zeit zum Hervorbringen des Zielworts, weil das mit letzterem verbundene Konzept durch das Aufrufen des mit ersterem verbundenen Konzepts unterschwellig schon mit aktiviert worden ist.²⁸⁰

Beschreibungen bzw. Kennzeichnungen bestimmter Gegenstandskonzepte können nun als indirekte Aktivierungen bestimmter Konzepte über Nachbarkonzepte in einem semantischen Netzwerk betrachtet werden. Damit wären drei Forderungen Kripkes an eine adäquate Theorie der Kennzeichnung erfüllt: 1. Es läßt sich mit Hilfe des Netzwerkmodells leicht erklären, warum es mehrere richtige und sogar mehrere eindeutige Kennzeichnungen eines Gegenstands gibt, denn es können eben verschiedene Nachbarkonzepte zur Koaktivierung des Zielkonzepts genutzt werden. 2. Daß *wichtige* Merkmale eines Gegenstands nicht unbedingt auch *wesentliche* sind, liegt an der lediglich psychischen Realität mentaler Konzepte und ihrer kognitiven Verbindung miteinander in semantischen Netzen, die nicht mit der empirisch-wissenschaftlichen Realität übereinzustimmen braucht. 3. Die psychische Realität der mentalen Repräsentation von Gegenständen steht in Wechselwirkung mit dem Kommunikationsgeschehen in einer Sprachgemeinschaft und erklärt somit auch die Abhängigkeit der Konzeptbildung und -verwendung von sozialen Prozessen verschiedenster Art.

Das Netzwerkmodell eignet sich vor allem auch zu erklären, warum nicht in der Form eines einfachen Gegensatzes nur von angemessenen Beschreibungen einerseits und unangemessenen andererseits gesprochen werden kann. Mittels der Vorstellung der kognitiven Distanz läßt sich vielmehr zwischen den Polen maximaler Explizitheit und somit geringer kognitiver Distanz sowie minimaler Explizitheit, also großer kognitiver Distanz im semantischen Netzwerk, eine ganze Skala von Möglichkeiten unterscheiden. Dies sei anhand einiger Beispiele aus der neueren deutschen Literatur erläutert.

Die direkteste Aktivierung eines Konzepts stellt sicher die Nennung des mit ihm unmittelbar verbundenen Namens dar. In Christian von Ditfurths 1999 erschienenem „fiktivem Sachbuch“²⁸¹ „Die Mauer steht am Rhein“ begegnet gleich ein ganzes Heer realer Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, die beim Namen genannt werden und mit denen auf ganz besondere, für Texte des Genres

²⁸⁰ Zum neuro-physiologischen Hintergrund dieser Auffassung vgl. Anderson: Kognitive Psychologie, S. 17 ff. Heuristische Modelle, die Phänomene der Informationsverarbeitung analog zur neuronalen Organisation des menschlichen Gehirns zu erklären versuchen, bezeichnet Anderson als „konnektionistische Modelle“: „In konnektionistischen Modellen wird Information durch nervenzellenartige Elemente verarbeitet, die Aktivation ansammeln und erregende und hemmende Einflüsse auf andere Einheiten ausüben.“ (Ebd., S. 33).

²⁸¹ Vgl. N.N.: Lesung mit Christian von Ditfurth: „Sein Buch, erklärte von Ditfuth [...], sei ein ›fiktives Sachbuch‹ und kein Roman.“

„Alternate History“²⁸² typische Weise umgegangen wird. Der alternative Geschichtsverlauf, den Ditfurth dabei entwirft, beruht auf der Annahme, nicht die DDR wäre 1990 der Bundesrepublik beigetreten, sondern der Westteil hätte sich – als Ergebnis eines diplomatischen Husarenstreichs der nach einem „Putsch der Stalinisten im August 1988“²⁸³ gegen Michail Gorbatschow an die Macht zurückgekehrten Hardliner in Moskau – in eine Allianz unter kommunistischer Regie mit dem Ostteil Deutschlands zwingen lassen müssen. Es handelt sich dabei um den Prototyp einer Uchronie, einer Modifikation des tatsächlichen historischen Verlaufs, „die dadurch zustande kommt, daß das ‚Buch der Geschichte‘ [...] von einem bestimmten Punkt an umgeschrieben wird.“²⁸⁴ Der Punkt der Bifurkation, ab dem der fiktive vom wirklichen Ablauf der Ereignisse abweicht, wäre im Fall von „Die Mauer steht am Rhein“ eben in jenem „August 1988“ anzusetzen.

Der Reiz des Konstrukts, das das Buch entwirft, beruht hauptsächlich auf seiner, von vielen Rezensenten anerkannten und gelobten,²⁸⁵ historischen Plausibilität, zumal die Darstellung, und das bescheinigen die Kritiker dem Buch oft im selben Atemzug, „manche sprachliche Schwäche“²⁸⁶ aufweist. Die Grundlage, auf der es dem Autor gelingt, dem Lesepublikum einen plausiblen Gegenentwurf

²⁸² Vgl. allgemein zu gattungstheoretischen Überlegungen im Zusammenhang mit der „Alternate History“ Korthals: Spekulation mit historischem Material. Korthals läßt die Frage, ob es sich bei dem Phänomen um eine literarische Gattung, eine Untergattung oder ein Genre handelt, mit guten Gründen ausdrücklich offen. Aus pragmatischen Erwägungen heraus bezeichne ich „Alternate History“ dennoch als Genre, da ich sie als eine literarhistorisch eng umrissene Erscheinung betrachte (vgl. zur terminologischen Unterscheidung zwischen Gattung und Genre unten S. 140, Fußnote 394).

²⁸³ Ditfurth: Die Mauer steht am Rhein, S. 62.

²⁸⁴ Rodiek: Prolegomena zu einer Poetik des Kontrafaktischen, S. 268. Auf einer ähnlichen kontrafaktischen Setzung wie Ditfurths Werk beruht auch die bereits 1994 erschienene, eher als satirische Collage einzustufende „Rote Wende“ von Reinhold Andert.

²⁸⁵ Vgl. beispielsweise Wulf: Rezension: „Was sich zunächst anhört wie ein weit hergeholtter Erzählstrang [sic], wird von Autor Christian von Ditfurth verblüffend plausibel gemacht“; Stabrey: SWR-Buchtip: „So ist das von Ditfurth erfundene Konstrukt in sich von großer Plausibilität“; Müller: Wenn es anders gekommen wäre: „Das Buch sprüht vor Einfällen und ist doch mehr als reine Phantasie. Zumal sich Ditfurth in der Entwicklung seines plausiblen Modells als subtiler Kenner der gesellschaftlichen Mechanismen im ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat erweist.“

²⁸⁶ Weckbrodt: Greiser Willy Brandt als letzte Bastion des Kapitalismus; vgl. auch N.N.: Kohl im Exil am Wolfgangsee: „Seltsam dürr bleiben die Figuren mit ihren bekannten Namen – vielleicht eben weil sie so bekannt sind“; Böhm: Egon, Egon über alles: „Mit all dem [den kontrafaktischen Hypothesen Ditfurths, P. B.] lässt sich mit guten Gründen rechten. Auch mit der sprachlich simplen Form des Buches, das eine seltsame Mischung aus Roman und Sachbuch ist“; Stabrey: SWR-Buchtip: „Die politischen Ereignisse sind in eine Ich-Erzählung eingebettet, die selbst allerdings dramaturgisch schwach ist.“

zum tatsächlichen Verlauf der Geschichte zu präsentieren, der nicht einfach als vollkommen unwahrscheinlich und irrwitzig abgetan werden kann, ist ein durch den gelernten Historiker von Ditfurth in seine Arbeit eingebrachtes „immenses Fakten- und beachtliches Insiderwissen“.²⁸⁷ Einen wichtigen Teil dieses Wissens machen die verarbeiteten Kenntnisse über bekannte und weniger bekannte Politikerpersönlichkeiten des in Frage stehenden Zeitabschnitts aus. Fast von selbst versteht es sich dabei, daß Ditfurth zu Personenkonzepten realer Personen greift, um die historische Wahrscheinlichkeit seines Geschichtsentwurfs zu erhöhen; ebenso selbstverständlich ist unter diesem Gesichtspunkt, daß die Biographien der realen Personen bis zu dem Punkt, an dem wirkliche und fiktive Historie auseinanderlaufen, sich an dem bekannten Wissen über sie orientieren und erst nach diesem Zeitpunkt davon abweichen.

Das Verfahren Ditfurths, den Lebenslauf explizit benannter Persönlichkeiten teils gemäß ihrem tatsächlichen Schicksal nach-, teils gemäß der fiktionalen Grundhypothese umzugestalten, kann am Beispiel Erich Honecker verfolgt werden. Vom Erzählzeitpunkt 1999 aus, an dem der Erzähler als Exilant in Zürich seine Erinnerungen an die politische Entwicklung in Deutschland aufschreibt, wird ein Gespräch wiedergegeben, das der Fiktion nach 1989 zwischen Honecker und Hermann Axen stattgefunden hat und in dessen Verlauf Honecker auf Erfahrungen seines politischen Lebens zu sprechen kommt: „Als wir im Saarland gegen die fast übermächtigen Nazis kämpften, als ich in Brandenburg im Zuchthaus saß und mit dem illegalen Parteikollektiv gegen den Faschismus kämpfte, da hätte ich oft verzweifeln können.“²⁸⁸ So wie diese Details überprüfbare Episoden aus Erich Honeckers Biographie zum Gegenstand haben, so ist es andererseits natürlich eine gewissermaßen biographische Konjekture, wenn mit der ironischerweise am 3. Oktober 1990 erfolgenden fiktiven deutschen Wiedervereinigung²⁸⁹ statt Helmut Kohl zum Kanzler Erich Honecker zum „Generalsekretär der Einheit“²⁹⁰ erhoben wird. Ein ganz besonderer Effekt entsteht hingegen, wenn Teile der tatsächlichen Lebensgeschichte auch in dem abweichenden Verlauf nach 1988 bewahrt bleiben; so ist der Tod des in partei-internen Machtkämpfen dem jüngeren Egon Krenz unterlegenen und in Ungnade gefallenen Honecker in Ditfurths alternativem Geschichtsverlauf etwa zu demselben Zeitpunkt und am selben Ort vorzustellen wie in der Realität: Nach einer „Aprilkrise“ im Jahr 1993,²⁹¹ die zu seiner Entmachtung führt, reist Honecker – „er würde im August 81 Jahre alt“²⁹² – zusammen mit seiner „als Volksbildungsministerin zurückgetretenen Frau Margot“ zunächst in die Schweiz aus und von

²⁸⁷ Ebd.

²⁸⁸ Ditfurth: Die Mauer steht am Rhein, S. 128.

²⁸⁹ Ebd., S. 99: „Die deutsche Vereinigung sollte am 3. Oktober 1990 erfolgen.“

²⁹⁰ Ebd., z. B. S. 54.

²⁹¹ Vgl. ebd., S. 224.

²⁹² Ebd., S. 226.

dort „nach Chile, wo seine Tochter lebt“, ein „gutes Jahr nach seiner Ausreise“ – für die Anfang Mai 1993 anzusetzen ist, da bereits am 1. Mai für Aufsehen sorgt, daß Honecker während der offiziellen Maidemonstration nicht auf der für die Mitglieder des Politbüros reservierten Tribüne gesichtet wird –²⁹³ ein „gutes Jahr nach seiner Ausreise“ also, stirbt „Honecker in Santiago de Chile“.²⁹⁴

Das Gegenmodell zu dem Verfahren bei Christian von Ditfurth, was den hier zur Debatte stehenden Unterschied zwischen expliziter Benennung und impliziter Aktivierung nichtfiktionaler Konzepte angeht, ist mit Monika Marons 1996 erschienenem Roman „Animal triste“ gegeben. Daran, wie bei Maron dieselbe nichtfiktive Person Erich Honecker eingeführt wird, läßt sich die gemeinte Differenz zwischen beiden Vorgehensweisen deutlich beobachten: Die Ich-Erzählerin spricht zunächst davon, sie habe „in einer seltsamen Zeit gelebt“, die durch das Wirken „einer als internationale Freiheitsbewegung getarnten Gangsterbande“ bestimmt gewesen sei, der es gelungen war, „das gesamte osteuropäische Festland [...] von der übrigen Welt hermetisch abzugrenzen und sich als legale Regierungen der jeweiligen Länder auszugeben.“²⁹⁵ Der Bezug auf das politische System der Staaten des Warschauer Pakts an dieser Stelle ist evident, und durch diese selbst schon indirekte Aktivierung des entsprechenden konzeptionellen Felds quasi eingestimmt, wird es dem zeitgeschichtlich nicht gänzlich uninformierten Leser leichtfallen, auch die wenige Seiten später folgende indirekte Referenz auf Erich Honecker zu erkennen: „Ich kannte zwei Saarländer in meiner seltsamen Zeit, die in diesem Sommer gerade ein halbes Jahr vorbei war. Der eine Saarländer, ein gelernter Dachdecker, war unser von der internationalen Freiheitsbande eingesetztes Staatsoberhaupt.“²⁹⁶ Die Kumulation von Konzepten, die sich allesamt in geringer kognitiver Distanz zum Zielkonzept befinden, bewirkt dabei beinahe zwingend die Koaktivierung des Personenkonzepts ERICH HONECKER. Wie nebenbei wird es dem Leser darüber hinaus ermöglicht, über das Aufrufen entsprechender Partikel seines Weltwissens die ungefähre Zeit der Handlung zu inferieren: Daß die „seltsame Zeit“ „in diesem Sommer gerade ein halbes Jahr vorbei war“, läßt auf den Sommer 1990 schließen.

Im Vergleich zu „Die Mauer steht am Rhein“, so kann resümierend festgehalten werden, kommt es Monika Maron offenbar weniger auf die explizite Verankerung der dargestellten Story in der bekannten Realität an, ihr Roman ist ein realistisch-, kein kontrafaktisch-fiktionaler Text, der den Schwerpunkt eher auf die Individualität der in eine Liebesgeschichte zwischen Ost und West verstrickten Erzählerin und Hauptfigur legt als auf ein äußerliches politisches Geschehen. Bei Ditfurth hingegen erfüllt es wohl im wesentlichen zwei Funktionen,

²⁹³ Vgl. ebd., S. 225.

²⁹⁴ Ebd., S. 228.

²⁹⁵ Maron: *Animal triste*, S. 30.

²⁹⁶ Ebd., S. 40 f.

die vorkommenden Persönlichkeiten explizit zu benennen: erstens die Bindung der Fiktion an die Realität des Lesers zu verstärken und somit die Plausibilität zu steigern und zweitens die „Identität über mögliche Welten hinweg“ für die gewählten Personen zu sichern, denn über erfundene Eigenschaften sind auch reale Personen nicht mehr zu identifizieren, sie sind dann nur noch an ihren Namen eindeutig erkennbar.

4.3 Hoher – niedriger Konventionalisierungsgrad nichtfiktionaler Konzepte: von leicht zu schwer identifizierbaren nichtfiktionalen Elementen

Den dritten der zur näheren Bestimmung nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Texte wichtigen Faktoren zählt Bernd Lenz zwar nicht zu den von ihm aufgeführten drei „wesentlichen Qualitäten“²⁹⁷ von Faktizitätsverweisen, macht aber an anderer Stelle deutlich, daß er sich seiner Bedeutung durchaus bewußt ist: „Als zusätzliche Erschwernis und möglicher Faktor des Mißlingens eines referenzialisierenden Ausdrucks (damit Abweichen von der prognostizierten Rezeption) muß das – nicht genau zu berechnende – Vorwissen des Rezipienten angesehen werden“.²⁹⁸

Das Leserwissen gehört jedoch nur zu einer der beiden Seiten, die an der literarischen Kommunikation beteiligt sind: Auf der anderen Seite befindet sich der Autor mit seinem jeweils individuellen Vorwissen, vor allem aber auch mit seinen Mutmaßungen darüber, welches und wieviel Wissen er dem von ihm angesprochenen Leserkreis abverlangen kann, und nicht zuletzt seiner möglicherweise von Text zu Text variierenden Absicht, dem Leser Bezüge zur Realität überhaupt zugänglich zu machen. Ohne diese Aspekte auf der Autorseite zu berücksichtigen, wird eine Analyse der Verwendung von Nichtfiktionalem in fiktionalen Texten unvollständig bleiben. Dies gilt um so mehr für die *wissenschaftliche* Betrachtung literarischer Texte, da sich intersubjektiv haltbare Aussagen über Literatur schwerlich treffen lassen werden, wenn man den eigenen Wissensstand als Maßstab des Textverstehens betrachtet und nicht bereit ist, externe Quellen heranzuziehen, um die Interpretation auf eine möglichst breite Basis an Informationen zu stellen. Was den Gegenstand des vorliegenden Kapitels anbelangt, so liegt auf der Hand, daß insbesondere schwer identifizierbare nichtfiktionale Konzepte ohne Recherchebemühungen gar nicht erst als solche erkannt werden könnten. Eine Beschränkung auf die Perspektive des Rezipienten verbietet sich somit von vornherein.

Bei der Beurteilung des Konventionalisierungsgrads von Konzepten wird dennoch auf die subjektive Einschätzung zurückgegriffen werden müssen, da es

²⁹⁷ Lenz: Factifiction, S. 52.

²⁹⁸ Ebd., S. 55.

im Rahmen dieser Studie lediglich um die grundsätzliche Differenzierung, nicht um die empirische Überprüfung von Beschreibungsbegriffen geht. Mit diesem Vorgehen dürften wir indes nicht in allzu großen Konflikt mit berechtigten Forderungen an das wissenschaftliche Arbeiten geraten. Denn der Konventionalisierungsgrad eines Konzepts wird nicht danach bemessen, ob sich das entsprechende Konzept in der *eigenen* Enzyklopädie findet, sondern danach, wie hoch man die Chance einschätzt, daß es sich in den individuellen Enzyklopädiën *anderer* Mitglieder der Sprach- und Kulturgemeinschaft findet; und dieses bei jedem einzelnen vorhandene Wissen über das bei möglichen Kommunikationspartnern mindestens vorauszusetzende Wissenspotential dürfte schon allein deshalb über die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft hinweg relativ stabil sein, weil Kommunikation andernfalls beinahe zwangsläufig zum Scheitern verurteilt wäre. Wir alle verfügen über ein recht genaues Wissen darüber, welche Gebiete unserer Enzyklopädie zu einem allen gemeinsamen Kernbereich und welche in besondere Felder speziellen „Expertenwissens“ gehören.²⁹⁹

Entscheidend für die Unterscheidung von Basiswissen und Expertenwissen ist der Grad der Verwurzelung (engl. „entrenchment“) der entsprechenden Konzepte im Langzeitgedächtnis. Während zum festen Bestand konzeptuellen Wissens gehörende Konzepte und Schemata bei jedem Individuum mehr oder weniger tief im Gedächtnis verwurzelt sind, trifft dies für Konzepte und Schemata, die in spezielle Wissensgebiete fallen, nicht zu. Sich solche Konzepte anzueignen gehört nicht zum natürlichen Prozeß des Erlernens einer Sprache in einem bestimmten soziokulturellen Umfeld, sondern erfordert eine spezielle Ausbildung, ein spezielles Training. Basiswissen auf der einen und Expertenwissen auf der anderen Seite lassen sich jedoch nicht einfach in der Weise einer binären Opposition differenzieren. Der vor allem in den hochtechnisierten modernen Gesellschaften zu beobachtende schnelle Übergang von Experten- in Alltagswissen gibt Anlaß, die Dichotomie vielmehr als ein Kontinuum zwischen hoher und niedriger Konventionalisierung von Konzepten zu begreifen. Ronald W. Langacker hält es daher auch für falsch, von einer „sharp dichotomy“ zwischen festen Bestandteilen einer intersubjektiven Enzyklopädie („units“) und definitiv außerhalb einer solchen Enzyklopädie liegenden Informationspartikeln („nonunits“) auszugehen:

Linguistic structures are more realistically conceived as falling along a continuous scale of **entrenchment** in cognitive organization. Every use of a structure has a positive impact on its degree of entrenchment, whereas extended periods of disuse

²⁹⁹ Vgl. zur „Expertise-Forschung“ in der kognitiven Psychologie beispielsweise Anderson: Kognitive Psychologie, S. 269 ff.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

have a negative impact [...]; moreover, units are variably entrenched depending on the frequency of their occurrence³⁰⁰

Drei Beispiele mögen verdeutlichen, inwiefern sich mit der hier anvisierten Typenreihe – zwischen niedrigem und hohem Konventionalisierungsgrad eines Konzepts, zwischen Alltags- und Expertenwissen – im Hinblick auf literarische Texte arbeiten läßt. Erstes Beispiel ist Robert Harris' 1992 erschienener Roman „Fatherland“, der sich, wie der bereits besprochene Text „Die Mauer steht am Rhein“, dem Bereich der kontrafaktischen Fiktion – oder genauer: der „Alternate History“ – zuordnen läßt.³⁰¹ Der Zeitpunkt, von dem an Harris das „Buch der Geschichte“ umschreibt, ist das Jahr 1942. Der Verlauf des Zweiten Weltkriegs ab 1943 sieht nach der zugrundeliegenden kontrafaktischen Fiktion aus deutscher Sicht wie folgt aus: „Victory over Russia in the spring of '43“ – „Peace with the British in '44“ – „Peace with the Americans in '46“.³⁰² Die erschreckende Grundannahme, die „Fatherland“ mit einer Anzahl anderer Romane teilt, ist also, daß Nazi-Deutschland als Sieger aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen ist. Die eigentliche Handlung erstreckt sich über sieben Tage des Jahres 1964, vom 14. bis zum 20. April – „Führertag“, wie es im entsprechenden Abschnittstitel heißt.

Interessant im Hinblick auf die Frage des Konventionalisierungsgrads verwendeter Konzepte ist bei Harris vor allem die Wahl nichtfiktionaler Personenkonzepte und der Umgang mit ihnen im Text. Es läßt sich dabei nämlich eine Beziehung zwischen der Bekanntheit der Personen auf der einen und dem Grad ihrer Integration in den fiktionalen Handlungszusammenhang auf der anderen Seite erkennen. Zur Erläuterung dieses Sachverhalts bedarf es eines näheren Eingehens auf die dem Roman zugrundeliegende Story: Im Mittelpunkt des Geschehens steht mit „Xavier March“,³⁰³ Mordkommissar im Rang eines „SS-Sturm-bannführers“³⁰⁴ bei der Berliner Kriminalpolizei, eine fiktive Gestalt. Die erste,

³⁰⁰ Langacker: Foundations of Cognitive Grammar I, S. 59. Vgl. auch ebd. II, S. 45: „Entrenchment pertains to how frequently a structure has been invoked and thus to the thoroughness of its mastery and the ease of its subsequent activation.“

³⁰¹ Vgl. oben S. 102 f.

³⁰² Harris: Fatherland, S. 83 f.

³⁰³ In der deutschen Übersetzung heißt die Figur „Xaver März“ (vgl. Harris: Vaterland).

³⁰⁴ Die Bezeichnung von Kriminalpolizisten mit Diensträngen der SS – dies sei exemplarisch als eines der unzähligen realen Details genannt, die Harris recherchiert hat und zur Plausibilitätsabsicherung in seinen Text einbindet – entspricht den historischen Tatsachen, vgl. dazu Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Artikel zum Stichwort „Polizei“, S. 648: „Zur organisatorischen trat zunehmend die personelle Verschmelzung von SS und P[olizei]. Man legte großen Wert auf den Beitritt zur SS, besonders bei der Sicherheitspolizei. Danach durfte man einen SS-Rang bekleiden, der der bisherigen Dienststellung entsprach, in der Regel durch Verleihung eines sog. ›SS-Angleichungsdienstgrads.“

die Gegenwartsschicht der Handlung³⁰⁵ kann als Investigationsgeschichte bezeichnet werden: March ermittelt in Sachen eines Mordfalls, in dem es sich bei dem Opfer, wie sich nach kurzer Zeit herausstellt, um den – historisch realen – hohen Nazifunktionär Josef Bühler handelt.³⁰⁶ Im Verlauf seiner Untersuchungserarbeit erfährt March mehr und mehr Einzelheiten über die Vergangenheit Bühlers und damit auch über einen – so die Konstruktion des Romans – nach dem gewonnenen Krieg von den Nazis sowohl der deutschen wie der internationalen Öffentlichkeit gegenüber erfolgreich verschleierte ungeheuerlichen Vorgang: die Ermordung der europäischen Juden. Diese Vorgeschichte des Mordfalls, die auf der tatsächlichen Geschichte des Holocaust beruht, bildet die zweite, die Vergangenheitsschicht des im Roman dargestellten Geschehenszusammenhangs.

Auffallend ist nun, daß es sich bei den Hauptfiguren auf der Ebene der Gegenwartshandlung, den Figuren also, die gleichsam *in actu* mitsamt ihren Gedanken, Gefühlen und genau geschilderten Handlungsweisen dem Leser vorgeführt werden, durchweg um fiktionale Personenkonzepte handelt – neben besagtem Xavier March vor allem die US-amerikanische Journalistin Charlotte Maguire; zwischen beiden entwickelt sich im Lauf gemeinsamer Nachforschungen eine Liebesbeziehung –, während die nichtfiktionalen Personenkonzepte vor allem innerhalb der nur vermittelt über die Gegenwartshandlung zur Darstellung gelangenden Vergangenheits- bzw. Vorzeithandlung Verwendung finden. Offenbar macht der Autor es sich zunutze, daß er Personenkonzepte in der Vergangenheitsschicht der Story nicht mit detaillierten Eigenschaftskonzepten zu füllen braucht. Es reicht hier im wesentlichen, das wiederzugeben, was die Figuren der Gegenwartsschicht über die Vergangenheit der realen Personen in Erfahrung bringen – und das sind hauptsächlich äußerliche Fakten. So werden beispielsweise die zusammen mit dem ermordeten Josef Bühler an der Korruptionsaffäre, die den Schlüssel zu dem Fall darstellt, beteiligten Nazifunktionäre Martin Luther und Wilhelm Stuckart mit Hilfe biographischer Stichwörter aus einem „Guide to the Personalities of the NSDAP“ eingeführt. Zur Person Luthers heißt es:

Born: December 16, 1895, Berlin. Served in the German Army transport division, 1914-18. Profession: furniture remover. Joined the NSDAP and the SA on March 1, 1933. Sat on the Berlin City Council for the Dahlem District. Entered the Foreign Office, 1936. Head of *Abteilung Deutschland* – the ›German Division‹ – of

³⁰⁵ Vgl. zur Unterscheidung zwischen Gegenwarts- und Vergangenheitshandlung die Ausführungen zum „dreiteiligen Kompositionsmuster“ der analytischen Erzählung: „Gegenwartshandlung, Vorzeithandlung, Nachzeithandlung“ bei Weber: *Theorie der analytischen Erzählung*, S. 28.

³⁰⁶ Daß der Name im englischen Original konsequent „Buhler“ lautet, ändert an der Übereinstimmung mit der nichtfiktiven Person nichts, eben weil die Übereinstimmungen von Merkmalen des im Text sich widerspiegelnden Figurenkonzepts mit dem nichtfiktionalen Personenkonzept JOSEF BÜHLER die Referenz sichern.

the Foreign Office until retirement in 1955. Promoted to under state secretary, July 1941.³⁰⁷

Diese Angaben decken sich bis auf wenige Details mit dem, was sich in dem von Hermann Weiß herausgegebenen „Biographischen Lexikon zum Dritten Reich“ zur Person Martin Luthers findet. Im Hinblick auf die Abweichungen läßt sich relativ leicht sagen, welche auf eine eventuell unsichere Quellenlage zurückzuführen und welche der Einbindung der Daten in den fiktionalen Handlungszusammenhang geschuldet sind. Letzteres trifft eindeutig auf die Angabe zu, Luther sei Leiter der Abteilung Deutschland im Auswärtigen Amt gewesen „until retirement in 1955“, tatsächlich starb er „unmittelbar nach Kriegsende in Berlin“³⁰⁸ wohl an den Folgen einer zweijährigen Haft im KZ Sachsenhausen, in das er Anfang 1943 wegen Mitwirkung an einem Komplott gegen Außenminister Joachim von Ribbentrop verbracht worden war. Zwei weitere kleine Unterschiede zwischen dem biographischen Abriß bei Harris und dem im „Biographischen Lexikon“ sind hingegen wohl durch Uneindeutigkeiten in der historischen Forschung begründet. Das Datum von Luthers Eintritt in die NSDAP ist bei Weiß statt mit dem 1. März 1933 mit dem 1. September 1932 angegeben.³⁰⁹ Als gegen eine intentionale Manipulation des Datums bei Harris sprechendes Indiz kann neben der mangelnden Motivation, die für eine solche Veränderung ausgemacht werden kann, gewertet werden, daß auf den Internetseiten des seit dem 20. Januar 1992 – dem 50. Jahrestag der Konferenz – als Museum etablierten Hauses der Wannseekonferenz ein dritter, sowohl von Harris’ als auch von Weiß’ Angabe abweichender Zeitpunkt genannt wird: „März 1932“.³¹⁰ In ähnlicher Weise dürfte auch die Ursache für die divergierenden Angaben bezüglich des Berliner Stadtbezirks, in dem Luther Stadtrat war, in der wissenschaftlichen Ungesicherheit der Fakten bzw. in nachlässigem Umgang mit dem vorliegenden Material liegen: Harris nennt Dahlem, die biographische Notiz auf den Seiten des Hauses der Wannseekonferenz „Berlin/Zehlendorf“.³¹¹ Angesichts der Nähe der beiden im Südwesten der Stadt liegenden Bezirke zueinander kann diese Abweichung aber als Marginalie betrachtet werden.

Der Vergleich der Lebensdaten Martin Luthers, wie sie Aufnahme in einen fiktionalen Text gefunden haben, mit den entsprechenden Daten in einem auf Faktentreue angelegten geschichtswissenschaftlichen Nachschlagewerk macht noch einmal deutlich, warum für die vorliegende Studie ein kognitionswissenschaftlicher methodischer Ansatz gewählt wurde. Da die klassische Referenz-

³⁰⁷ Harris: *Fatherland*, S. 89 f.

³⁰⁸ Weiß: *Biographisches Lexikon zum Dritten Reich*, Artikel zum Stichwort „Luther, Martin“, S. 309.

³⁰⁹ Ebd., S. 308.

³¹⁰ Vgl. Website der Gedenkstätte „Haus der Wannseekonferenz“: <http://www.ghwk.de>.

³¹¹ Ebd.

semantik auf den Wahrheitswert von Aussagen und mithin die Relation von Sprache und realer Welt fixiert ist, wäre es aus ihrer Perspektive unmöglich, die voneinander abweichenden Angaben in den Texten, wenn nicht beide als wahr, so doch beide als nichtfiktional zu akzeptieren, was aus der Sicht der kognitiven Semantik keinerlei Probleme aufwirft, da die sich widersprechenden Daten als gemäß dem jeweiligen *belief system* der Verfasser wahr und damit nichtfiktional eingestuft werden können. Es läßt sich auf diese Weise dem Sachverhalt Rechnung tragen, daß es dem Autor Robert Harris offenbar eben um die möglichst realistische, d. h. an dem zugänglichen Wissen über die realen Gegebenheiten orientierte und der Überprüfung standhaltende Einbettung der realen Person in die fiktionale Story geht.

Dies gilt sicher auch für alle anderen nichtfiktionalen Personenkonzepte, die auf der Ebene der Vorzeithandlung, aber auch für diejenigen, die auf der Ebene der Gegenwartshandlung in den Text Eingang finden. Auf der Vergangenheitsebene sind außer Martin Luther vor allem Wilhelm Stuckart und der bereits erwähnte Josef Bühler zu nennen; gemeinsam haben diese drei, daß sie am 20. Januar 1942 an der sogenannten Wannseekonferenz zur „Endlösung der Judenfrage“ teilgenommen haben. Diese Tatsache gehört zu den historischen Details, die der Ermittler März erst im Laufe seiner Detektionsarbeit in Erfahrung bringt und die ihn letztlich zur Aufdeckung des Völkermords an den europäischen Juden führen.

Wie verhält es sich aber mit dem Figural der Gegenwartsebene? Hier ist nun die Unterscheidung zwischen Konzepten von hohem und solchen von niedrigem Konventionalisierungsgrad von großer Bedeutung. Auf der einen Seite ist nämlich zu beobachten, daß es sich bei den wenigen tatsächlich in die Handlung der Basiserzählung³¹² integrierten nichtfiktionalen Personenkonzepten um solche von relativ geringem Konventionalisierungsgrad handelt. Als handelnde, beispielsweise an längeren Dialogpassagen beteiligte nichtfiktive Personen treten eigentlich nur Arthur Nebe (im Text „Artur“, vielleicht um der englischsprachigen Leserschaft die deutsche Aussprache zu verdeutlichen) und Odilo Globocnik, genannt Globus, auf. Arthur Nebe wird dabei in Übereinstimmung mit dem, was über ihn bekannt ist, in seiner Funktion als Leiter der Reichskriminalpolizei und darüber hinaus als eine dem nationalsozialistischen Herrschaftssystem gegenüber trotz dieser Position durchaus kritische Persönlichkeit dargestellt. Nachdem Nebe zunächst lediglich am Rand Erwähnung findet – es wird auf ein von ihm verfaßtes „book on criminology“ hingewiesen und darauf, daß „Nebe had been head of the Kripo since 1933“,³¹³ was nicht ganz den historischen Vorgaben zu ent-

³¹² Zum Begriff vgl. Genette: Die Erzählung, S. 32: „Erste oder ›Basiserzählung‹ (récit premier) wollen wir fortan jene temporale Erzählebene nennen, in bezug auf die sich eine Anachronie als solche definiert.“

³¹³ Harris: Fatherland, S. 36.

sprechen scheint –, ³¹⁴ wird er zu Beginn des zweiten Abschnitts des Kapitels zum 16. April 1964 tatsächlich *in die Handlung* des Romans eingeführt: „The head of the Reich Kriminalpolizei [sic] was an old man. His name was Artur Nebe, and he was a legend.“ ³¹⁵ Sein nicht konfliktfreies Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machtorganen und insbesondere zur Gestapo deutet sich in der Bemerkung an: „It was sometimes said that Heydrich wanted to get rid of him [Nebe], to put his own man in charge of the Kripo, but dared not.“ ³¹⁶ Später bestätigt Nebes Handeln dieses Gerücht: Er versucht, March so gut es geht vor den Nachstellungen der Gestapo zu beschützen, und spricht unter vier Augen mit ihm offen darüber, was er von den Mitarbeitern der Geheimpolizei hält: „These bastards are up to something, March. What is it? You find out. You tell me. Don’t trust anyone. That’s how your Uncle Artur has lasted as long as he has.“ ³¹⁷ Diese gewissermaßen subversive Haltung Nebes ist konform zu dessen tatsächlichem Schicksal gestaltet: Arthur Nebe gehörte als Leiter des Reichskriminalpolizeiamts zum Widerstandskreis um Hans Oster und Ludwig Beck, er blieb nach dem mißlungenen Attentat vom 20. Juli 1944 zunächst unentdeckt, bis er sich durch Flucht verdächtig machte, am 16. Januar 1945 verhaftet und noch am 3. März 1945 in Plötzensee hingerichtet wurde. ³¹⁸

Wie bei Arthur Nebe ist auch im Fall Odilo Globocniks von seiten des Autors offenbar auf größtmögliche Nähe zu den bekannten historischen Details über die betreffende Person geachtet worden. Eingeführt wird Globocnik zunächst indirekt über das, was der Ermittler March über ihn weiß: „Of Odilo Globocnik – Globus – March knew little.“ ³¹⁹ Der dann folgende biographische Abriss stimmt wiederum bis ins Detail mit Angaben in historischen Darstellungen überein ³²⁰ und fällt eher durch das auf, was er aufgrund der kontrafaktischen Konstruktion des Romans gerade *nicht* aufführen darf, nämlich Globocniks leitende Funktion bei der Durchführung der sogenannten „Aktion Reinhardt“ und

³¹⁴ Nach meinen Quellen wurde Nebe erst 1936 Leiter der Kriminalpolizei im gesamten Reichsgebiet; vgl. Weiß: Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Artikel zum Stichwort „Nebe, Arthur“, S. 332 f. Benz: Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Artikel zum Stichwort „Nebe, Arthur“, S. 866.

³¹⁵ Harris: Fatherland, S. 136.

³¹⁶ Ebd.

³¹⁷ Ebd., S. 149.

³¹⁸ Vgl. Weiß: Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, a.a.O.

³¹⁹ Harris: Fatherland, S. 78.

³²⁰ Bei Harris heißt es beispielsweise zum Schicksal Globocniks in den späten dreißiger Jahren: „there had been a period of disgrace connected with illegal currency speculation“ (ebd.), im „Biographischen Lexikon zum Dritten Reich“ findet sich dieser Sachverhalt in folgender Formulierung wieder: „Am 30.1.1939 wg. Devisenschiebereien seiner Ämter enthoben.“ (Weiß: Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Artikel zum Stichwort „Globocnik, Odilo“, S. 148 f.).

somit die Mitverantwortung für die Ermordung von über 1.750.000 Juden.³²¹ Dementsprechend wird Globocnik, den sogar das auf sachlichen Ton bedachte „Biographische Lexikon zum Dritten Reich“ mit dem Attribut „wenig zimperlich“³²² belegt, in einigen Szenen des Romans als äußerst brutaler und menschenverachtender Gegenspieler Arthur Nebes dargestellt.

Während es sich bei ARTHUR NEBE und ODILO GLOBOCNIK um nur in den Enzyklopädiën von geschichtswissenschaftlichen Experten oder allenfalls noch an der Geschichte des Dritten Reichs interessierten Laien verankerte Personenkonzepte handeln dürfte, verhält sich dies anders mit drei Konzepten, deren Verwendung bei Harris ich im folgenden kurz näher betrachten möchte: JOSEPH GOEBBELS, REINHARD HEYDRICH und JOSEPH P. KENNEDY. Bei allen drei Konzepten handelt es sich um solche von relativ hohem Konventionalisierungsgrad – wobei dieser von Goebbels zu Joseph P. Kennedy, zumal für die deutsche Leserschaft, sicher abfällt –, bei allen drei Konzepten handelt es sich aber auch um solche, die Harris nicht zur Gestaltung handelnder Personen nutzt, sondern lediglich als zeitgeschichtlichen Hintergrund, gleichsam als historische Kulisse in den Roman einbringt. Interessant ist in dieser Hinsicht das Beispiel Joseph Goebbels. Denn hier kann offenbar in so hohem Maß auf die Bekanntheit der Person vertraut werden, daß es ausreicht, sie lediglich indirekt umschrieben, d. h. durch implizite Aktivierung des entsprechenden Konzepts im Sinn der im vorigen Kapitel vorgestellten Typenreihe, einzuführen. Als March im Zuge seiner Ermittlungen an den Tatort, die Havelinsel Schwanenwerder im Südwesten Berlins, zurückkehrt, wird er, gleich nachdem er mit seinem Wagen die auf die Insel führende Brücke überquert hat, von einem Wachposten vor einer Barriere angehalten und muß eine von zwei BMW-Motorrädern eskortierte „long black Mercedes limousine“ passieren lassen. Er erhascht dabei einen Blick auf die Insassen und erkennt „a wizened old man, his rodentlike profile instantly recognizable.“³²³ Wie March dürfte auch der Leser in dem verhutzelten alten Mann mit dem nagetierähnlichen Profil unschwer Joseph Goebbels erkennen, zumal man sich an eine Szene zwischen March und einem Sekretär der Kripo erinnern mag – „Schwanenwerder. „Does Goebbels still have a place there?“ Krause nodded.“³²⁴ – und einige Zeilen später offen von dem „Reichsminister“ und „Frau Goebbels“ die Rede ist.

In ähnlicher Weise wie Goebbels bleibt auch Reinhard Heydrich lediglich Staffage im Gesamtbild der Romanhandlung. Zwar findet bereits nach wenigen Seiten Erwähnung, daß sich im Foyer der Kripozentrale am Werderschen Markt gegenüber der obligatorischen Büste des „Führers“ auch eine des „head of the

³²¹ Vgl. ebd.

³²² Ebd.

³²³ Harris: *Fatherland*, S. 63.

³²⁴ Ebd., S. 20.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

Reich Main Security Office, Reinhard Heydrich,³²⁵ befindet, und auch im weiteren Verlauf wird immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, die von dem mächtigen Funktionär ausgeht, doch taucht er an keiner Stelle als handelnde Person auf. Allerdings bedarf ein unter den Bedingungen eines kontrafaktisch umgeschriebenen Geschichtsverlaufs noch im Jahr 1964 wirkender Reinhard Heydrich um der Wahrscheinlichkeit willen offenbar, anders als Goebbels, dessen fortgesetzte Karriere lediglich eine Konsequenz aus der Gesamtkonstruktion des von den Deutschen gewonnenen Kriegs darstellt, einer besonderen Begründung. Diese wird in Form einer sozusagen kontrafaktischen Konstruktion des persönlichen Schicksals Heydrichs und damit letztlich des Personenkonzepts REINHARD HEYDRICH relativ spät im Text nachgeliefert: „July 1942. [...] In Prague, Reinhard Heydrich is recovering from an assassination attempt.“³²⁶ Der „Stellvertretende Reichsprotektor für Böhmen und Mähren“ stirbt also nicht, wie es den bekannten Tatsachen entspräche, an den Folgen des am 27. Mai 1942 auf ihn verübten Attentats, sondern erholt sich von ihnen und führt seine Amtsgeschäfte fort.

Das letzte hier zu erwähnende nichtfiktionale Personenkonzept, das in die Harris' Roman zugrundeliegende alternative Geschichtskonstruktion Aufnahme gefunden hat, ist das Joseph P. Kennedys. Aufschlußreich ist dabei vor allem, zu beobachten, welche Funktion dem Konzept innerhalb der Gesamtkonstruktion des abweichenden Verlaufs der historischen Entwicklung zugeordnet wird und wie diese Funktion darüber hinaus motiviert wird, um die Plausibilität des Ganzen zu sichern, wobei allerdings auch diese Person vollkommen Teil der zeitgeschichtlichen Kulisse bleibt und an keiner Stelle etwa handelnd in den Vordergrund tritt. In der „Welt“, die Harris mit „Fatherland“ entwirft, heißt der Präsident der Vereinigten Staaten im Jahr 1964 nicht Lyndon B. Johnson und auch nicht, was eine andere naheliegende historische Alternative gewesen wäre, John F., sondern eben Joseph P. Kennedy. Der Vater des 1963 ermordeten John F. war bekennender Antisemit und stand dem nationalsozialistischen Regime in den dreißiger Jahren nicht eben kritisch gegenüber. Noch nach Kriegsausbruch trat er 1940 von seinem Posten als US-Botschafter in Großbritannien zurück, nicht zuletzt wohl, weil er den Krieg gegen das faschistische Deutschland mißbilligte.³²⁷ Kaum eine andere historische Figur der Zeit eignete sich besser, einen gegenüber Hitler zögerlichen und in der Politik des Appeasement befangenen Präsidenten der USA abzugeben. Gelegentlich der Übertragung einer Wahlkampfveranstaltung Kennedys im deutschen Fernsehen läßt Harris die amerikanische Journalistin Charlotte Maguire auf den Punkt bringen, warum gerade Joseph P. Kennedy US-Präsident in der alternativen „Welt“ von „Fatherland“ ist:

³²⁵ Ebd., S. 12. „Reich Main Security Office“ ist die holprige Übersetzung der schon im Deutschen monströsen Wortbildung „Reichssicherheitshauptamt“.

³²⁶ Harris: *Fatherland*, S. 228.

³²⁷ Vgl. *Encyclopædia Britannica*, Artikel zum Stichwort „Kennedy, Joseph P.“

„Joseph P. Kennedy: President of the United States – appeaser, anti-Semite, gangster and sonofabitch.“³²⁸

Die Darstellung des besonderen Umgangs mit Personenkonzepten in Robert Harris' kontrafaktischem Geschichtsentwurf hat bereits ein relativ breites Spektrum der zwischen hohem und niedrigem Konventionalisierungsgrad bestehenden Möglichkeiten bei der Verwendung nichtfiktionaler Konzepte deutlich werden lassen. Dennoch blieb bisher ein ganzer Bereich unbeleuchtet, der in der erzählend strukturierten wie in der Literatur ganz allgemein von großer Bedeutung ist und immer wieder das Interesse gerade der literaturwissenschaftlichen Fachleute auf sich gezogen hat: der Bereich des persönlichen, um nicht zu sagen privaten Erfahrungshorizonts des Autors. Dieses Feld ist, wie sich von selbst verstehen sollte, deckungsgleich mit dem, was in unserer Terminologie mit dem Begriff des niedrigen – vielleicht sogar besser: niedrigsten – Konventionalisierungsgrads gemeint ist.

Zur Erläuterung diene erneut ein konkretes Beispiel, Walter Kempowskis „bürgerlicher Roman“ „Tadellöser & Wolff“. Kempowskis 1971 erschienener Roman bietet sich deshalb an, weil es sich bei ihm zum einen ganz offensichtlich um ein – um das mindeste zu sagen – stark autobiographisch geprägtes Werk handelt und weil zum anderen die Quellen, derer sich der Autor bedient hat, – besonders, was das neunte Kapitel angeht – außerordentlich gut dokumentiert und leicht zugänglich sind. Wertvoll für die Analyse der hier in Frage stehenden Aspekte des Romankapitels, das einen unmittelbar vor Kriegsausbruch 1939 im Harz verbrachten Urlaub der Familie Kempowski schildert, ist vor allem eine zum Jahreswechsel 1974/75 vom Carl Hanser Verlag unter Mitarbeit Kempowskis zusammengestellte Broschüre mit Erläuterungen, deren beziehungsreicher Titel lautet: „Walter Kempowskis Harzreise. Erläutert“.³²⁹ Anhand dieser Broschüre läßt sich das besondere literarische Verfahren Kempowskis detailliert nachvollziehen. Es handelt sich dabei um ein dezidiert an eigenen Erlebnissen orientiertes Vorgehen, das seine spezifische Poetizität nicht zuletzt aus einer Darstellungstechnik bezieht, die man mit André Fischer treffend als „inszenierte Naivität“ bezeichnen kann.³³⁰ Ergebnis ist eine Art „Tatsachenästhetik“, sich vollziehend im Spannungsfeld zwischen unbewußten Erinnerungsprozessen wie „Intuition und Eidetik“ einerseits und bewußten, literarisierenden Verarbeitungsprozessen wie „Sachlichkeit und disziplinierte[r] Assoziativität“ andererseits.³³¹

³²⁸ Harris: *Fatherland*, S. 118.

³²⁹ N.N.: *Walter Kempowskis Harzreise*.

³³⁰ Fischer: *Inszenierte Naivität*. Fischer schreibt der aus der russischen Literatur bekannten Technik des „skaz“ eine wesentliche Rolle bei der Naivisierung der Darstellung in *Tadellöser & Wolff* zu (vgl. ebd., S. 294 ff.) und prägt in Hinsicht auf Kempowskis erzählten Kosmos die Formel: „Eine naiv zitierte bürgerliche Welt“ (ebd., S. 268).

³³¹ Dierks: *Autor – Text – Leser: Walter Kempowski*, S. 104 und S. 116. Bei Dierks findet sich auch eine Formulierung des Verfahrens in Kempowskis eigenen Worten.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

Besagte Broschüre zum Harzreise-Kapitel von „Tadellöser & Wolff“ bietet tiefen Einblick in die Arbeitsweise Kempowskis. Neben der eigenen Erinnerung des Autors treten hier deutlich zwei Arten von Quellen – oder „Ergänzungen zum Kreativitätsprofil“,³³² wie es bei Manfred Dierks heißt: zum einen Gespräche, die Kempowski mit Familienangehörigen – vor allem der Mutter und dem Bruder Robert –, aber auch beispielsweise mit „eine[r] alte[n] Freundin der Familie“ geführt und in vielen Fällen auf Tonband festgehalten hat,³³³ und zum anderen eine Fülle an fotografischem Bildmaterial, das gleichsam als Erinnerungs-, zuweilen aber auch als Phantasiestütze dient.

Für den ersten Fall, den der Aufnahme von Erinnerungen dritter, findet sich auf Seite 4 der Erläuterungen zur Harzreise ein exemplarischer Beleg. Es ist dort zunächst folgender Abschnitt aus „Tadellöser & Wolff“ wiedergegeben:

Der Zug war voll. „Das kann ja heiter werden“, sagte mein Vater, „wir kriegen bestimmt keinen Platz.“

In der dritten Klasse standen die Leute und in der zweiten war auch nichts mehr frei. Dann müsse man eben in den sauren Apfel beißen und in die erste umsteigen. Wenn das man keine Scherereien gebe! Dürfe man das? Fluchend wurden die Koffer durch den Gang bugsiert. Der große, blaue, aasig schwer.
„Karl, du versündigst dich ja.“³³⁴

Der unmittelbar danach abgedruckte Kommentar lautet:

Jedes Detail ist belegbar. Natürlich sagt Vater Kempowski: „Das kann ja heiter werden“ – zitierte er doch oft das Nietzsche-Gedicht „Heiterkeit, güldne komm ...“ Für die Koffer wurden Roberts Erinnerungen ausgewertet: „Die ganze Kofferschlepperei war ja auch nichts für Vater. Das versteh’ ich heute auch nicht mehr, daß Vater da nicht’n bisschen großzügiger gewesen ist. Er wollte sich nicht trennen von den Koffern, weil er Angst hatte, sie kämen nicht mit, die Bagage ginge verloren, irgendwie, er mochte gern alles bei sich haben.“³³⁵

Der Autor nennt dabei als einen wichtigen Schritt während der Arbeit an einem literarischen Text: „weitere Vertiefung und Glättung: sie dürfen es nicht merken. Sie sollen mich für fast dumm halten. Kaschierung des Wesentlichen, zuschütten der Tendenz. Mehrere Schichten. [...] Manierismen werden erkannt und beseitigt. Alles soll harmlos aussehen, übernormal bei aller Verrücktheit.“ (ebd., S. 126 auch S. 132).

³³² Vgl. ebd., S. 93 ff.

³³³ Vgl. ebd., S. 123: Zum Fundus des Materials für Tadellöser & Wolff gehören „Notizhefte, in die die Tonbanderzählungen der Mutter und des Bruders transkribiert werden, auch eigene Tonbandnotizen (etwa bei Sichtung von Dokumenten bei Verwandtenbesuchen), und in die schließlich alle Zeugenberichte aufgenommen werden.“

³³⁴ N.N.: Walter Kempowskis Harzreise, S. 10. Vgl. auch Kempowski: Tadellöser & Wolff, S. 75.

³³⁵ N.N.: Walter Kempowskis Harzreise, S. 10.

4.3 Hoher – niedriger Konventionalisierungsgrad nichtfiktionaler Konzepte

Kempowski zitiert zwar nicht wörtlich aus den Erinnerungen seines Bruders, gleichwohl bilden sie unverkennbar die Grundlage für ein erzählerisch dargestelltes Detail, nämlich den Umgang mit den Koffern. Daß sich die Passage an nicht-fiktionalem Konzeptmaterial orientiert, wird überdies durch die den Kommentar einleitende Bemerkung „Jedes Detail ist belegbar“ verdeutlicht.

Auf welche Weise Fotografien in „Tadellöser & Wolff“ Aufnahme gefunden haben, dafür bieten die Erläuterungen zur Harzreise an anderer Stelle exemplarisches Belegmaterial. Auch in diesem Fall ist zunächst die entsprechende Textpassage aufgeführt:

Bald war ein finsterner südländischer Typ ausgemacht, dem aus der etwas langen Lederhose stark behaarte Beine stachen. Eine Sonnenbrille hatte er auf den tief bewimperten Augen, und am Revers ein Sportabzeichen.

Der „lila Maxe“, wie mein Bruder sagte. „Esau“, wie ihn die Mädchen nannten. „Zahnarzt“, wie er von sich selbst behauptete.

Er lungerte meistens vor dem Andenkenladen herum, wo es Brockenhexen und Stocknägel zu kaufen gab und Schierker Feuerstein. („Veredeln Sie Ihr Photo durch Vergrößern.“)

Beim Postkartenaussuchen faßte er um Ulla rum. „Nehmen Sie doch diese hier.“
O du, mein Selketal.³³⁶

Darunter befindet sich die Reproduktion eines Fotos:



Abbildung 4: Aus den Materialien des Autors zu „Tadellöser & Wolff“.³³⁷

³³⁶ Ebd., S. 31.

³³⁷ Ebd., die Bildunterschrift lautet dort: „Esau« und ganz rechts: Walter K.“

Das Bild liefert den Nachweis für das Zitieren eines Realitätspartikels aus einem Foto heraus. Im oberen linken Bereich kann man bei genauem Hinsehen auf dem Plakat neben dem Fenster den Werbespruch erkennen, den Kempowski minimal verändert und scheinbar relativ zusammenhangslos in die Textpassage hat einfließen lassen: „Veredeln Sie Ihre Photos durch Vergrössern“. Das Verfahren ist natürlich keine Neuerung, die Kempowski in die Literatur eingeführt hätte. Solche Zitatcollagen gehören vielmehr in der deutschsprachigen Literatur spätestens seit Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ zum festen Repertoire der Darstellungstechniken im Roman. Es geht an dieser Stelle lediglich um den Nachweis und darum, daß Kempowski Material eben aus dem eigentlich privaten Bereich der familiären Erinnerungsmaterialien befreit und literarisiert. Am nichtfiktionalen Status ändert sich durch die Literarisierung jedoch nichts, es handelt sich eben um eine Literarisierung, nicht aber auch zugleich schon um eine Fiktionalisierung.

Die Beispiele aus Robert Harris' „Fatherland“ wie aus Kempowskis „Tadellöser & Wolff“ sollten verdeutlicht haben, welcher Spielraum für den Autor zwischen der Verwendung von Konzepten mit relativ hohem und solchen mit relativ niedrigem Konventionalisierungsgrad besteht. Ausgangspunkt muß bei der Beurteilung selbstverständlich immer der Konventionalisierungsgrad *vor* Bekanntwerden des entsprechenden Werks sein. Die Popularität, die die Personen von „Tadellöser & Wolff“ besonders durch die Verfilmung für das Fernsehen erlangten, ist dafür das beste Beispiel. Ausgangspunkt hat darüber hinaus das voraussetzende Wissen der Zeitgenossen des Autors in dessen kulturellem Umfeld – oder in der „community of origin“, wie es bei David Lewis heißt –³³⁸ zu sein. Berücksichtigt man diese Faktoren, lassen sich meiner Ansicht nach recht genaue Aussagen darüber treffen, welchen Konventionalisierungsgrad ein bestimmtes Konzept besitzt – vorausgesetzt, der Urteilende gehört selbst der Zeit und der Kulturgemeinschaft des Autors an oder hat sich doch tiefere Kenntnisse über beides erworben.

4.4 Global integrierte – lokal isolierte nichtfiktionale Konzepte: von textuell zusammengesetzten zu textuell unzusammengesetzten Konzepten

Die vierte zu besprechende Typenreihe ist, wie schon die erste – spezifische vs. unspezifische – und die zweite – explizit vs. implizit aktivierte nichtfiktionale Konzepte – wesentlich durch die Überlegungen inspiriert, die Bernd Lenz über die Bedeutung und Funktion von Realitätsbezügen im Agentenroman angestellt hat. Die dritte und letzte der „wesentlichen Qualitäten“ von Faktizitätsverweisen

³³⁸ Vgl. oben S. 86.

ist nach Lenz nämlich in der Dichotomie von referierender und szenischer Bezugnahme auf ein – in unserer Terminologie – nichtfiktionales Konzept zu sehen: „Diese Eigenschaft betrifft nicht den referenzierenden Ausdruck selbst, sondern die Art seiner Integration in den Text.“ Mit Bezug auf einen Ausschnitt aus dem Roman „Rosebud“ von Paul Bonniecarrère und Joan Hemingway, in dem es zu einer Begegnung zwischen einem fiktiven Agenten und Willy Brandt kommt, heißt es bei Lenz weiter: „Der Vielzahl der referierenden Faktizitätsweise steht der szenische Auftritt des Bundeskanzlers Willy Brandt gegenüber, wobei die szenische Darstellung die referierende Erwähnung schon aufgrund des größeren Umfangs an Intensität übertrifft.“³³⁹

Für Lenz' an sich sehr nützliche, terminologisch allerdings etwas unglückliche³⁴⁰ Unterscheidung möchte ich eine andere Benennung vorschlagen, womit jedoch auch eine gewisse Akzentverschiebung in der Bedeutung verbunden ist. Die Kombination der beiden Gegensatzpaare global/lokal und integriert/isoliert soll es ermöglichen, sowohl die quantitative wie die qualitative Seite der Einbindung nichtfiktionaler Konzepte in den Gesamtzusammenhang eines fiktionalen Texts zu berücksichtigen.³⁴¹ Anders als bei Lenz wird somit nicht das qualitative Moment der szenischen Integration zum alleinigen distinktiven Merkmal erhoben, sondern aus dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren ein Modell in Form einer Typenreihe zu bilden versucht.

Als in hohem Maß integrierte Konzepte können dem hier präferierten Ansatz zufolge auch solche gelten, die auf andere Weise als durch szenische Integration in den Text eingebunden sind. Im Mittelpunkt soll dabei noch einmal der Begriff des konzeptuellen Netzwerks stehen, wie er oben erläutert worden ist.³⁴² Was die Einbindung eines einzelnen Konzepts in das semantische Netz angeht, in das sich ein kohärenter Text abbilden läßt, in die Gesamtheit der – mit anderen Worten – durch ihn konstituierten „Textwelt“, so lassen sich zwei Gesichtspunkte unterscheiden: die Menge der Anknüpfungspunkte und die Art und Weise der jeweiligen Einbindung.

³³⁹ Lenz: *Factifiction*, S. 52 f.

³⁴⁰ Vor allem sorgt es meines Erachtens für Verwirrung, das Attribut „referierend“ als Unterkategorie für den übergeordneten Begriff „referenzierender Ausdruck“ zu reservieren.

³⁴¹ Rein rechnerisch lassen sich die zwei angeführten Dichotomien natürlich zu vier Typen kombinieren und nicht lediglich zu zweien, wie es die Überschrift zu diesem Kapitel suggerieren mag. Während es sich jedoch bei den Typen global integrierte und lokal isolierte nichtfiktionale Konzepte um die polaren Endpunkte der durch die Typenreihe konstituierten Skala handelt, markieren die verbleibenden beiden Typen der global isolierten und lokal integrierten nichtfiktionalen Konzepte gleichsam Zwischenwerte des Kontinuums, die sich von selbst verstehen, wenn man sich über die Endpunkte klar geworden ist.

³⁴² Vgl. oben S. 61.

Am Beispiel von Thomas Manns Goethe-Roman „Lotte in Weimar“ lassen sich diese Differenzierungen nachvollziehbar darlegen. Denn über den Aufbau dieser „ernste[n] Bildungs- und Komödie“³⁴³ gewinnt man am besten Klarheit, indem man sich vergegenwärtigt, auf welche Weise jeweils das Personenkonzept GOETHE in das durch die Handlung gegebene konzeptuelle Netz eingeflochten ist. In den ersten sechs von insgesamt neun Kapiteln des Romans erscheint Goethe noch nicht als handelnde, im Sinn Lenz’ als „szenischer Faktizitätsverweis“ dienende Person, sondern lediglich als Gegenstand, um den herum das Erzählte thematisch gruppiert ist wie um einen unsichtbaren Mittelpunkt. Dies vollzieht sich in einer Folge von Gesprächen, die Charlotte Kestner, geborene Buff nach ihrer Ankunft in Weimar mit einigen Personen aus Goethes Umfeld führt. Wobei sich die Reihe der Gesprächspartner von dem Hotelbediensteten Mager (im 1. Kapitel) und der Porträtmalerin Rose Cuzzle (im 2. Kapitel) über die evident realen Personen Friedrich Wilhelm Riemer (im 3. Kapitel) und Adele Schopenhauer (im 4. und 5. Kapitel) bis hin zu Goethes Sohn August (im 6. Kapitel) erstreckt. Erst dann folgt – solchermaßen als Klimax vorbereitet und als einziges den bestimmten Artikel in der Überschrift tragend – „Das siebente Kapitel“, in dem Goethe direkt, ohne die Vermittlung über die Perspektive Dritter dargestellt wird. Der Grad der Unmittelbarkeit wird dabei um so größer, als sich Thomas Mann hier des Mittels des inneren Monologs bedient und den Leser somit scheinbar an den Gedanken des Meisters teilhaben läßt.³⁴⁴ Das achte und neunte Kapitel bilden schließlich gewissermaßen eine Synthese aus den vorangegangenen Perspektivierungen von außen und von innen, sie zeigen den Dichter im – wenn auch im letzten Kapitel wohl nur in einem von Lotte imaginierten – Dialog mit seiner Umwelt.

Wie dicht das Personenkonzept GOETHE in die Handlung auch der ersten sechs Kapitel verweben ist, in denen der zur Zeit des Geschehens bereits gealterte Dichter³⁴⁵ noch nicht szenisch in Erscheinung tritt, zeigt schon ein Blick auf

³⁴³ Koopmann: Thomas-Mann-Handbuch, S. 428.

³⁴⁴ Dieses durchaus gewagte Unterfangen Manns, die Gedanken einer Dichtergestalt darzustellen, die viele in geradezu olympische Höhen entrückt sehen, wurde seitens der zeitgenössischen Kritik zum Teil als Sakrileg empfunden und als einer der wenigen Punkte an dem sonst gelobten Roman kritisiert. Für Otto Fränkl-Lundborg etwa bestand aller Grund „anzunehmen, dass das Seelenleben Goethes nicht auf diese Weise [wie im siebten Kapitel dargestellt, P. B.] in Assoziationen hingeronnen ist, sondern dass er eine viel straffere Zucht des Geistes übte, ohne die der Umfang seines Werkes nicht begreiflich wäre“ (Fränkl-Lundborg: Literarische Übersicht, S. 415).

³⁴⁵ Die Kernhandlung erstreckt sich vom 22. September 1816 (vgl. Mann: Lotte in Weimar, S. 9, wo noch ungenau ein Tag „tief im September des Jahres 1816“ als Zeitpunkt der Ankunft Charlottes in Weimar genannt wird, und das Ende des 1. Kapitels (ebd., S. 27), an dem Lotte ein Billet an Goethe mit dem „22. September 16“ datiert) bis zum „9ten Oktober“ desselben Jahres, jenem Abend, an dem Char-

den Anfang des Romans. Analog zum – allerdings über eine sehr viel längere Distanz durchgehaltenen – Hinauszögern des Auftretens Goethes in persona wird die Identität der Dame, die mit „Tochter und Zofe“ im Gasthof „Zum Elephanten“ in Weimar³⁴⁶ absteigt, zunächst im dunkeln gelassen. Dennoch ist die Verbindung zur Person des Dichters für den über entsprechendes Vorwissen verfügenden Leser bereits erkennbar, bevor die Identität der alten Dame aufgedeckt und die Beziehung zur Person Goethes – wenn auch wiederum nur für den literarhistorisch Vorgebildeten – offensichtlich wird. Denn wenn im ersten Satz das Stichwort „Weimar“ in Verbindung mit der Jahreszahl 1816 fällt, mag die allerdings schon durch den Titel und eventuell vorhandene Vorinformationen über den Roman gegebene Erwartung bestätigt werden, daß es sich um einen „Goethe-Roman“ handelt. Die Aktivierung des entsprechenden Orts- zusammen mit dem eingrenzenden Zeitkonzept führt dann zur Koaktivierung des Personenkonzepts. Subtiler ist es, über Anspielung und Zitat an Goethe zu erinnern. Auch diese Technik findet sich auf den ersten Seiten von „Lotte in Weimar“. Zunächst ist es der Kellner Mager, dem ein wörtliches Zitat aus der Faust-Dichtung in den Mund gelegt ist, das die Person des Urhebers gleichsam im Hintergrund gegenwärtig werden läßt: „Es erben sich [...] Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort.“³⁴⁷ Mager gebraucht diese Worte, um sich dafür zu entschuldigen, daß jeder Gast verpflichtet ist, seinen Namen auf einer Meldetafel einzutragen. Für Charlotte ist, indem sie der komisch-höflichen Aufforderung Folge leistet, „der Augenblick gekommen [...], die gewissermaßen dankbare Rolle des Unbekannten aufzugeben und sich zu nennen und zu bekennen“.³⁴⁸ Auch in dieser Formulierung – wie schon in den Worten Magers – liegt eine Anspielung auf den Faust, bevor dann schließlich Charlotte dem Diener Mager und damit auch dem Leser gegenüber ihre Identität mit dem Eintrag „Hofrätin Witwe Charlotte Kestner, [...] geboren am 11. Januar 1753 zu Wetzlar“ preisgibt und damit „mit Wetzlar und Lotte das biographische Substrat der *Werther*-Geschichte“³⁴⁹ aufgerufen

lotte Goethes Einladung folgt, in der Ehrenloge des Geheimen Rats im Weimarer Theater einer Aufführung von Theodor Körners Tragödie „Rosamunde“ beizuwohnen (ebd., S. 384 f.). In Übereinstimmung mit dem realen Konzeptwissen über Goethe heißt es folgerichtig im Roman: „Goethe war damals siebenundsechzig.“ (Ebd., S. 346).

³⁴⁶ Ebd., S. 9.

³⁴⁷ Ebd., S. 11 f. Das Zitat stammt aus dem Gespräch des Mephistopheles mit einem Schüler in der Studierzimmerszene des „Faust I“, Verse 1972 f. (Goethe: Werke, Bd. 3, S. 64).

³⁴⁸ Mann: Lotte in Weimar, S. 12. Vgl. die Szene in Marthens Garten im „Faust I“, in der Faust auf Gretchens insistierende Fragen nach seinem Verhältnis zur Religion unter anderem antwortet: „Wer darf ihn nennen? / Und wer bekennen: / Ich glaub' ihn.“ (Faust I, Verse 3432-3434; Goethe: Werke, Bd. 3, S. 109).

³⁴⁹ Heftrich, Eckhard: Lotte in Weimar, in: Koopmann: Thomas-Mann-Handbuch, S. 423-446, hier S. 428.

wird. Mit diesem letzten Schritt ist die Verankerung der fiktionalen Story, die dem Roman zugrunde liegt, in Leben und Werk Goethes dem Leser hinreichend deutlich gemacht. Er ist damit auf die weitere Lektüre adäquat eingestellt.

Es würde zu weit führen und ist auch von anderen schon geleistet worden, sämtliche Bezüge zu Person und Werk Goethes in Thomas Manns Roman aufzulisten.³⁵⁰ Wichtig ist in unserem Zusammenhang allein die Tatsache, daß es sich bei dem Personenkonzept GOETHE, wie es in „Lotte in Weimar“ Verwendung findet, um das Paradebeispiel eines in einen fiktionalen Text global integrierten nichtfiktionalen Konzepts handelt. Integriert ist das Konzept durch seine feste Verwurzelung in dem Grundgerüst der dargestellten Handlung wie auch durch die zahlreichen Verbindungen, die andere Konzepte mit diesem, dem zentralen Konzept des Romans, aufweisen. Die exemplarische Untersuchung des Romananfangs sollte dies gezeigt haben. Global integriert ist es, weil es mit hoher Frequenz über den gesamten Text hinweg immer wieder gleichsam als Angelpunkt in den Blick gerät, und das auch dann, wenn Goethe nicht unmittelbar als handelnde Person figuriert. Nichtfiktional schließlich ist das von Thomas Mann dargestellte Personenkonzept GOETHE im Sinn der oben gegebenen Explikation³⁵¹ deshalb, weil es sich vollkommen auf Informationen stützt, die Thomas Mann in langer Vorarbeit zu dem Roman recherchiert hat. Der Roman als Ganzes ist trotz der überwältigenden Zahl realer Bezüge ein fiktionaler Text, da sein konzeptuelles Substrat an einigen Stellen – ebenfalls im Sinn einer oben gegebenen Explikation³⁵² – intentional veränderte Einzelkonzepte umfaßt. Von beidem, dem nichtfiktionalen Charakter sowohl des Initialereignisses und vieler Details als auch des durchaus fiktionalen Charakters manch anderer Einzelheiten und Konstruktionen, gibt ein 1951 verfaßter Brief Thomas Manns an eine Ururenkelin von Charlotte Kestner Zeugnis, aus dem an dieser Stelle eine längere Passage zu zitieren erlaubt sei:

Vor allen Dingen können Sie versichert sein, daß die in meinem Roman angesprochene Anekdote von dem Besuch der Hofrätin Kestner in Weimar im Jahr 1816 durchaus historisch ist. Goethe erwähnt in seinem Tagebuch am 25. September jenes Jahres sehr kurz und trocken: „Mittags Ridels und Madame Kestner von Hannover.“ Zu dem Mittagessen waren tatsächlich nur die Verwandten Charlottes, bei denen sie am 22. eingetroffen war, geladen. Sie wohnte bei diesen und nicht, wie ich es darstelle, im Gasthaus zum Elephanten. Auch fand das Mittagessen nur in diesem engsten Kreise statt und war kein Dinner von sechzehn Personen, wie ich es geschildert habe. Begleitet war Charlotte Kestner nicht von ihrer älteren Tochter Charlotte, sondern von einer jüngeren namens Clara. [...] Das Billet, das Charlotte aus dem Elephanten nach ihrer Ankunft an Goethe richtet ist von mir frei erfunden;

³⁵⁰ Vgl. exemplarisch Lange: Struktur- und Quellenuntersuchungen zur „Lotte in Weimar“.

³⁵¹ Vgl. oben S. 80.

³⁵² Vgl. oben S. 78.

dagegen ist die Briefstelle auf Seite 489, entnommen einem Schreiben an den Sohn, Legationsrat Kestner, historisch.

Es sind viele Einzelheiten des Romanes aus zeitgenössischen Zeugnissen übernommen; so erwähnt Frau von Schiller, die Witwe Friedrich Schillers, in einem Brief das Kopfzittern der alten Dame, das ich in einem gewissen Sinn psychologisch und leitmotivisch verwerte. Was die Geschichte mit dem weißen Kleid und den Schleifen, von denen eine fehlt, betrifft, so ist sie nur sehr zum Teil historisch fundiert. Frau von Schiller hält sich in demselben Brief darüber auf, daß Lotte sich wie eine junge Frau weiß gekleidet habe, aber von den Schleifen ist nicht die Rede, ich habe sie verzeihlicher oder unverzeihlicher Weise hinzugefügt.³⁵³

Thomas Mann liefert mit diesem Brief eine Bestätigung aus Autorenperspektive für eine der Grundthesen der vorliegenden Untersuchung, daß nämlich fiktionale literarische Erzähltexte eine Synthese aus fiktionalen und nichtfiktionalen Elementen darstellen. Die Demarkationslinie ist dabei allerdings von außen, d. h. von der Seite des Rezipienten aus, häufig nicht so klar zu ziehen, wie es Mann an seinem eigenen Produkt vorführt. In bezug auf die „durchaus historisch[e]“ Grundkonstellation wie die zahlreichen „aus zeitgenössischen Zeugnissen“ übernommenen Details läßt der Autor keinen Zweifel an seiner gewissenhaften Realitätstreue. Genauso wenig macht er jedoch auf der anderen Seite ein Hehl aus der von ihm in Anspruch genommenen Lizenz, gewisse Komponenten der Handlung frei zu erfinden bzw. „verzeihlicher oder unverzeihlicher Weise“ hinzuzufügen. Insofern ist Eckhard Heftrich im großen und ganzen zuzustimmen, wenn er mit Blick auf die Verarbeitung des Quellenmaterials in „Lotte in Weimar“ behauptet: „Mit den biographischen und historischen Fakten wurde nur so getreu als möglich verfahren, d. h., soweit es die Intention des Romans zuließ.“³⁵⁴ Zu ergänzen wäre aber gleich, daß dem Autor nicht allein durch die „Intention des Romans“ – was immer darunter zu verstehen sein mag – Grenzen im Umgang mit dem zugrundeliegenden Faktenmaterial gesetzt sind, sondern vor allem auch durch Regeln, die er befolgen muß, solange er ein Werk der realistischen, oder mit dem treffenderen Ausdruck Bernd Seilers: der Wahrscheinlichkeitsliteratur,³⁵⁵ zu schreiben beabsichtigt und dann zumindest nichts in den Roman aufnehmen darf, was offenkundig dem Weltwissen des angesprochenen Lesepublikums zuwiderläuft. Daß es dabei nicht darauf ankommt, ob das vom Autor Dargestellte sich *tatsächlich* so verhalten hat, vielmehr darauf, ob es sich *nach dessen Kenntnis* so verhalten hat, zeigt sich in einer weiteren brieflichen Äußerung Thomas Manns. Es handelt sich um den Auszug aus einem Brief Manns an den Literaturwissenschaftler Bernhard Blume, der sich in einem Aufsatz mit Thomas Manns Goethebild beschäftigt hatte. Dabei hat Blume darauf aufmerksam gemacht, daß es,

³⁵³ Brief Thomas Manns an Charlotte Kestner vom 18.6.1951, in: Mann: Selbstkommentare, S. 113 f.

³⁵⁴ Heftrich, Eckhard: Lotte in Weimar, a.a.O., hier S. 427.

³⁵⁵ Vgl. dazu oben S. 8.

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

abweichend von der Darstellung bei Mann, im Verlauf der Visite in Weimar sehr wohl noch zu weiteren Treffen zwischen Goethe und Charlotte Kestner nach deren Besuch im Haus des Dichters gekommen sein muß. Thomas Manns Kommentar dazu spricht für sich:

Daß Goethe im Hause des Kanzlers Müller noch einmal mit Charlotte zusammengetroffen ist und sogar mehrmals noch im Theater, war mir tatsächlich unbekannt, und ich hatte bei meiner geisterhaften Schlußszene also ein reines Gewissen. Übrigens sind mir diese historischen Wiederbegegnungen ein wahres Ärgernis, und ich finde wieder bestätigt, daß die Dichtung wahrer ist als die Wirklichkeit.³⁵⁶

Während „Lotte in Weimar“ repräsentativ für den einen Pol der mit diesem Kapitel vorzustellenden typologischen Skala steht – für den der globalen Integration nichtfiktionaler Elemente in den Kontext eines fiktionalen Texts –, läßt sich der andere Pol, der durch lokal isolierte nichtfiktionale Komponenten markiert ist, am anschaulichsten anhand eines rhetorischen Verfahrens erläutern, das sehr häufig in literarischen Texten begegnet: anhand des Vergleichs.

Dieses rhetorische Mittel, das zu den rhetorischen Gedankenfiguren – *figurae sententiae* – gerechnet wird,³⁵⁷ ist von alters her ein gebräuchliches Element literarischer Texte. Zu differenzieren gilt es dabei zwischen in Richtung der Metapher tendierenden Typen, wie sie vor allem in lyrischen Gedichten begegnen, und den meist expliziteren Verwendungsweisen in Erzähltexten. Der Vergleich als Bestandteil narrativer Texte – auf den allein sich das Interesse in unserem Zusammenhang konzentriert – besitzt natürlich eine Vielzahl von Ausgestaltungen, die in keinerlei Zusammenhang mit der Verwendung nichtfiktionaler Konzepte stehen. Dennoch gibt es einen bestimmten Typ von Vergleich, der in literarischen Erzähltexten immer wieder begegnet und der durch die zentrale Rolle, die ein nichtfiktionales Konzept in ihm spielt, gekennzeichnet ist.

Formelhaft kann dieser besondere Typ vielleicht in der folgenden Weise bestimmt werden: Wenn als allgemeine Form des Vergleichs die Struktur „X ist wie Y“ angenommen wird, so ist der in Frage stehende Spezialfall durch den fiktionalen Charakter von X und den nichtfiktionalen Charakter von Y spezifiziert. Ein fiktionales und somit dem Rezipienten unbekanntes Konzept erfährt also durch die Verknüpfung mit einem dem Rezipienten im Idealfall bereits be-

³⁵⁶ Brief Thomas Manns an Bernhard Blume vom 3.12.1944, in: Mann: Selbstkommentare, S. 74.

³⁵⁷ Vgl. Lausberg: Elemente der literarischen Rhetorik, §§ 400-406, S. 132 ff. Nach Lausberg gehört das Ähnliche (*simile*) zur Gruppe der „Figuren der semantischen Weitung“, welche wiederum den *figurae per adiectionem* unterzuordnen sind. Beide Überbegriffe lassen erkennen, daß sich als Stamm dieser Einteilung der weite Begriff der *amplificatio*, d. h. der „gradmäßige[n] Steigerung des von Natur aus gegebenen durch die Mittel der Kunst“ (ebd., § 71, S. 35), ansetzen läßt. Vgl. zur „Amplificatio“ auch den Artikel zu diesem Stichwort in: RLW, Bd. I, S. 70 f.

kannten Konzept eine Veranschaulichung. Die den beiden Einzelkonzepten gemeinsame Eigenschaft, die den Vergleich konstituiert, ist, wie in jedem Vergleich, das *tertium comparationis*.

Bei näherer Betrachtung einiger Beispiele sollte das Profil des hier ins Auge gefaßten Typs deutlicher hervortreten. Zur Orientierung eignen sich Passagen aus Thomas Brussigs 1995 erschienener DDR-Satire „Helden wie wir“, die zu den erfolgreichsten literarischen Verarbeitungen der historischen Ereignisse im Umfeld der deutschen Wiedervereinigung gehört. Über die evidente globale Verarbeitung der zugrundeliegenden realen geschichtlichen Prozesse hinaus findet sich in dem Roman eine Vielzahl von Verweisen auf Realitätspartikel, die auf kleine, manchmal kleinste Textstrecken beschränkt und relativ isoliert von der Gesamthandlung sind. Nicht selten sind solche lokal isolierten nichtfiktionalen Konzepte in die oben erläuterte Vergleichsstruktur eingearbeitet. So heißt es an einer Stelle von seiten des Erzählers,³⁵⁸ Klaus Uhltscht, anlässlich der Bestärkung, die er als Kind von seinen Eltern erfuhr, als er sich arrogant von allen potentiellen Spielkameraden abwandte: „Oh, ein Vater wie Bogart hätte mich zur Seite genommen und sich abgequetscht: ›Hör mal Junge, du mußt im Leben immer einen *Kumpel* haben, der deine Frisbeescheibe zurückschmeißt.‹ Und eine Astrif[sic]-Lindgren-Mutter hätte mich ausgelacht: ›He, wieso bist du schon wieder zurück von [sic] Spielplatz? [...]‹³⁵⁹ Uhltscht gibt hier aus der Retrospektive seinem Mißfallen an dem damaligen Verhalten seiner Eltern Ausdruck, indem er sie negativ mit vorbildlichen bzw. wunschgemäßen Eltern vergleicht. Obwohl die Form der beiden Vergleiche in diesem Beispiel nicht explizit der allgemeinen Strukturformel folgt, so sind sie doch leicht in diese zu transformieren: der Vater *ist nicht wie* Humphrey Bogart und die Mutter *ist nicht wie* eine typische Mutter in einer der Erzählungen Astrid Lindgrens. In Thomas Brussigs Roman lassen sich noch einige Beispiele für Vergleiche dieses Typs finden.³⁶⁰ In seiner ausführlichen Besprechung des Texts weist Roberto Simanowski deshalb auf diejenigen Sätze hin, die „in erfrischender Weise mit Klischees der

³⁵⁸ Die fingierte Kommunikationssituation, in der der Erzählvorgang abläuft, ist die, daß Klaus Uhltscht nach dem Mauerfall 1989 dem US-Journalisten Mr. Kitzelstein rückblickend sein Leben erzählt, das angeblich seinen Höhepunkt in einem exhibitionistischen Akt fand, der zur Öffnung der Grenze zwischen Ost- und West-Berlin führte. Vgl. zur Redesituation Brussig: Helden wie wir, S. 17: „Und jetzt sitzen Sie mit Ihrem Diktiergerät vor mir, dem Beendiger der Geschichte, und ich habe die Chance, auf die Titelseite der New York Times zu kommen.“

³⁵⁹ Ebd., S. 62, Unterstreichung P. B.

³⁶⁰ Exemplarisch seien die argwöhnische Reaktion des Klaus Uhltscht anlässlich der Zuteilung einer luxuriösen Wohnung durch die Stasi – „Nicht mal Alain Delon wohnte als *Der eiskalte Engel* so bevorzugt“ (ebd., S. 220) – sowie seine Angstphantasien während des dienstlichen Einbruchs in eine fremde Wohnung – „Ich werde lebenslänglich bekommen, ich werde wie der Graf von Monte Christo in meiner Zelle hocken“ (ebd., S. 225) – genannt.

neueren Kulturgeschichte“ arbeiten, und nennt als Beleg den oben angeführten Vergleich zwischen Humphrey Bogart und dem Vater des Protagonisten.³⁶¹

Inwiefern ist es aber nun angemessen, von solchen Vergleichen als Beispielen für die lokal isolierte Verwendung nichtfiktionaler Konzepte innerhalb fiktionaler Texte zu sprechen? Die Beschränkung der jeweiligen nichtfiktionalen Konzepte in derartigen Vergleichen auf ein lokales Vorkommen ist so offenkundig, daß es kaum einer weiteren Erläuterung bedarf. Das Konzept HUMPHREY BOGART etwa kommt an keiner anderen Stelle in „Helden wie wir“ vor. Es wäre dies auch nicht zu erwarten, da seine Funktion lediglich darin besteht, ein wichtiges fiktionales Konzept zu veranschaulichen, indem es etwas von seinem konzeptuellen Reichtum gleichsam auf das per se konzeptuell ärmere fiktionale Konzept ausstrahlen läßt. Im Fall unseres Beispiels erschöpft sich also die Bedeutung von HUMPHREY BOGART vollkommen darin, ex negativo Eigenschaften von Klaus Uhltschts Vater zu spezifizieren: Man hat sich den Vater eben nicht als einen Ausbund souveräner Männlichkeit vorzustellen, wie er häufig von Bogart schauspielerisch verkörpert wurde. Eine darüber hinausgehende Funktion kommt dem Konzept innerhalb des Texts nicht zu, es ist allein in seiner Relation zu dem fiktionalen Konzept, mit dem es verglichen wird, relevant.

Damit ist außer der rein formalen Beschränkung auf die Verwendung an einer einzigen Stelle im gesamten Text auch die inhaltliche Isolierung nichtfiktionaler Konzepte in Vergleichsstrukturen des besprochenen Typs im Ansatz erklärt. Die in Frage stehenden Konzepte bleiben der fiktionalen Story – dem Makroskript, das dem Erzähltext zugrunde liegt – in der Tat rein äußerlich und von ihr relativ isoliert. Völlig anders als beispielsweise GOETHE in Thomas Manns „Lotte in Weimar“ gehören sie der diskursiven Ausgestaltung der Erzählung, nicht aber ihrem Handlungskern an.³⁶² Deutlich wird das daran, daß solche Konzepte sich relativ leicht durch andere ersetzen lassen, ohne damit in den Text als ganzen allzu tief einzugreifen. Würde man HUMPHREY BOGART austauschen durch JOHN WAYNE, wäre, wenn überhaupt, nur eine geringe Veränderung von Thomas Brussigs Roman gegeben, tauschte man hingegen GOETHE in „Lotte in Weimar“ durch irgendein anderes Personenkonzept aus, wäre der gesamte Text zerstört. Der Grund für diesen Unterschied liegt darin, daß ein in einem Vergleich genutztes nichtfiktionales Konzept nicht in seiner ganzen Breite und Vielfalt für den fiktionalen Text von Bedeutung ist, sondern nur insofern, als es eine Eigenschaft bereitstellt, die als *tertium comparationis* innerhalb der Vergleichsstruktur dient. Ein anderes Konzept mit derselben Eigenschaft kann daher häufig für das ursprüngliche Konzept ohne wesentliche Bedeutungseinbußen eingesetzt werden.

³⁶¹ Simanowski: Die DDR als Dauerwitz, S. 162.

³⁶² In Gérard Genettes Terminologie ließe sich sagen, nichtfiktionale Konzepte in Vergleichen gehören dem „Diskurs der Erzählung“ und nicht dem „Gegenstand der Erzählung“ an (vgl. oben S. 75, Fußnote 204).

Auf eine solche, vielleicht etwas beliebige Art und Weise nichtfiktionale Konzepte gleichsam von außen an den insgesamt fiktionalen Text heranzutragen, ist selbstverständlich nicht für jeden Typ literarischer Texte gleich notwendig und aus ästhetischer Perspektive gleich wünschenswert. Nicht zufällig handelt es sich bei dem bisher einzigen herangezogenen Beispiel um einen satirischen Roman; und was ein Kritiker für den besonderen Fall dieses Romans festgehalten hat, daß nämlich „Helden wie wir“ „von der Erdung durch genau gewußte Details der DDR-Normalität“³⁶³ lebe, läßt sich, allgemeiner formuliert, auf die gesamte Gattung Satire übertragen: Die Satire lebt von der Verankerung³⁶⁴ des dargestellten fiktionalen Geschehenszusammenhangs in Details der satirisch attackierten Realität. Ohne diese Verankerung bliebe das Ziel der Kritik, die für satirisches Schreiben konstitutiv ist, im dunkeln und der Text liefe als Satire gleichsam ins Leere.

Andere Beispiele als Thomas Brussigs Text lassen sich dementsprechend leicht finden. Exemplarisch sei hier Dietrich Schwanitz' die Hochschulpolitik kritisch ins Visier nehmender Roman „Der Campus“ genannt. In der wie Brussigs Text 1995 erschienenen Satire wimmelt es geradezu von Vergleichen, in die nichtfiktionale Konzepte als *comparandum* eingearbeitet sind. So heißt es gleich zu Beginn über die Katze der zentralen Figur, des Soziologie-Professors Hanno Hackmann: „Ihr Schnurmotor lief jetzt so gleichmäßig wie sein Mercedes.“³⁶⁵ Wenig später ist von einem Globus im Büro des Hamburger Justizsenators die Rede, „der aussah, als ob er von Martin Behaim persönlich zusammengeleimt worden sei.“³⁶⁶ Die Reihe solcher Vergleiche in Schwanitz' Roman ließe sich noch um viele Beispiele verlängern. Dieser kurze Einblick mag jedoch genügen, um das Verfahren, dessen sich der Autor bedient, zu verdeutlichen. Das letzte Beispiel verweist aber außerdem auf eines der Probleme, vor denen Verfasser und auch Leser eines literarischen Texts im Umgang mit diesem an sich simpel anmutenden rhetorischen Mittel stehen können. Nicht jedem Leser wird der Nürnberger Geograph Martin Behaim als Schöpfer des ältesten erhaltenen Erdglobus bekannt sein. Somit wird auch nicht jeder Leser die Anspielung auf das Alter und den Wert des Globus im Büro des Senators verstehen. Die entscheidende Frage ist dann, ob der Autor bewußt einen bestimmten Leserkreis vom Verständnis der Textstelle hat ausschließen wollen oder ob er unbedacht seinen eigenen Wissenshorizont, seine eigene Enzyklopädie als Bezugsrahmen vorausgesetzt hat.

Die Verankerung der fiktionalen Story in der bekannten Wirklichkeit ist natürlich nicht nur für satirische, sondern, der Grundthese dieser Studie folgend, für alle fiktionalen literarischen Erzähltexte wichtig – wenn auch nicht für alle in

³⁶³ Franke: Der Sieger der Geschichte.

³⁶⁴ Zum Begriff „Verankerung“ vgl. oben S. 89 f.

³⁶⁵ Schwanitz: Der Campus, S. 6.

³⁶⁶ Ebd., S. 27.

gleichem Maß. Abschließend seien daher noch zwei Beispiele aus der jüngsten deutschen Literatur erwähnt, die nicht-satirischen Texten entstammen. Der Erzähler in Ralf Rothmanns Roman „Milch und Kohle“ vergleicht an einer Stelle die Spaghetti, die der italienische Gastarbeiter Camillo zu einem gemeinsamen Kochen bei den Eltern des Erzählers mitbringt, mit denen, die er selbst gewohnt ist zu essen: „Spaghetti, dreimal so lang wie unsere von Birkel“.³⁶⁷ Der Markenname steht hier offenbar für den typischen deutschen Arbeiterhaushalt der siebziger Jahre. Dieselbe Funktion, nämlich das Kolorit eines gewissen Milieus bzw. einer gewissen Zeit mit möglichst wenig Worten in den Roman einfließen zu lassen, kommt einer Anspielung auf ein Markenprodukt in Sten Nadolnys zweitem Ole Reuter-Roman „Er oder Ich“ zu. Eine der tagebuchartigen Aufzeichnungen Ole Reuters, aus denen sich der Roman zum großen Teil zusammensetzt und die mal in der ersten, mal in der dritten Person gehalten sind, beginnt: „Am 6. August stellte ein großer, schwerer, vor Anstrengung schwitzender Mann im S-Bahnhof Halensee zwei Koffer auf den Bahnsteig. Er legte seine Rechte ins Kreuz, richtete sich ächzend auf, blinzelte in die Nachmittagssonne und ähnelte dabei, das war ihm nur zu klar, dem Bild des durstigen Dicken in einer Reklame für Dosenbier.“³⁶⁸ Beide Textstellen, bei Nadolny wie bei Rothmann, bieten nichtfiktionales Konzeptmaterial innerhalb eines Vergleichs, beide arbeiten mit Konzepten von Markenartikeln, in beiden ist die Verwendung des jeweiligen nichtfiktionalen Konzepts quantitativ auf die Verwendung an einer einzigen Stelle im gesamten Text beschränkt und qualitativ durch relative Isolierung gegenüber dem Kontext, erkennbar an der Austauschbarkeit des Konzepts, gekennzeichnet, in beiden Passagen schließlich fungieren die nichtfiktionalen Konzepte als Partikel, die der konzisen Aufnahme konkreter Realitätsbezüge in das Textganze dienen. Die beiden Passagen können somit noch einmal als repräsentativ für den Pol der lokal isolierten nichtfiktionalen Konzepte innerhalb der zu Anfang dieses Kapitels avisierten Typenreihe angesehen werden.

4.5 Motivierte – unmotivierte nichtfiktionale Konzepte: von interpretatorisch relevanten Konzepten zu Trägern bloßer Realitätseffekte

Im Verlauf der Vorstellung von Typenreihen in den vorangegangenen Kapiteln hat sich am Rand immer wieder ein Differenzierungskriterium für die Einordnung nichtfiktionaler Partikel literarisch-fiktionaler Texte abgezeichnet, das aus genuin literaturwissenschaftlicher Perspektive das eigentlich wesentliche sein sollte: das der Relevanz der nichtfiktionalen Textbausteine für die Textinterpretation, d. h. für das Verstehen des literarischen Texts *als sprachliches Kunstwerk*.

³⁶⁷ Rothmann: Milch und Kohle, S. 53.

³⁶⁸ Nadolny: Er oder Ich, S. 10. Es handelt sich um Reklame für die Biermarke „Tuborg“.

Ebenso wie sich zuletzt die Beschränkung auf eine lokale Verwendung bei gleichzeitiger relativer semantischer Isoliertheit gegenüber der globalen Eingebundenheit eines nichtfiktionalen Konzepts als Indiz für einen höheren Grad der Austauschbarkeit und damit geringeren Grad der interpretatorischen Relevanz erwies, war auch innerhalb der drei anderen bisher erläuterten Typenreihen zwischen den jeweiligen Endpunkten der Kontinua ein großer Unterschied im Relevanzniveau zu beobachten.

Zwar sind diese Unterschiede, so steht jedenfalls zu hoffen, offensichtlich und leicht nachvollziehbar, sie stellen jedoch andererseits die Literaturwissenschaft vor ein Problem, das an die Fundamente einer modernen Auffassung von Literatur und von Kunst ganz allgemein rührt. An einem ästhetisch wertvollen Kunstwerk, so ließe sich nämlich eins der Axiome moderner Kunstbetrachtung wiedergeben, ist nichts zufällig, jeder Teil des Werks hat seine genau festgelegte, wenn auch nicht immer für jeden Rezipienten erkennbare Funktion innerhalb des Ganzen. Der Ausdruck „unmotiviertes Element eines literarischen Texts“ – gleichgültig, ob er sich auf fiktionale oder nichtfiktionale Konzepte bezieht – stellte demzufolge ein Adynaton dar. Mit dem Problem, daß es gleichwohl selbst in literarischen Werken von allgemein anerkanntem hohen künstlerischen Wert Elemente gibt, deren ästhetische Funktion, um das mindeste zu sagen, nur sehr schwer zu bestimmen ist, hat sich Roland Barthes in der kurzen, aber ungemein gehaltvollen Studie „L’effet de réel“ auseinandergesetzt.

Ausgangspunkt der Überlegungen Barthes’ ist die Beobachtung, daß in beinahe jedem erzählenden Text Details zu finden sind, die „überflüssig“ oder „nutzlos“ erscheinen.³⁶⁹ Er nennt dabei einfürend überraschenderweise jeweils ein Beispiel aus dem Bereich der fiktionalen und dem der nichtfiktionalen Texte: Die erste von Barthes zitierte Passage stammt aus Gustave Flauberts Roman „Un cœur simple“ und bietet innerhalb der Beschreibung eines Wohnraums die Detailinformation eines über dem Piano an der Wand hängenden Barometers, die zweite Passage ist Jules Michelets „Histoire de France“ entnommen und informiert in der Art einer Randbemerkung über ein scheinbar unwichtiges Detail im Verlauf der letzten Stunden der in der Gefängniszelle auf ihren Henker wartenden Charlotte Corday. Barthes weist auf die Herausforderung hin, die solche Textkomponenten für die Strukturanalyse narrativer Texte bedeutet. Die Ausgangsfragestellung seines kleinen Essays läßt sich etwa in die folgenden Worte fassen: Alles hat innerhalb eines Erzähltexts seine spezifische Funktion, und

³⁶⁹ Vgl. Barthes: *L’effet de réel*, S. 168: „Même s’ils ne sont pas nombreux, les ›détails inutiles‹ semblent donc inévitables: tout récit, du moins tout récit occidental de type courant, en possède quelques-uns.“ Neben dem Ausdruck „détails inutiles“ gebraucht Barthes auch zunächst den der „détails ›superflus“ (ebd., S. 167).

wenn dennoch einige Teile keine Funktion tragen, was ist dann die Funktion dieser Funktionslosigkeit?³⁷⁰

Die Argumentationslinie, auf der Barthes diese Frage beantwortet, ist eine kulturhistorische. Abgekürzt kann man sie auf die folgende Weise nachzeichnen. In der Antike und im Mittelalter, so Barthes, waren die Gesetze der erzählerischen Darstellung durch die Regeln der Rhetorik und damit dessen, was als „schöne“ sprachliche Gestaltung einer Erzählung galt, bestimmt.³⁷¹ Die Frage der Übereinstimmung des Dargestellten mit einer wie auch immer vorgestellten Realität spielte demnach noch keine Rolle, Wahrscheinlichkeit, verstanden als Forderung der antiken Rhetorik an die kunstgerechte Erzählung, hatte noch nichts mit Referentialität oder gar Wahrheit, sondern allein mit den Maßstäben der richtigen und ästhetischen Darstellungsweise zu tun – wahrscheinlich war, was den Regeln der Rhetorik genügte.³⁷² Nach Barthes kam es erst in der Folge der Aufklärung, die die intersubjektiv nachvollziehbare Übereinstimmung menschlicher Erkenntnis mit der Wirklichkeit zu einem Wert an sich erhob, zu einer Umorientierung auf dem Feld der narrativen Darstellung. Der alte, ausschließlich durch ästhetische Belange bestimmte Begriff der Wahrscheinlichkeit wurde ersetzt durch einen neuen, der geprägt war durch die referentielle Richtigkeit der Darstellung, ihre Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Diese neue Art der Wahrscheinlichkeit trage den Namen Realismus.³⁷³

Erst mit dieser neuen Art der Wahrscheinlichkeit sei die Forderung aufgenommen, historische, nichtfiktionale Erzählungen hätten zu dokumentieren und konkrete Details zu liefern. Das fiktionale literarische Erzählen, schon immer von dem historischen Erzählen beeinflusst und abhängig, habe sich nun ebenfalls dieser neuen Forderung beugen müssen. Das Ergebnis sei die Aufnahme von Details in den Text, deren einzige Funktion darin bestehe, eine „Illusion der Referentialität“³⁷⁴ herzustellen; das Barometer bei Flaubert und die kleine Tür in der Zelle der Charlotte Corday bei Michelet wollten dem Leser letztlich nichts

³⁷⁰ Ebd., S. 169: „tout, dans le récit, est-il signifiant, et sinon, s’il subsiste dans le syntagme narratif quelques plages insignifiantes, quelle est en définitive, si l’on peut dire, la signification de cette insignifiance?“ Um Mißverständnisse zu vermeiden, ist in der – ohnehin sehr freien – Paraphrase das Wortfeld *signifier/signification* mit *Funktion tragen/Funktion* wiedergegeben worden.

³⁷¹ Vgl. ebd., S. 170: „le vraisemblable n’est pas ici [in Antike und Mittelalter, P. B.] référentiel, mais ouvertement discursif: ce sont les règles génériques du discours qui font la loi.“

³⁷² Vgl. ebd., S. 173: „Toute la culture classique a vécu pendant des siècles sur l’idée que le réel ne pouvait en rien contaminer le vraisemblable.“

³⁷³ Vgl. ebd.: „il y a rupture entre le vraisemblable ancien et le réalisme moderne; mais, par là même aussi, un nouveau vraisemblable naît, qui est précisément le réalisme.“

³⁷⁴ Vgl. ebd., S. 174: „l’illusion référentielle“.

anderes sagen als: Wir sind das Reale.³⁷⁵ Sie dienen damit allein der Erzeugung eines „Realitätseffekts“, eben jenes „effet de réel“, der die Illusion absichere, daß wirklich geschehen ist, was uns erzählt wird, mit anderen Worten: die Wahrscheinlichkeit des Dargestellten.

Barthes gibt also am Schluß seine Antwort auf die selbstgestellte Ausgangsfrage nach der Funktion der scheinbar funktionslosen realistischen Details. Sie sind eben nur scheinbar funktionslos, bei näherer Betrachtung wird ihre wahre Funktion deutlich, nämlich die realistische Illusion, d. h. das Erzählen von Erfundenem, *als ob* es wirklich sei, zu stützen. Mit dieser Antwort ist allerdings das Problem für die moderne Literaturästhetik noch keineswegs verschwunden. Zwar ist den realistischen Details damit eine Funktion zugebracht, jedoch eine so allgemeine, daß die interpretatorische Relevanz dieser Details dennoch gegen null tendiert. Gradmesser künstlerischer Vollkommenheit ist eben auch die ästhetische „Richtigkeit“ jedes einzelnen Details, die Nicht-Austauschbarkeit jedes Worts gegen ein anderes, ähnliches. Wenn die Funktion einer Textkomponente sich jedoch darin erschöpft, um der Wahrscheinlichkeit des durch den Text Dargestellten willen für die Realität ganz allgemein zu stehen, so kann diese Komponente natürlich durch andere ersetzt werden, die dieselbe Funktion erfüllen, ohne daß ein Verlust für den Text entsteht.

Zu zeigen, daß dies eben *nicht* für *alle* nichtfiktionalen Details gilt – und zu diesen gehören alle realistischen Details im Sinne Barthes' –, ist Aufgabe dieses Kapitels. Es gibt auf der einen Seite kleinste, nichtfiktionale Konzepte repräsentierende Textpartikel, die ohne Bedeutungsverlust für das Textganze nur in sehr engen Grenzen oder auch gar nicht durch andere Ausdrücke ersetzt werden könnten. Es gibt auf der anderen Seite aber tatsächlich auch Textpartikel, die durch beinahe beliebige andere ausgetauscht werden könnten. Diese letzte Variante hat Barthes in überzeugender Weise charakterisiert. Nur unter Ergänzung der erstgenannten Möglichkeit aber wird das Bild vollständig. Es seien daher für beide Fälle im folgenden repräsentative Beispiele angeführt und erläutert.

Eine geradezu paradigmatisch zu nennende Verwendung eines kleinen, aber höchst bedeutsamen nichtfiktionalen Details innerhalb eines fiktionalen literarischen Texts begegnet in Jurek Beckers letztem Roman „Amanda herzlos“. Der Text, nach 1990 entstanden, stellt ein Geschehen dar, das in der DDR angesiedelt ist und sich im Kern von etwa Mitte der siebziger Jahre bis zum 3. Januar 1989 erstreckt.³⁷⁶ Im Mittelpunkt steht dabei die Journalistin Amanda. Der Autor läßt

³⁷⁵ Vgl. ebd.: „le baromètre de Flaubert, la petite porte de Michelet ne disent finalement rien d'autre que ceci: *nous sommes le réel*“.

³⁷⁶ Der zeitliche Endpunkt des Geschehens ist leicht zu bestimmen, da der letzte Teil des Romans formal an Tagebuchaufzeichnungen angelehnt ist und die letzte Aufzeichnung mit „3. Jan. 89“ datiert ist (Becker: Amanda herzlos, S. 383). Schwerer fällt es, sich auf einen Anfangspunkt festzulegen. Hier kann nur ein ungefährer Zeitpunkt aufgrund von Indizien im Text erschlossen werden – in Orientierung selbstverständlich am

nacheinander drei Männer über ihre Liebesbeziehung zu Amanda berichten, wobei die Abfolge der drei Berichte mit der Abfolge der Beziehungen im Verlauf des fiktiven Geschehens übereinstimmt. In der Terminologie Gérard Genettes ließe sich sagen: Es handelt sich bei dem Roman eigentlich um eine Komposition aus drei Erzählungen, erzählt jeweils durch einen anderen homodiegetischen intradiegetischen Erzähler³⁷⁷ und verbunden durch ein und denselben zentralen Erzählgegenstand, nämlich die Person Amandas.

Angesichts der zeitlichen wie räumlichen Verankerung des dargestellten fiktionalen Geschehens zusammengenommen mit dem Entstehungszeitpunkt des Texts und dem biographisch-politischen Hintergrund des Autors – Jurek Becker wuchs in der DDR auf, lebte jedoch seit 1977 vorwiegend in West-Berlin – ist es fast unmöglich, von dem Roman *nicht* zu erwarten, daß in ihm Stellung genommen wird zur politischen Entwicklung der DDR,³⁷⁸ und in der Tat scheinen die Beziehungsschwierigkeiten zwischen Amanda und ihren Männern nur auf der Oberfläche Thema zu sein, darunter verbergen sich die Probleme einer unangepaßten Frau in einer zum Widersprechen herausfordernden Gesellschaft.

Eine Folge der beschriebenen erzähltechnischen Konstruktion des Romans ist es dabei, daß die negative Beurteilung der Männer durch Amanda nicht von einer übergeordneten Erzählinstanz direkt ausgesprochen werden kann. Die gewählte Form der Vermittlung durch die retrospektiv auf ihre Beziehung zu Amanda Rückschau haltenden Männer erfordert es vielmehr, Schwächen, deren sie sich nicht bewußt sind oder sich nicht bewußt sein wollen, lediglich durch-

nichtfiktionalen gregorianischen Kalender: Amanda wurde 1953 geboren (vgl. ebd., S. 245 und S. 248), gegen Ende der drei Jahre dauernden Ehe (vgl. ebd., S. 31) mit ihrem ersten Mann Ludwig „hatte sie sich“, wie dieser beklagt, „aus dem Erwerbsleben zurückgezogen, mit *sechszwanzig Jahren*“ (ebd., S. 30, Hervorhebung P. B.). Der Beginn der Beziehung zwischen Amanda und Ludwig und damit der Beginn der eigentlichen Handlung des Romans wäre somit etwa auf 1976 zu datieren.

³⁷⁷ In der Terminologie Dietrich Webers wäre dementsprechend von drei Rollenerzählungen zu sprechen. Vgl. allgemein zur Dichotomie Autor-/Rollenerzählung als Alternative zur Terminologie Er-/Icherzählung: Weber: Skizze zum Erzähler.

³⁷⁸ Für manchen mag diese Erwartung dann auch nicht recht erfüllt worden sein. Vgl. Heidelberger-Leonard: Fragen an Amanda, S. 302: „Die Tatsache, daß der Roman [obwohl nach 1990 entstanden, P. B.] am 3. Januar 1989 aufhört, kann nur Provokation sein: Hier weigert sich jemand resolut, die Rolle zu spielen, die von ihm erwartet wird; der Präzeptor der östlichen Nation dankt ab. Wer sich zur Wende von Becker einen ›Deutschlandroman‹ erhoffte, [...] wird das Buch enttäuscht aus der Hand legen.“ Vgl. auch Rock: Christoph Hein und Jurek Becker, S. 194 f.: „Als sein Roman *Amanda herzlos* 1992 erschien, erhofften die meisten Rezensenten den Deutschlandroman der Nach-Wende Zeit aus der Perspektive eines im Westen lebenden, vor langer Zeit aus der DDR Weggegangenen. Viele waren deshalb enttäuscht. [...] Daß *Amanda herzlos* gerade im Januar 1989 endet, kann als Provokation und Widerstand interpretiert werden: Becker weigert sich, den Wende-Roman zu schreiben, den die Kritik von ihm erwartet.“

scheinen zu lassen. Der Autor läßt Personen von einer Vergangenheit, für die sie sich rechtfertigen wollen, erzählen; durch die Art und Weise ihres Erzählens läßt er die Erzähler jedoch zugleich unterschwellig sich selbst desavouieren. An einer Stelle, gleich zu Anfang des Romans, fungiert ein nichtfiktionales Detail als Träger dieser darstellungstechnischen Doppelbödigkeit. Ludwig Weniger, der sich mit seinem Erzählen offenbar an einen Scheidungsanwalt wendet,³⁷⁹ erhebt gleich zu Beginn materielle Ansprüche gegen seine Frau: „Also: Den Wagen möchte ich behalten. Wir haben ihn mit Hilfe der Redaktion bekommen, mit Hilfe *meiner* Redaktion, und es wäre merkwürdig, wenn ich schon wieder hingehen und sagen müßte, ich brauche einen neuen.“ Im nächsten Abschnitt fährt er dann fort, indem er ein Vergleichsangebot unterbreitet: „Auf unser Wochenendgrundstück würde ich im Gegenzug verzichten. Es hat beinahe auf den Pfennig so viel gekostet wie der Fiat, man könnte beides miteinander verrechnen.“³⁸⁰

Mit Roland Barthes ließe sich bezüglich dieser Stelle fragen: Was will es uns sagen, daß es sich bei dem gemeinsamen Auto der Eheleute ausgerechnet um einen Fiat handelt? Warum ist es kein Mercedes, oder, was für einen Sportjournalisten in der DDR der siebziger Jahre am ehesten zu erwarten wäre, ein Trabant oder Wartburg? Handelt es sich bei der Nennung der Automobilmarke um ein bedeutungsloses Detail? Könnte statt Fiat der Name einer beliebigen anderen Marke stehen?

Will man diese Fragen schlüssig beantworten, muss man zunächst einmal klären, welche Automarke hier überhaupt gemeint, welches nichtfiktionale Kategorienkonzept mithin in den Text einbezogen ist. Denn außer einem Wagen italienischer – und damit westlicher – Produktion kommt auch ein in Lizenz in Polen hergestelltes und in der DDR weitverbreitetes Fabrikat, der sogenannte „Polski Fiat“, in Betracht. Gegen diese auf den ersten Blick plausibler erscheinende Variante sprechen aus meiner Sicht gewichtige Gründe. Es wäre unnötig, explizit darauf hinzuweisen, daß der Wagen nur „mit Hilfe der Redaktion“ angeschafft werden konnte, wenn es sich um einen Fahrzeugtyp handelte, der – nach entsprechender Wartezeit – für praktisch jedermann zu erwerben war. Darüber hinaus paßt es ins Bild des unterschwellig alles Westliche bewundernden Opportunisten Ludwig Weniger, für ein Westauto auf andere Ansprüche zu verzichten. Schließlich äußert er sich später ausdrücklich bedauernd darüber, daß er vor

³⁷⁹ Vgl. etwa folgende Passage, in der Ludwig seinen Adressaten unmittelbar anspricht: „ich möchte vor Gericht so tun, als wollte ich Sebastian [den gemeinsamen Sohn, P. B.] um alles in der Welt behalten, gleichzeitig müßte aber gewährleistet sein, daß wir uns damit nicht durchsetzen. Das wäre dann Ihre Aufgabe. Wenn Sie als Fachmann mir sagen, hör auf mit dem Unsinn, das Risiko ist zu groß, würde ich auf das Spiel verzichten.“ (Becker: Amanda herzlos, S. 11).

³⁸⁰ Ebd., S. 9 f.

seiner Heirat zur Berichterstattung „regelmäßig ins westliche Ausland geschickt wurde, danach nur noch ein einziges Mal.“³⁸¹

Es ist somit bei der Nennung des Markennamens von einem höchst bedeutsamen Detail auszugehen; und außer gerade dieser Marke käme nur ein kleiner Kreis anderer Marken als gleichwertiger Ersatz in Frage. Das Detail dient nämlich dazu, die Figur Ludwig Weniger in spezifischer Weise zu charakterisieren. Ludwig fährt eben gerade *keinen* Trabant oder Wartburg wie andere DDR-Bürger, er fährt einen aus dem kapitalistischen Westen importierten Wagen und läßt durch die Preisgabe dieser Information gleichsam en passant für den Leser durchblicken, daß er eine privilegierte gesellschaftliche Stellung in der DDR einnimmt. Die Nennung des Namens Fiat erzeugt somit für den über entsprechendes Hintergrundwissen verfügenden Leser sehr viel mehr als bloß einen Realitätseffekt, sie hinterläßt vielmehr eine Information, die von essentieller Bedeutung dafür ist, sich ein Bild von der Figur Ludwig zu machen.

Als Beispiel für den entgegengesetzten Fall, den des nichtfiktionalen Details, das tatsächlich nur Teil gleichsam der Kulisse einer fiktionalen Romanhandlung ist, läßt sich eine Passage aus Matthias Polityckis „Weiberroman“ anführen. Da Beispiele dieser Art schon im letzten Kapitel aufgeführt wurden und in der realistischen Erzählliteratur der Neuzeit – wie Roland Barthes zu Recht bemerkt hat – Legion sind, sei auf diesen einen Fall nicht allzu ausführlich eingegangen. Daß er überhaupt Erwähnung findet, geschieht vor allem um der Vollständigkeit und des Kontrasts zum Typ des motivierten nichtfiktionalen Konzepts willen.

Eine – wenn auch wohl eher zufällige – Parallele zu Jurek Beckers „Amanda herzlos“ ist, daß auch der „Weiberroman“ in drei Kapitel – „Kristina“, „Tania“, „Katarina“ – eingeteilt ist, die den drei aufeinander folgenden Beziehungen ein und derselben Person mit drei verschiedenen Partnern entsprechen. Im „Weiberroman“ ist es, anders als bei Becker, jedoch ein Mann, der im Mittelpunkt der Beziehungsgeschichten steht; anders auch als bei Becker sind die Geschehnisse deutlich aus der Perspektive dieser über den gesamten Text hinweg zentralen Figur geschildert. Der parodistisch verdrehten Herausgeberfiktion zufolge ist der Protagonist Gregor Schattschneider sogar der Urheber des von seinem Freund Eckart Beinhofen geordneten – und zensierten – Textmaterials, das dann vom Verlag einem gewissen „MP“ zur „Schlußredaktion“ übergeben wurde.³⁸² Der Roman wäre demnach über weite Strecken als „Ich-Erzählung“ in dritter Person einzustufen.

Um den Vergleich mit dem Beispiel aus „Amanda herzlos“ anschaulicher zu machen, soll auch aus dem „Weiberroman“ eine Textstelle angeführt werden, in der konkrete nichtfiktionale Automarken genannt werden. Im ersten Kapitel, das

³⁸¹ Ebd., S. 47.

³⁸² Vgl. dazu die „Editorische Notiz“ in: Politycki: Weiberroman, S. 373-379. Selbstverständlich ist auch der Untertitel des Romans, „Historisch-kritische Gesamtausgabe“, in diesem Sinn satirisch-parodistisch zu verstehen.

die Jugendliebe des Antihelden Schattschneider in einer westfälischen Kleinstadt der frühen siebziger Jahre zum Gegenstand hat, wird ein Zwischenfall mit Schattschneiders bestem Freund Max Schmedt auf der Günne geschildert. Max, der sich in dasselbe Mädchen wie Schattschneider verliebt hat, verliert, nachdem er von eben jener Kristina Kipp-Oeljeklaus zurückgewiesen wurde, in betrunkenem Zustand die Kontrolle:

[Er lief], noch lachend, auf die erste Reihe der parkenden Autos zu, geriet an einen Käfer, kletterte kommentarlos hinauf und, auf allen vieren, hinüber auf den benachbarten Kadett und weiter von dort, weil ihm die Dachbleche so beleidigt hinterherknallten, und weiter. Wie sich dann aber die dunkelblaue Beule nicht so einfach wegtreten ließ: vom Dach eines VW 1600, obwohl sich Max redlich mühte; wie dann zwei Polizisten aus ihrem Wagen stiegen und Max auffingen, der ihnen entschlossen entgegenplumpste, da war Gregor sehr überrascht, daß ihm die Tränen in die Augen schossen.³⁸³

Die genannten Namen von Automodellen – „Käfer“, „Kadett“ und „VW 1600“ – haben im Zusammenhang des Texts offenbar keine andere Funktion, als *typische* Autos zu repräsentieren, die in einer westdeutschen Kleinstadt Anfang der siebziger Jahre anzutreffen waren. Sie sind daher auch relativ austauschbar gegen andere Modellbezeichnungen – solange diese Namen ebenfalls für die Zeit des fiktionalen Geschehens typisch sind. Die Funktion der somit gegebenen nichtfiktionalen Details beschränkt sich also tatsächlich darauf, einen „Realitätseffekt“ auszulösen, d. h., beim Leser, der sich vielleicht noch persönlich an die siebziger Jahre erinnert, ein Erlebnis des Wiedererkennens hervorzurufen, das nicht zuletzt auch eine gesteigerte Wahrscheinlichkeitsillusion zur Folge hat. Im Gegensatz zur beiläufigen Erwähnung des Fiat bei Jurek Becker trägt die Nennung der Autonamen bei Matthias Politycki kaum etwas zur Charakterisierung irgend einer Figur oder eines anderen für die Interpretation wichtigen Konzepts bei. Sie bleibt mithin ein relativ unmotiviertes Detail.

Dieser Befund impliziert in keiner Weise eine Wertung der Texte, denen die beiden Beispiele entnommen wurden. Selbstverständlich finden sich auch in Polityckis Roman motivierte Verwendungen nichtfiktionaler Details, wie sich umgekehrt auch eine ganze Reihe bloß die Wahrscheinlichkeit des Erzählten stützende nichtfiktionale Einzelkonzepte aus „Amanda herzlos“ aufzählen ließen. Es ging hier allein um die Gegenüberstellung zweier möglichst vergleichbarer und zugleich in bezug auf die zu erläuternde typologische Unterscheidung möglichst unterschiedlicher Beispiele.³⁸⁴

³⁸³ Ebd., S. 54.

³⁸⁴ Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß sich hinsichtlich der literarischen Arbeiten Matthias Polityckis durchaus eine gewisse Tendenz feststellen läßt, Texte durch den extensiven Gebrauch relativ unmotivierter nichtfiktionaler Konzepte auf breiter Basis in der Alltagswelt des intendierten Publikums zu verankern. Auch in

4. Nichtfiktionale Konzepte in fiktionalen Texten – fünf Typenreihen

Die Überlegungen zu den vorgestellten fünf Typenreihen abschließend, möchte ich noch einmal auf das zu Anfang dieses Kapitels Gesagte zurückkommen. Es war dort von dem Verhältnis des typologischen Distinktionsmerkmals der interpretatorischen Relevanz zu den vier anderen, zuvor angeführten Differenzkriterien die Rede. Es wurde dabei auf die Tatsache angespielt, daß die vier ersten Typenreihen sich nicht ganz neutral hinsichtlich der Frage der Relevanz eines einzelnen Konzepts für die Interpretation des gesamten Texts verhalten. Auf diesen wichtigen Sachverhalt sei nun noch einmal etwas ausführlicher eingegangen.

Während die ersten vier Typenreihen jeweils voneinander unabhängige Eigenschaftsbereiche nichtfiktionaler Konzepte abdecken, die – logisch gesehen – in beliebigen Kombinationen Konzepten zugeschrieben werden können, verhält es sich mit der Relation der letzten Typenreihe zu den anderen vier etwas anders. Hier ist gleichsam mit der Entscheidung, ein Konzept eher einem der beiden möglichen Pole einer Typenreihe zuzuordnen, auch schon eine Vorentscheidung darüber getroffen, welchem Pol der letzten Typenreihe – interpretatorisch relevant oder interpretatorisch irrelevant – das entsprechende Konzept zugesprochen werden kann. Das bedeutet im einzelnen, daß folgende Indizien, die sich aus der Bewertung eines Konzepts anhand der ersten vier Typenreihen ergeben, für eine Einstufung als *relativ motiviert* sprechen:

1. hoher Spezifikationsgrad,
2. explizite Aktivierung,
3. hoher Konventionalisierungsgrad,
4. globale Integriertheit.

Entsprechend sind Indikatoren für eine Einstufung als *relativ unmotiviertes* nicht-fiktionales Konzept:

der jüngst erschienenen Fortsetzung des „Weiberromans“ (Politycki: Ein Mann von vierzig Jahren) wimmelt es geradezu von zeittypischen Markenartikeln wie dem „[BMW] Z3“, dem „[Porsche] 911er“ oder dem „[Audi] TT Roadster“ (ebd., S. 100). Sogar in lyrischen Gedichten gibt es bei Politycki „Manta- und Mazda-Rummurker“ sowie „Audi- und Volvo-Schnarchsäcke“. Uwe Wittstock hat das betreffende Gedicht mit dem schönen Titel „Tankwart, das Lied vom Volltanken singend“ deshalb unter der prägnanten Überschrift „Leben zwischen Manta und Mazda“ in der von Marcel Reich-Ranicki betreuten Reihe „Frankfurter Anthologie“ der FAZ vorgestellt (vgl. Wittstock: Leben zwischen Manta und Mazda).

1. niedriger Spezifikationsgrad,
2. implizite Aktivierung,
3. niedriger Konventionalisierungsgrad,
4. lokale Isoliertheit.

Die Ausdrücke „Indizien“ und „Indikatoren“ sind allerdings eigentlich schon zu stark. Gemeint ist eher die Begründung einer *Tendenz*. Erfüllt ein nichtfiktionales Konzept beispielsweise drei der vier Kriterien der ersten Gruppe, so ist damit tendenziell von einer Zugehörigkeit zu den relativ motivierten, relevanten nicht-fiktionalen Elementen auszugehen.³⁸⁵ Tritt das vierte Kriterium hinzu, sollte sich diese Tendenz noch verstärken. Genauer klären läßt sich die interpretatorische Relevanz eines Einzelkonzepts jedoch natürlich nur durch eingehende Untersuchung des Kontexts – d. h. des literarischen Texts, in den es eingebunden ist. Dennoch kann so etwas wie eine Charakterisierung des typischen relevanten nichtfiktionalen Elements fiktionaler literarischer Texte festgehalten werden. Es sollte sich dabei um ein *a) spezifisches*, *b) explizit aktiviertes* und *c) global integriertes* Konzept von *d) hohem Konventionalisierungsgrad* handeln.

³⁸⁵ Ein Gegenbeispiel wäre etwa der oben angeführte Fall der Automarken im „Weiberroman“ (vgl. oben S. 135): spezifisch, explizit aktiviert und von hohem Konventionalisierungsgrad, aber dennoch relativ irrelevant. Es fehlt im Vergleich zum „Fiat“ in „Amanda herzlos“ (vgl. oben S. 133 f.) die – hier lokale – Integriertheit.

5. Typen fiktionaler Erzählliteratur – Versuch einer Grobklassifikation nach ihrem Fiktionsstatus

Bevor wir die bisher angestellten Überlegungen anhand von konkreten Textbeispielen erproben, bedarf es eines letzten vorbereitenden Schritts, der nicht zuletzt dazu dient, die Auswahl der eingehender analysierten Texte zu begründen. Ziel ist es dabei, den Bereich der fiktionalen Erzählliteratur in Felder zu unterteilen, die eine grobe Gliederung des gesamten Spektrums dem Fiktionsstatus nach ermöglicht, um dann aus jedem Feld jeweils einen Text exemplarisch näher zu untersuchen. Im Lauf dieser Studie ist bereits ein Differenzierungsmodell, das diesem Ziel dient, vorgestellt worden. In Kapitel 3.2.2 haben wir nach dem Verhältnis zwischen der kollektiven Enzyklopädie der Kommunikanten und dem einem Text zugrundeliegenden Konzeptsystem drei Texttypen unterschieden: 1. den nichtfiktionalen Text, in dem beide konzeptuellen Systeme – textexternes und textinternes – deckungsgleich sind, 2. den realistisch-fiktionalen Text, der dadurch gekennzeichnet ist, daß die kollektive Enzyklopädie eine echte Teilmenge des textuellen Konzeptsystems ist, und 3. den phantastisch-fiktionalen Text, angesichts dessen von einer nur partiellen Überschneidung von textexternem und textinternem Konzeptsystem auszugehen ist.³⁸⁶

Da Gegenstand der vorliegenden Untersuchung allerdings ausschließlich *fiktionale* literarische Texte sind, fällt der Typ 1 von vornherein aus dem Bereich unseres Interesses heraus. Die verbleibende Unterscheidung zwischen realistisch auf der einen und phantastischer Fiktion auf der anderen Seite gehört allerdings zu den literaturwissenschaftlichen Begrifflichkeiten, die in der Praxis der Textbeschreibung und -interpretation so selbstverständlich Gebrauch finden, wie sie in ihrer genauen theoretischen Explikation strittig sind. Die folgenden Überlegungen wollen nicht nur die begriffliche Trennung zwischen realistisch-fiktionalen und phantastisch-fiktionalen Texten aus der Perspektive der kognitiven Semantik begründen helfen, sondern darüber hinaus auch zeigen, daß diese gängige Unterscheidung bei genauerer Betrachtung Anlaß zu weiterer Differenzierung gibt.

Was die Genese des Begriffspaares realistisch/phantastisch betrifft, so bietet zwar schon Johann Jacob Breitinger in seiner „Critischen Dichtkunst“ eine recht griffige Erläuterung der beiden in Frage stehenden Begriffe – wenn auch unter den Benennungen „das Wahrscheinliche“ und „das Wunderbare“ –, spätestens seit Tzvetan Todorovs „Einführung in die phantastische Literatur“ ist jedoch eine

³⁸⁶ Vgl. oben, S. 90 f.

verwirrende Diskussion um das Begriffsfeld des Phantastischen³⁸⁷ entbrannt, die immer noch andauert.

Für Breitinger steht dem Wunderbaren respektive Phantastischen als demjenigen, „was von einem andern widerwärtigen Bildniß oder vor wahr angenommenen Satze ausgeschlossen wird; was uns, dem ersten Anscheine nach, unsren gewöhnlichen Begriffen von dem Wesen der Dinge, von den Kräften, Gesetzen und dem Laufe der Natur, und allen vormahls erkannten Wahrheiten in dem Licht zu stehen, und dieselben zu bestreiten düncket“,³⁸⁸ das Wahrscheinliche in einer einfachen Opposition gegenüber, als das, „was nicht von einem widerwärtigen Begriff, oder für wahr angenommenen Satze ausgeschlossen wird, was nach unsren Begriffen eingerichtet zu seyn, mit unsrer Erkenntniß und dem Wesen der Dinge und dem Laufe der Natur übereinzukommen, scheint“. ³⁸⁹ Todorov hingegen problematisiert den Begriff des Phantastischen in der Weise, daß er für das Phantastische die Kategorie der Unschlüssigkeit als konstitutives Merkmal ansetzt. Der zur „Gattung“ des Phantastischen gehörende Text muß nach Todorov den Leser „unschlüssig werden lassen angesichts der Frage, ob die evozierten Ereignisse einer natürlichen oder einer übernatürlichen Erklärung bedürfen.“³⁹⁰ Der Begriff des Phantastischen wird somit nicht mehr als polar-konträr zu dem des Wahrscheinlichen oder Realistischen aufgefaßt, das Phantastische nimmt vielmehr eine Mittelstellung zwischen der im Bereich des Natürlichen verbleibenden realistischen bzw. – wenn sie die Annahme von Übernatürlichem anheimstellt, es dann aber als natürlich erklärbar entblößt – bloß unheimlichen Fiktion und der in den Bereich des Übernatürlichen übergreifenden, nach Todorov dann in das Feld des Wunderbaren einzuordnenden Fiktion ein.³⁹¹

Todorovs Konzeption des Phantastischen ist stark kritisiert worden, hat andererseits aber immer wieder auch Anhänger gefunden.³⁹² Die Schwächen des Konzepts liegen, wie ich meine, vor allem in drei Bereichen: 1. Obwohl sich Todorov vehement dagegen ausspricht, die Rezeptionshaltung des Lesers zum

³⁸⁷ Zur Disposition steht dabei die Trennung des Phantastischen vom Wunderbaren und vom Unheimlichen (vgl. Todorov: Einführung in die phantastische Literatur, v. a. S. 40 ff.) oder beispielsweise auch die zusätzliche Unterscheidung zwischen dem Phantastischen und der Phantasie (vgl. Cornwell: The Literary Fantastic, S. 27 ff.).

³⁸⁸ Breitinger: Critische Dichtkunst, S. 130 f.

³⁸⁹ Ebd., S. 134.

³⁹⁰ Todorov: Einführung in die phantastische Literatur, S. 33.

³⁹¹ Vgl. Todorovs Kontinuum von Formen im Umfeld des Phantastischen und die Erläuterungen dazu ebd., S. 43 ff.

³⁹² In den Bahnen der Argumentation Todorovs bewegen sich z. B. Cornwell: The Literary Fantastic und Wörtche: Phantastik und Unschlüssigkeit. Zu den schärfsten Kritikern der Todorovschen Phantastikauffassung zählt bekanntermaßen Stanisław Lem (vgl. Lem: Tzvetan Todorovs Theorie des Phantastischen sowie Lem: Philosophie des Zufalls, Bd. 2, S. 196-213).

Kriterium für die Gattungsbestimmung zu machen,³⁹³ scheint auch sein eigener Zentralbegriff der Unschlüssigkeit verdächtig eng mit der Aufnahme eines Texts durch den Leser verknüpft zu sein. 2. Die phantastische Literatur wird, in Konsequenz aus Punkt 1, zu einer gleichsam sich verflüchtigenden Gattung; denn wenn der Leser sich nach der Lektüre entscheidet, das im Text dargestellte Geschehen entweder im Rahmen der nach seinem Wissensstand gültigen Naturgesetze zu interpretieren oder es als in diesem Rahmen nicht erklärbar und mithin in den Bereich des Übernatürlichen gehörend aufzufassen, fällt der Text streng genommen nicht mehr in die Gattung des Phantastischen, sondern in die des Unheimlichen bzw. die des Wunderbaren. 3. Es ist fraglich, ob sich Termini wie „das Phantastische“ oder „phantastische Literatur“ überhaupt zur Bezeichnung einer literarischen *Gattung* eignen, sei sie nun verstanden in der Art eines Textsortenbegriffs als – in Todorovs eigenen Worten – systematische Gattung oder in der Art eines Genrebegriffs als historische Gattung.³⁹⁴

Im Gegensatz zu Todorov soll das Attribut phantastisch im folgenden nicht in Form eines Gattungsbegriffs aufgefaßt werden, statt dessen wird die phantastische Fiktion neben der realistischen als ein Grundtyp der literarischen Fiktion verstanden, auf den der Autor eines fiktionalen Texts zurückgreifen kann und der gewissermaßen quer zu Gattungsbegriffen liegt – wenn es auch für einige Textsorten wie die Fabel oder das Märchen ein notwendiges Merkmal sein mag, daß sie phantastisch-fiktional sind, so ist dies doch in keinem Fall einer Textsorte oder eines Genres ein hinreichendes Merkmal.

Es stellt sich nun allerdings die Frage, aufgrund welcher Kriterien die phantastische von der realistischen Fiktion abzugrenzen ist. Mein Vorschlag dazu bedient sich zweier Instrumentarien: Das eine ist der kognitiven Semantik, das andere Immanuel Kants System der reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien entliehen. Aus der kognitiven Semantik stammt der Begriff des mentalen Konzepts, der bereits oben in Kapitel 3.1.3 ausführlich expliziert wurde und unter dem – um das dort Gesagte noch einmal in Erinnerung zu rufen – eine „Konstellation von Wissen (kognitivem Inhalt), welches mit mehr oder weniger Einheitlichkeit und Konsistenz aktiviert oder ins Bewußtsein zurückgerufen werden kann“,³⁹⁵ zu verstehen ist. Die Gesamtheit des Konzeptsystems eines Menschen haben wir oben nach Jerry R. Hobbs als *belief system* bezeichnet, welches nicht als ein in sich und in Relation zur Wirklichkeit stimmiges Abbild der Realität,

³⁹³ So wirft Todorov denjenigen, die behaupten, „daß man beim Leser das Gefühl der Angst feststellen können muß“, um einen Text als phantastisch bezeichnen zu können, vor, ihnen zufolge hänge dann „die Gattung eines Werkes von der Nervenstärke seines Lesers“ ab (Todorov: Einführung in die phantastische Literatur, S. 35).

³⁹⁴ Zu den Begriffen Textsorte und Genre vgl. Fricke; Norm und Abweichung, S. 132 ff. Zur Unterscheidung von historischen und systematischen Gattungen vgl. Todorov: Einführung in die phantastische Literatur, S. 16.

³⁹⁵ de Beaugrande/Dressler: Einführung in die Textlinguistik, S. 5.

5. Typen fiktionaler Erzählliteratur – Grobklassifikation nach dem Fiktionsstatus

sondern eher in der Weise eines in gewissen Grenzen je individuellen Systems zu begreifen ist, das auch falsche Annahmen, Überzeugungen, Meinungen, Werte und ähnliches umfaßt.³⁹⁶

Teil eines *belief system* müßten demnach auch Annahmen darüber sein, ob einem Konzept real existierende Gegenstände oder Prozesse in der Welt entsprechen oder ob es sich um ein rein intensionales Konzept handelt. Annäherungsweise könnte man nun sagen, daß – und hier kommen Kants „reine Verstandesbegriffe“ ins Spiel – Fiktionen solche Konzepte sind, denen innerhalb des Konzeptsystems der betreffenden Person der Status des *Nichtseins* zukommt. Ein fiktionaler Text bzw. fiktionaler Diskurs käme demnach nur dann zustande, wenn zumindest eins der dem Text zugrundeliegenden Konzepte sowohl für den Textproduzenten wie auch für den Textrezipienten eine Fiktion im oben explizierten Sinn darstellt und es von seiten des Produzenten auch intendiert ist, daß der Rezipient das Konzept als Fiktion aufnimmt. Dieser Gedankengang faßt noch einmal in anderen Worten und unter Aufnahme kantischer Begriffe zusammen, was in Kapitel 3.2.1 bereits als Explikation des Begriffs *fiktionaler Text* festgehalten worden ist. Als Variante zu der dort gegebenen Formulierung läßt sich dementsprechend in Form einer *Hypothese 1* sagen: *Jedem fiktionalen Diskurs liegt mindestens ein Konzept zugrunde, dem im Konzeptsystem der Diskursteilnehmer der Status des Nichtseins zugeordnet ist.*

Über diese approximative Explikation des Begriffs des fiktionalen Diskurses hinaus eignet sich die Verbindung des kognitionswissenschaftlichen Terminus „Konzept“ mit Kants Kategorien der Modalität, zu einer weiteren Arbeitshypothese, den Unterschied zwischen realistisch-fiktionalem und phantastisch-fiktionalem Diskurs betreffend, zu gelangen. Hierzu können vor allem die neben dem Dasein und seinem Gegenbegriff, dem Nichtsein, beiden anderen Kategorien der Modalität, *Notwendigkeit* mit seiner Kontradiktion *Zufälligkeit* sowie *Möglichkeit* mit seiner Kontradiktion *Unmöglichkeit*, von Nutzen sein.³⁹⁷ Während nämlich für den realistisch-fiktionalen Diskurs angenommen werden darf, daß den ihm zugrundeliegenden Konzepten innerhalb des Konzeptsystems oder der Enzyklopädie der Diskursteilnehmer lediglich zufällig der Status des Nichtseins zukommt, d. h. die Fiktionen, auf denen der Diskurs beruht, so eng an das *belief system* der Diskursteilnehmer angeglichen sind, daß sie mit der *Substanz* keines anderen, mit dem Status Dasein verbundenen Einzelkonzepts in Konflikt geraten, ist für phantastisch-fiktionalen Diskurs an mindestens einer Stelle mit einem Verstoß gegen eben die Substanz mindestens eines Konzepts zu rechnen, und den zugrundeliegenden Fiktionen muß daher mit Notwendigkeit der Status des Nichtseins zugesprochen werden, wenn die Konsistenz des *belief systems* gewahrt bleiben soll.

³⁹⁶ Vgl. oben, S. 60.

³⁹⁷ Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft, S. 119.

Zwei Beispiele mögen der Erläuterung dienen. Wenn Theodor Fontane das fiktive Gut Hohen-Cremmen, das Elternhaus seiner Protagonistin Effi Briest im gleichnamigen Roman, so genau in die havelländische Umgebung Berlins „nach Entfernung, landschaftlichen Merkmalen, Straßen, Eisenbahnlinien bis hin zu den Richtungsangaben für die aufgehende oder die untergehende Sonne“ einpaßt, daß man sein „Vorhandensein zunächst wie selbstverständlich voraussetzt“³⁹⁸, dann geschieht dies auf der Grundlage einer präzisen Anpassung des entsprechenden fiktionalen Konzepts an das anzunehmende Konzeptsystem des Lesers, die möglichst an keiner Stelle einen offensichtlichen Widerspruch erkennen und somit die Nichtexistenz Hohen-Cremmens wie ein bloß zufälliges Faktum erscheinen läßt. Wenn hingegen Jorge Luis Borges seine Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ mit den Worten einleitet: „Das Universum (das andere die Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbestimmten, vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen“,³⁹⁹ dann ist damit ein so eklatant von allgemeinen Annahmen über die Beschaffenheit der realen Welt abweichender Ort als Schauplatz gewählt, daß ihm notwendig das Merkmal des Nichtseins zugeschrieben werden muß.

Als *Hypothese 2* läßt sich also formulieren: *Realistisch-fiktionaler Diskurs beruht auf Fiktionen, denen innerhalb der Konzeptsysteme der Diskursteilnehmer nur zufällig der Status des Nichtseins zugeschrieben wird, phantastisch-fiktionaler Diskurs beruht auf Fiktionen, denen innerhalb des Konzeptsystems der Diskursteilnehmer notwendig der Status des Nichtseins zugeschrieben wird.*

Im Bereich des Phantastisch-Fiktionalen kann des weiteren danach differenziert werden, ob ein fiktionales Konzept notwendig als nichtseiend eingestuft werden muß und zugleich gegen das nach Maßstab der Enzyklopädie Mögliche verstößt, oder ob ihm zwar notwendig Nichtexistenz zugesprochen werden muß, es aber gleichwohl dem Konzeptsystem nach Mögliches darbietet. Im ersten Fall soll von phantastischer Fiktion im engeren Sinn, im zweiten Fall von kontrafaktischer Fiktion gesprochen werden. Der Unterschied liegt hier darin, daß die Unmögliches konzeptualisierende im engeren Sinn phantastische Fiktion Konzepten in ihrer Substanz widerspricht, die nach Maßgabe der Enzyklopädie den Status allgemeiner Gesetze haben, die – anders gesagt – Konzepte von Klassen von Gegenständen oder Prozessen sind, während kontrafaktische Fiktionen lediglich offen gegen die Substanz bekannter Konzepte einzelner Gegenstände oder Prozesse verstoßen, ohne aber damit eine andere als die den in der Enzyklopädie der Diskursteilnehmer niedergelegten Gesetzen folgende Welt zu unterstellen.⁴⁰⁰

³⁹⁸ Seiler: Die leidigen Tatsachen, S. 177.

³⁹⁹ Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel, in: B., J. L.: Fiktionen, S. 67-76, hier S. 67.

⁴⁰⁰ Die hier entwickelte Differenzierung stellt in gewisser Weise eine Verfeinerung der von Frank Zipfel vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen Realistik und Phantastik dar. Distinktionskriterium ist für Zipfel die Möglichkeit des mit einem Erzähltext dargestellten Geschehenszusammenhangs nach Maßgabe der jeweils gültigen

5. Typen fiktionaler Erzählliteratur – Grobklassifikation nach dem Fiktionsstatus

In Form einer *Hypothese 3* kann somit festgehalten werden: *Phantastisch-fiktionaler Diskurs im engeren Sinn beruht auf Fiktionen, die im Widerspruch zu Konzepten stehen, die innerhalb des Konzeptsystems der Diskursteilnehmer den Status allgemeiner Gesetze innehaben, kontrafaktisch-fiktionaler Diskurs beruht auf Fiktionen, die in offenem Widerspruch zu allgemein als bekannt vorauszusetzenden, jedoch nicht gesetzesmäßigen Konzepten des Konzeptsystems der Diskursteilnehmer stehen.*

Insgesamt läßt sich aus den Hypothesen 1-3 eine Unterteilung des Bereichs der fiktionalen Erzählliteratur dem Fiktionsstatus nach in drei Felder ableiten: 1. Erzählliteratur in Form realistisch-fiktionalen Diskurses, 2. Erzählliteratur in Form kontrafaktisch-fiktionalen Diskurses, 3. Erzählliteratur in Form im engeren Sinn phantastisch-fiktionalen Diskurses. Dabei verstehen sich die Typen 2 und 3 als Untertypen im Bereich der phantastisch-fiktionalen Texte. An der grundlegenden Dichotomie von realistischer auf der einen und phantastischer Fiktion auf der anderen Seite wird demgemäß festgehalten. Was lediglich hinzukommt, ist eine feinere Differenzierung auf dem Gebiet der phantastisch-fiktionalen literarischen Texte. Distinktives Merkmal für diese zusätzliche Unterscheidung ist – um es noch einmal anders zu formulieren –, ob mit dem Text Konzepte etabliert werden, die zu dem *Weltbild* der Sprachgemeinschaft, deren Teil der Autor des Texts ist, in Widerspruch stehen. Dieses Weltbild kann auch als *Kern* der Enzyklopädie einer Sprachgemeinschaft bezeichnet werden. Die folgende Abbildung verdeutlicht das Verhältnis zwischen den drei eingeführten Typen fiktionaler literarischer Texte:

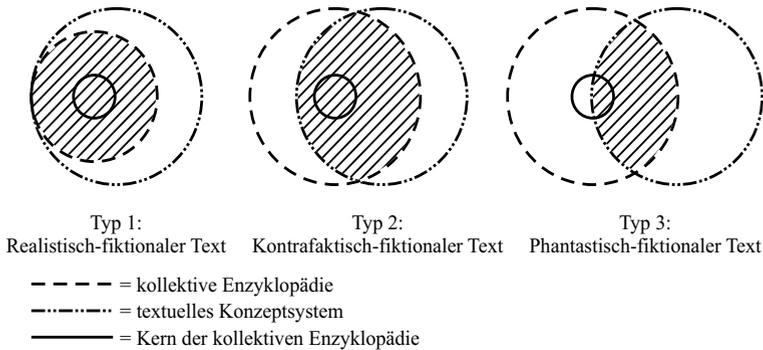


Abbildung 5: Erweiterung der Typologie fiktionaler literarischer Texte

Wirklichkeitskonzeption. Realistik ist somit dadurch gekennzeichnet, „daß die Geschichte einer Erzählung in bezug auf das jeweils gültige Wirklichkeitskonzept möglich ist.“ (Zipfel: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität, S. 107). Demgegenüber soll von Phantastik gesprochen werden, wenn der mit dem Erzähltext gegebene Darstellungszusammenhang Elemente enthält, „die von dem im Hinblick auf die gültige Wirklichkeitskonzeption Möglichen abweichen.“ (Ebd., S. 109).

Die schematische Darstellung stellt eine Erweiterung der Abbildung 3 in Kapitel 3.2.2 dar. Die hier, in Abbildung 5, als Typ 2 und 3 bezeichneten Kategorien sind als weitere Unterteilung des dort, in Abbildung 3, angeführten Typs 3 zu verstehen. Die identische Benennung des jeweiligen Typs 3 täusche darüber nicht hinweg, sie erfolgt in den Schemata nur, um keine unnötige Verwirrung zu stiften. Nimmt man es genauer, müßte der Typ 3 in Abbildung 3 „Phantastisch-fiktionaler Text im weiteren Sinn“ und Typ 3 in Abbildung 5 „Phantastisch-fiktionaler Text im engeren Sinn“ heißen. Das gesamte Spektrum literarischer Erzähltexte ließe sich dem Fiktionsstatus nach dann gliedern in:

1. Nichtfiktionale Erzählliteratur,
2. Realistisch-fiktionale Erzählliteratur,
3. Phantastisch-fiktionale Erzählliteratur im weiteren Sinn,
 - 3.1 Kontrafaktisch-fiktionale Erzählliteratur,
 - 3.2 Phantastisch-fiktionale Erzählliteratur im engeren Sinn.

Zum Interessengebiet unserer Untersuchung zählen allein die Typen der fiktionalen Erzählliteratur, d. h. Typ 2 sowie die beiden Untertypen der phantastisch-fiktionalen Erzählliteratur im weiteren Sinn 3.1 und 3.2. Daher soll nun jeweils ein Text aus diesen drei Feldern in der Art einer Fallstudie einer eingehenden Untersuchung in Hinsicht auf das Vorkommen nichtfiktionaler Elemente unterzogen werden, um so gemäß der dritten Nebenthese unserer Untersuchung dem möglichen Einwand entgegenzutreten, daß sich die Relevanz der Grundfrage der vorliegenden Untersuchung lediglich auf einen Ausschnitt des gesamten Bereichs der fiktionalen Erzählliteratur erstrecke.

6. Konsequenzen für die Textinterpretation – drei Fallbeispiele

6.1 Zeitgeschichte und realistische Fiktion: Uwe Johnsons „Jahrestage“

Die Erfindung, auf der Uwe Johnsons Hauptwerk „Jahrestage“ beruht, stützt sich auf derart vielfältige und vielschichtige Weise auf „Empirie, Fakten, Dokumente“,⁴⁰¹ daß selbst Untersuchungen, die ganz dem Komplex der Verflechtung nichtfiktionaler Details in den Gesamtzusammenhang des Romans gewidmet sind, sich auf Teilaspekte beschränken müssen.⁴⁰² Im Rahmen einer Untersuchung, in deren Mittelpunkt die Verwendung wie die Funktion nichtfiktionaler Konzepte im Kontext fiktionaler literarischer Erzähltexte steht, kann es deshalb nicht Ziel sein, den Komplex der Verflechtung solcher Konzepte in „Jahrestage“ erschöpfend zu behandeln. Statt dessen verstehen sich die folgenden Ausführungen als Fallstudie im doppelten Sinn: Sie sollen einerseits die vorausgegangenen theoretischen Überlegungen am konkreten Fall „Jahrestage“ verdeutlichen und belegen, sie sollen andererseits anhand einiger detailliert nachvollzogener Fälle der Verwendung von Realien in diesem bedeutenden Werk der deutschen Nachkriegsliteratur exemplarisch Funktion und Bedeutung des genutzten Materials für den gesamten Text beleuchten.

Daß Uwe Johnson in der Tradition einer Schreibweise steht, die fiktionale Geschehenszusammenhänge durch die enge Verflechtung mit Wirklichkeitsbestandteilen haltbar zu machen sucht, die mithin dem Bereich der realistisch-fiktionalen Erzählliteratur zuzuordnen ist,⁴⁰³ das zeigt sich nicht nur an den literarischen Bezugspersonen, deren Spuren sich in seinen Werken wie in seinen außerliterarischen Äußerungen finden und zu denen neben etwa William Faulk-

⁴⁰¹ Vgl. das Zitat einer Selbstaussage Johnsons bei Mecklenburg: Die Erzählkunst Uwe Johnsons, S. 22.

⁴⁰² So greift etwa Sabine Fischer-Kania in ihrer Studie zur Verflechtung des fiktionalen Handlungszusammenhangs der „Jahrestage“ mit historischen Fakten exemplarisch den Komplex des sogenannten „Prager Frühlings“ heraus (vgl. Fischer-Kania: Geschichte entworfen durch Erzählen). Gudrun Widmann beschränkt ihren Untersuchungsgegenstand hingegen von vornherein auf die „Darstellung der Vor- und Frühgeschichte der DDR in Uwe Johnsons Jahrestagen“ (vgl. Widmann: „Eine Art Information in der Form der Erzählung“).

⁴⁰³ Vgl. Mecklenburg: Die Erzählkunst Uwe Johnsons, S. 21: „Johnson hat einmal ausdrücklich erklärt, er halte sein Schreiben ›durchaus nicht für aus dem Realismus gefallen.“

ner eben auch die ausgewiesenen „Klassiker“ des modernen Realismus Thomas Mann und Theodor Fontane gehören, es läßt sich vor allem im Überblick über sein Gesamtwerk leicht belegen. Bereits Johnsons erster veröffentlichter Roman, „Mutmassungen über Jakob“, zeichnet sich durch Nähe zur politisch-gesellschaftlichen Realität der DDR aus.⁴⁰⁴ Neben dem realitätsnah geschilderten Konflikt zwischen Gesine Cresspahl und ihrem Geliebten Jakob Abs auf der einen und dem Mitarbeiter des DDR-Staatssicherheitsdiensts Herr Rohlf auf der anderen Seite sorgt nicht zuletzt auch die Darstellung der Arbeit eines Dispatchers bei der Deutschen Reichsbahn für den Wirklichkeitsbezug, den Johnson von seinen literarischen Arbeiten verlangte. „Der Alltag dieser Arbeit und ihre ungeheuren Anstrengungen werden in Johnsons *Mutmassungen* detailliert beschrieben“,⁴⁰⁵ faßt Michael Scheffel in seiner vergleichenden Untersuchung dreier Romane, die sich mit der Teilung Deutschlands literarisch auseinandersetzen, zusammen.

Noch stärker lassen die beiden Romanprojekte, die zwischen dem Debüt und dem letzten Roman, „Jahrestage“, entstanden, Johnsons Tendenz zu einem evident „dokumentarischen Erzählen“⁴⁰⁶ erkennen. „Das dritte Buch über Achim“,⁴⁰⁷ 1961 erschienen, bedient sich hinsichtlich der Gestaltung der Figur des Radrennfahrers Achim T. derart offensichtlich Anleihen aus der Biographie der realen Person Gustav-Adolf („Täve“) Schur, daß es nicht lange dauerte, bis Literaturkritik und Lesepublikum auf die Ähnlichkeiten aufmerksam wurden.⁴⁰⁸ „Zwei Ansichten“,⁴⁰⁹ von 1965, bewegt sich, von der Entstehungsgeschichte her betrachtet, am nächsten an der Grenze zum gänzlich nichtfiktionalen Text. Johnson gedachte nach eigenem Bekunden zunächst, mit einer Reportage „die trostlose Prämisse der Fiktion, die mit dem Indikativ der Zeitformen ein Geschehen vortäuscht, das es nie gegeben hat,“⁴¹⁰ zu umgehen, indem er wiederzugeben beabsichtigte, was er in Recherchearbeit im Kontakt zu Fluchthelfern erfahren hatte, die von West-Berlin aus Menschen aus der DDR in den Westen schleusten. Nachdem sein Verleger ihm gegenüber allerdings Bedenken geäußert hatte, ent-

⁴⁰⁴ Vgl. Johnson: *Mutmassungen über Jakob*.

⁴⁰⁵ Vgl. Scheffel: „Ausländer des Gefühls“.

⁴⁰⁶ Vgl. Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, S. 40: Mecklenburg spricht dort in bezug auf das Anfangskapitel von Johnsons Frankfurter Poetikvorlesungen – „Begleitumstände“ – von einem Verfahren, „das für Johnsons literarisches Gesamtwerk charakteristisch ist: das dokumentarische Erzählen.“ Vgl. auch ebd. mit konkretem Bezug auf „Jahrestage“ S. 255 ff.

⁴⁰⁷ Vgl. Johnson: *Das dritte Buch über Achim*.

⁴⁰⁸ Vgl. dazu Johnsons Polemik gegen einen Aufsatz von Karl Pestalozzi (Pestalozzi: Achim alias Täve Schur), den er der ungerechtfertigten Gleichsetzung der Figur Achim T. mit der Person Täve Schur beschuldigt, in: Johnson: *Begleitumstände*, S. 170 ff.

⁴⁰⁹ Vgl. Johnson: *Zwei Ansichten*.

⁴¹⁰ Johnson: *Begleitumstände*, S. 264.

stand doch wieder ein fiktionaler Text, in den aber auf breiter Basis die Erfahrungen des Autors während der Recherche eingeflossen sind.⁴¹¹

Was schließlich Johnsons in vier „Lieferungen“⁴¹² zwischen 1970 und 1983 erschienenes Hauptwerk „Jahrestage“⁴¹³ betrifft, so kann schon allein aufgrund der erzählerischen Grundkonstellation dieses Romans auf die immense Bedeutung, die nichtfiktionale Bestandteile für ihn besitzen, geschlossen werden. Das durch den Text dargestellte Geschehen erstreckt sich nämlich über zwei Ebenen, die sich nach räumlicher wie nach zeitlicher Dimension scharf voneinander trennen lassen⁴¹⁴ und für die sich jeweils sowohl in lokaler als auch in temporaler Hinsicht nichtfiktionale Stichworte nennen lassen, mit denen sie gleichsam in einem Wort umrissen sind. Für die erste, übergeordnete Ebene sind dies die Stichworte respektive Konzepte NEW YORK und VIETNAMKRIEG, für die zweite, untergeordnete Ebene sind es MECKLENBURG und ZWEITER WELTKRIEG. Die jeweils erstgenannten verstehen sich von selbst als nichtfiktionale Ortskonzepte, die jeweils zweitgenannten, Vietnam- und Zweiter Weltkrieg, sind hier zu verstehen als Konzepte, die im Zusammenhang der Grundkonstellation der „Jahrestage“ stellvertretend für eine bestimmte historische Epoche, einen geschichtlichen oder zeitgeschichtlichen Abschnitt stehen. Spezifizierend ist dabei zu berücksichtigen, daß sich in der räumlichen Dimension die New-York-Ebene nicht vollends auf das Gebiet der Stadt New York beschränkt⁴¹⁵ und die Mecklenburg-Ebene gerade umgekehrt im wesentlichen auf die fiktive, allerdings in enger Anlehnung an die tatsächlichen geographischen Gegebenheiten Nordwest-Mecklenburgs gestaltete Stadt Jerichow⁴¹⁶ konzentriert ist. Auch die für die zeitliche Dimension genannten Stichworte bedürfen einer näheren Erläuterung: Die dargestellte Handlung auf der Ebene der erzählten Gegenwart der Hauptfigur Gesine Cresspahl erstreckt sich keineswegs über die gesamte Dauer des Vietnamkriegs, sondern lediglich über den Zeitraum eines Jahres, genau vom

⁴¹¹ Vgl. zur Entstehungsgeschichte von „Zwei Ansichten“ ebd. S. 255 ff.

⁴¹² Vgl. Johnson: Begleitumstände, S. 428 und Johnsons Äußerung in einem Gespräch mit Jürgen Becker, Rolf Michaelis und Heinrich Vormweg (Fahlke: „Ich überlege mir die Geschichte ...“, S. 301).

⁴¹³ Im weiteren wird nach der einbändigen Taschenbuchausgabe von 2000 zitiert (Johnson: *Jahrestage*), die zahlreiche Korrekturen gegenüber älteren Ausgaben aufweist. Wenn das Datum des Tageskapitels nicht schon aus dem Zusammenhang deutlich ist, erfolgt der Zitatnachweis in der abgekürzten Form: JT, *Tageskapitel*, *Seitenzahl*.

⁴¹⁴ Norbert Mecklenburg nennt mit der „personalen“ noch eine dritte Dimension, die an dieser Stelle aber vernachlässigt werden kann, vgl. Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons*, S. 214 ff.

⁴¹⁵ Gegen Ende der „Jahrestage“ werden beispielsweise Ausflüge nach Chicago (JT, 13. August 1968, S. 1623 ff.), San Francisco (JT, 15. August 1968, S. 1643 ff.) und New Orleans (JT, 16. August 1968, S. 1660 ff.) geschildert.

⁴¹⁶ Vgl. zur realistischen Erfindung des Schauplatzes Jerichow samt Kritik an dieser Erfindung Seiler: *Von Wendisch Burg nach Jerichow*, bes. S. 99 ff.

20.8.1967 bis zum 20.8.1968, während das dargestellte Geschehen auf der Vergangenheitsebene wiederum umgekehrt über die eigentliche Zeit des Zweiten Weltkriegs hinausreicht und sowohl die Vorgeschichte – mit der Endphase der Weimarer Republik und der Machterlangung der Nationalsozialisten – wie auch die Folgen für Mecklenburg und Deutschland in den ersten zehn Jahren nach dem Krieg umfaßt.

Auf beiden Ebenen des Romans bedient sich Johnson extensiv fiktionsexternen, nichtfiktionalen Materials, das auf vielfältige Weise in den fiktionalen Geschehenszusammenhang des Gesamttexts eingebunden ist. Für die New-York-Schicht sind dabei vor allem die zahlreichen direkten und indirekten Zitate aus der *New York Times* zu nennen, mit denen sich die Johnsonforschung bereits mehrfach auseinandergesetzt hat.⁴¹⁷ Der erzähltechnische Kunstgriff, mittels dessen die Zeitungstexte mit der Handlung verknüpft werden, ist, daß Gesine als ebenso interessierte wie kritische Leserin der *New York Times* vorgestellt wird. Der Grad der Integration variiert allerdings im Verlauf der „Jahrestage“ sehr stark. Die Bandbreite reicht von der festen Einbindung in Figurendialoge⁴¹⁸ bis zur bloßen Aneinanderreihung von Zitatpartikeln einschließlich Copyrightvermerk⁴¹⁹ und bewegt sich somit zwischen echter epischer Integration und reiner Zitatmontage, d. h. zwischen Integration und Isolation nichtfiktionaler Konzepte im oben explizierten Sinn.⁴²⁰

Ähnliches gilt für die Aufnahme nichtfiktionalen Materials in die Mecklenburg-Schicht der Erzählung, obgleich die Technik der Montage hier sehr viel sparsamer Verwendung findet. Dies liegt in erster Linie an der zugrundeliegenden Vermittlungssituation, der zufolge Gesine intradiegetische Vermittlerin eines

⁴¹⁷ Vgl. beispielsweise Kaiser: Für die Geschichte, S. 71 ff.

⁴¹⁸ Vgl. etwa das Tageskapitel zum 10. Oktober 1967, das vollständig aus Gesprächspartikeln besteht, die um Nachrichten aus der *New York Times* kreisen, wie z. B. den folgenden: „– Erinnern Sie sich an das Foto von diesem Che Guevara, Ernesto oder Anselmo oder so? Neulich in der New York Times, beim Kriegführen? / – Ja. Den haben sie jetzt. / – Wer ist sie. / – Die Bolivianische Armee. / – Tot? / – Ja, tot.“ (JT, S. 146). Laut dem von Holger Helbig et al. herausgegebenen Kommentar findet sich in der *New York Times* vom 10.10.1967 tatsächlich ein Foto mit der Bildunterschrift „This photo issued by Bolivia, is said to show Ernesto Che Guevara in the field“ (Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 146). Die Integration des Che Guevara-Themas wird noch dadurch verstärkt, daß die Nachricht von der Gefangennahme und Ermordung Guevaras im nächsten Tageskapitel wiederaufgenommen wird, diesmal durch die bestätigende Feststellung: „Am Morgen bringt die New York Times das Leichenbild des Agitators Ernesto Che Guevara.“ (JT, S. 147).

⁴¹⁹ Ein Beispiel hierfür ist das Tageskapitel zum 3. Dezember 1967, das ausschließlich aus der *New York Times* entnommenen Zitaten zusammengesetzt ist, die Abschnitte sind jeweils mit dem typischen Vermerk „© by the New York Times Company“ versehen (vgl. JT, S. 363 ff.).

⁴²⁰ Vgl. oben Kap. 4.4.

Großteils des Geschehens auf der Vergangenheitsebene ist. Innerhalb einer solchen Binnenerzählung würde wohl die allzu häufige Verwendung relativ isoliert stehender Zitate die Glaubwürdigkeit der fiktiven Kommunikationssituation zwischen Gesine und ihrer Tochter Marie auf die Dauer beschädigen. Es muß allerdings gleich ergänzt werden, daß die Mecklenburg-Schicht des Romans ohnehin nur mit Einschränkungen als Binnenerzählung bezeichnet werden kann, da auf der Rahmenebene die Signale für die Vermittlungssituation nur äußerst spärlich gesetzt sind und zum Teil sogar Elemente der Vergangenheitshandlung im Text auftauchen, die mit dieser Situation schlicht unvereinbar sind.⁴²¹ Trotz dieser etwas anderen Rahmenbedingungen für die Mecklenburg-Ebene der „Jahrestage“ fließt aber auch in die Darstellung dieser Handlungsschicht eine kaum zu überblickende Menge an vom Autor recherchiertem historischem Faktenmaterial ein.

Um angesichts der Vielzahl der Wirklichkeitsbezüge auf beiden Handlungsebenen der „Jahrestage“ nicht den Überblick zu verlieren und im Interesse einer möglichst konzisen Darlegung im begrenzten Rahmen einer Fallstudie, bietet es sich, wie bereits zu Beginn erwähnt, an, sich auf einen Themenkomplex zu konzentrieren und diesen in allen Facetten und Formen seiner Verwendungsweise im Roman zu untersuchen. Ein aus mehreren Gründen zu diesem Zweck besonders geeigneter Bereich nichtfiktionaler Bezüge liegt mit der Aufnahme juristischer Fakten in die „Jahrestage“ vor. Erstens handelt es sich dabei um ein thematisches Feld, das Johnson häufig verwendet – es bietet also rein quantitativ genügend Material. Zweitens sind die in diesem Kontext verarbeiteten Fakten relativ einfach nachprüfbar, was die Verbindung zum dritten Grund herstellt, daß nämlich schon einige Untersuchungen zu Einzelfragen dieses Themenkomplexes vorliegen, auf denen unsere Analyse aufbauen kann. Unter der Aufnahme juristischer Fakten seien dabei alle unmittelbar zitierenden oder mittelbar verarbeitenden Erwähnungen von Gesetzen und gesetzesähnlichen Texten wie Verordnungen oder Erlassen, aber auch sämtliche Fakten aus dem Bereich der Rechtsprechung, d. h. Urteile, Mitteilungen über Rechtsmißbrauch und Justizverbrechen zu verstehen.

Im Umfeld des so umrissenen Themenbereichs sind es vor allem vier Textpassagen, die sich dazu eignen, Johnsons besonderen Umgang mit nichtfiktional-

⁴²¹ Am deutlichsten ist dies wohl in den Tageskapiteln zum 18. bis zum 22. Februar 1968 im zweiten Band der „Jahrestage“. Gesine ist in dieser Zeit krank und muß das Bett hüten, in den entsprechenden Kapiteln wird trotzdem in gewohnt stringenter und konsistenter Manier der Selbstmord von Gesines Mutter Lisbeth geschildert. Zwar wird am Ende des Kapitels zum 22. Februar 1968 der Hinweis nachgeschoben, Gesine habe im Schlaf gesprochen („– Gesine, wach auf. / – Warum. / – Du sprichst im Schlaf.“, JT, S. 686), jedoch kann dieser in Anbetracht der bei Johnson üblichen stilistischen Geschliffenheit der vorangegangenen Erzählpassagen nur als sehr schwacher Versuch der Einbindung in die Rahmen-Binnen-Konstruktion gewertet werden.

lem Material analysierend nachzuzeichnen. Jeweils zwei dieser Textabschnitte bilden eine thematische Klammer, die die beiden auf der Mecklenburg-Ebene der „Jahrestage“ wichtigsten Abschnitte deutscher Geschichte miteinander verbindet. Diese beiden zeitlich unmittelbar aufeinander folgenden Abschnitte sind nicht nur bestimmend für die „Jahrestage“, sie beherrschen Johnsons literarisches Werk insgesamt so stark, daß der Autor sie im ersten Teil seines Selbstkommentars „Begleitumstände“ eigens in Form einer sehr anschaulichen metaphorischen Gegenüberstellung „zweier Bilder“ faßlich zu machen versucht hat: des Porträts Adolf Hitlers und des Porträts Jossif W. Stalins.⁴²² Die Epoche der Nazi Herrschaft von 1933 bis 1945 und die Epoche des Kommunismus sowjet-russischer Prägung nach 1945 in einem Teil Deutschlands sind somit auch die beiden Pole, zwischen denen sich das erzählende Nachdenken Gesines über ihre und ihrer Familie Vergangenheit bewegt. Die erste der beiden diese Pole verbindenden thematischen Klammern, die im weiteren vorgestellt werden sollen, spannt einen Bogen über 1347, die zweite über immerhin 764 Druckseiten des Romans. Die erste Klammer bilden im wesentlichen die beiden Tageskapitel zum 24. November 1967 und zum 16. August 1968, die zweite wird durch die Tageskapitel zum 2. April 1968 und zum 12. August 1968 gesetzt.

Verbindendes Element der ersten thematischen Klammer sind die ironisch zu verstehenden „Angebote“, die Gesines Vater Heinrich Cresspahl bzw. Gesine selbst von der jeweiligen Regierung in der Heimat unterbreitet werden, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Dabei ist im einen Fall „die deutsche Reichsregierung“⁴²³ unter Hitler, im anderen „der Sachwalter der ostdeutschen Republik“,⁴²⁴ Walter Ulbricht, Urheber der entsprechenden Angebote respektive „Vorschläge“. Die im Frühjahr 1933 dem in Richmond bei London mit der Auflösung seiner Schreinerei beschäftigten Heinrich Cresspahl von der neuen Reichsregierung unterbreiteten „Angebote“ werden im Tageskapitel zum 24. November 1967 in Form der gesetzlichen Regelungen dargeboten, deren sich die Nazis zur Herstellung der Diktatur bedienten. Dabei geht Johnson im einzelnen auf die jeweiligen Gesetzesände-

⁴²² Vgl. Johnson: Begleitumstände, Kap. I (Zwei Bilder), S. 9 ff.

⁴²³ JT, 24. November 1967, S. 315. Die Formulierung wird so oder ähnlich auf S. 316 und S. 317 refrainartig wieder aufgenommen. Sie taucht im übrigen auch schon auf in dem zwar erst 1975 schriftlich niedergelegten, aber, wie Norbert Mecklenburg in akribischer philologischer Detailarbeit nachgewiesen hat, auf eine ältere, „vor Niederschrift des ersten Bandes“ entstandene Vorstufe zurückgehenden Nachlaßtext „Heute Neunzig Jahr“ (Mecklenburg Zur gemeinsamen Entstehung von *Heute Neunzig Jahr* und *Jahrestage*, S. 180): „Als er [Cresspahl, P. B.] Ende 1933 zurückkam nach Jerichow und zu den Nazis, hatte die neue deutsche Reichsregierung ihm verschiedene und bestimmte Vorschläge unterbreitet.“ (Johnson: *Heute Neunzig Jahr*, S. 82) „Mit der Kündigung des Pachtvertrages [für die Schreinerei in Richmond, P. B.] hatte er es absichtlich so eingerichtet, dass er sieben Monate Zeit hatte zum Nachdenken über die Vorschläge der deutschen Reichsregierung.“ (Ebd., S. 84).

⁴²⁴ JT, 16. August 1968, S. 1662.

rungen in den Monaten März, April und Mai 1933 ein. Diese sind jedoch nicht einfach als bloßes historisches Faktenmaterial in den Text einmontiert, sondern eng in die fiktionale Geschichte der Mecklenburg-Ebene des Romans eingebunden, wie sich bei genauerer Betrachtung schnell erkennen läßt.

Wie es für die Struktur der einzelnen Tageskapitel der „Jahrestage“ typisch ist, leiten Nachrichten aus der *New York Times* vom selben Tag das entsprechende Kapitel ein. In vier Absätzen wird hierbei Bezug genommen auf fünf Artikel. Der 1999 erschienene und für die Zwecke dieser Fallstudie äußerst hilfreiche Kommentar zu Johnsons Hauptwerk weist die fünf Artikel exakt nach. Die Art und Weise der Quellenverarbeitung sei hier anhand des ersten Absatzes in aller Kürze exemplarisch demonstriert – sie gilt so oder ähnlich für fast jede Wiedergabe von Nachrichten aus der *New York Times* in „Jahrestage“. Die ersten beiden Sätze des Kapitels: „Der Dollar kriegt weiterhin Schläge. In London und Paris kaufen sie Gold wie die Verrückten“,⁴²⁵ beziehen sich auf den Artikel unter der Überschrift „Gold-Buying Wave Swells, Battering Dollar in Europe“ in der *New York Times* vom 24.11.1967, in dem es unter anderem heißt: „The United States dollar was battered again today as another huge wave of buying broke over the London gold market. [...] Gold centers on the Continent did a record business today, with the Bank of France supplying some of the demand for ingots in the Paris market.“⁴²⁶ Die Kondensierung des nichtfiktionalen Nachrichtentexts in die beiden Romansätze zeigt in interessantem Nebeneinander zwei stilistische Grundsätze, die Johnson bei der Aufnahme von Zeitungsberichten offenbar leiteten: zum einen die direkte Übersetzung prägnanter Formulierungen, die sich in der Transformation von „The [...] dollar was battered again today“ in „Der Dollar kriegt weiterhin Schläge“ zeigt; zum anderen die im zweiten Satz in der Redewendung „kaufen [...] wie die Verrückten“ erkennbare Ersetzung des sachlichen Nachrichtenstils durch einen mehr der Alltagssprache angeglichenen kolloquialen Ton, was der Perspektive der Zeitungsläserin Gesine entspricht und zugleich deren durchaus kritisch-distanzierter Einstellung zur Berichterstattung der *New York Times* Ausdruck gibt. Ein drittes Prinzip, das der absoluten Faktentreue, verdeutlicht der nächste Satz des Abschnitts: „Übrigens schätzt die *New York Times* die privaten Investitionen des Landes in Europa auf 10 Milliarden Dollar seit 1958“.⁴²⁷ Fast schon selbstverständlich für Johnsons Umgang mit nichtfiktionalem Material ist, daß diese Angabe derjenigen im New-York-Times-Artikel genau entspricht, in dem vom Zustrom von „United States private capital“ nach Europa die Rede ist „– an estimated \$ 10-billion in new investments since 1958“.⁴²⁸

⁴²⁵ JT, S. 313.

⁴²⁶ Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 241 f.

⁴²⁷ JT, S. 313.

⁴²⁸ Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 242.

Nach den genannten Verfahren sind auch die anderen Nachrichten aus der *New York Times* vom 24.11.1967 über die ersten vier Absätze des Tageskapitels hinweg in den Text eingebunden, bevor mit dem fünften Absatz eine Brücke zwischen der New-York- und der Mecklenburg-Handlung in Form eines Rückgriffs auf die postulierte Kommunikationssituation zwischen Gesine und ihrer Tochter Marie geschlagen wird: „Marie will es nicht billigen, daß Cresspahl noch acht Monate unterschlug in Richmond, Greater London. Sie verlangt, daß die Leute zusammenleben, sind sie einmal verheiratet. Hier hat sie Vorstellungen von Ordnung.“⁴²⁹ Marias Einwand bezieht sich auf die Zeit vom 21. März bis etwa zum 24. November 1933,⁴³⁰ bei der Gesine mit dem Erzählen von ihrer und ihrer Familie Geschichte angelangt ist, genauso wie der folgende Satz, mit dem der Übergang zur Mecklenburg-Ebene dann vollzogen ist: „Cresspahl konnte acht Monate von außen zusehen, wie die Nazis ihren Staat einrichteten.“⁴³¹

Fast beschwörend wird diese Behauptung aus der Perspektive Gesines zu affirmieren versucht: „Er muß es wahrgenommen haben.“⁴³² Ab diesem Punkt ist das Kapitel beherrscht von der Frage, die für Gesine so bedeutungsvoll wie schwierig zu beantworten ist: Warum kehrte ihr Vater noch im November 1933 in das von den Nazis regierte Deutschland zurück und macht sich mitschuldig an dem, was dann noch kommen sollte? Der „dem Erzähldiskurs der *Jahrestage* anhaftende exploratorische und anamnetische Gestus, seine Rhetorik der Wahrheitssuche“⁴³³ entfaltet sich angesichts dieser zentralen Frage beispielhaft. Dabei spielen die historischen Tatsachen, deren Entwicklung Cresspahl als Zeitungsleser in der Londoner Presse verfolgen konnte, naturgemäß die wichtigste Rolle – zunächst nur in lockerer Anbindung an den fiktionalen Geschehenszusammenhang auf der Mecklenburg-Ebene:

Was er vom März verpaßt hatte, lieferten die londoner Blätter ihm gehörig nach. [1] Am 21. März verordnete der deutsche Reichspräsident Straffreiheit für Verbrechen der Nazis. [2] Am gleichen Tage verordnete er die Todesstrafe für Mißbrauch von Uniform oder Abzeichen der hitlerschen Privatarmee, und [3] setzte Sondergerichte ein. Nun hatte Hindenburg genug unterzeichnet, nun konnte Hitler die tatsächliche Staatsmacht angehen. Denn der Staat der Nazis war noch nicht

⁴²⁹ JT, S. 314.

⁴³⁰ Vgl.: „Es war also der Tag von Potsdam, der 21. März 1933, ein Dienstag, an dem ein Irrer namens Hitler von einem alten Feldmarschall das Deutsche Reich in demütiger Verbeugung entgegennahm, an dem Cresspahl zurückkam nach Richmond im Süden Londons.“ (JT, 21. November 1967, S. 298); „Cresspahl machte es so: er kam nach Deutschland sechs Wochen nach der Verkündigung des Gesetzes zur Gewährleistung des Rechtsfriedens vom 13. Oktober 1933“ (JT, 30. November 1967, S. 351).

⁴³¹ JT, S. 314.

⁴³² Ebd.

⁴³³ Mecklenburg: Die Erzählkunst Uwe Johnsons, S. 292.

fertig, als Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde; das glaubten bloß seine Anhänger. Andere wollen den Anfang auf die Märzahlen legen; da hatte Hitler aber nur 43,9 Prozent der Stimmen bekommen, weniger als die Hälfte. Wir legen die Einführung der perfekten Diktatur auf den 24. März. [4] An diesem Tag nahm der deutsche Reichstag, soweit er nicht in Haft war, das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ an, ein Gesetz, mit dem das Parlament auf seine Rechte verzichtete und sie der neuen Regierung übertrug. Von nun an konnte Hitler nach Belieben seine Einfälle mit Rechtskraft versehen, und [5] er begann also gleich im März mit der Auflösung der Länder und [6] wollte ab sofort Hinrichtungen möglichst mit dem Strick vollstreckt wissen und [7] brachte es bis zum Oktober 1939 auf 4500 von seinen Gesetzen und benutzte den Reichstag lediglich als Gesangverein, den teuersten der Welt, mit einem Repertoire von insgesamt zwei Liedern, das eine die Nationalhymne von damals und das andere einem Funktionär der S. A. gewidmet, der daran starb, daß er einem Zuhälter die Hure weggenommen hatte, also sein Leben für Deutschland ließ. Dies waren die Angebote, die die deutsche Reichsregierung Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/England, für den Fall seiner Rückkehr noch nachträglich unterbreitete im März 1933.⁴³⁴

Lediglich durch die einleitende indirekte Erwähnung am Beginn und die pointen- haft unvermittelte direkte namentliche Nennung Cresspahls am Ende dieses Abschnitts ist hier die Verbindung zur fiktionalen Handlung gesichert. Beinahe der gesamte Rest des Textblocks setzt sich zusammen aus insgesamt zehn nicht-fiktionalen Konzepten, die sich allesamt auf politisch-geschichtliche Vorgänge beziehen und von denen der größte Teil, nämlich die im obigen Zitat durch die Ziffern 1 bis 7 markierten, dem Bereich der Legislative entstammen.

Im Sinn unserer Typenreihen von nichtfiktionalen Konzepten handelt es sich bei den Konzepten 1 bis 6 um spezifische, man kann sogar sagen hochspezifische Konzepte; lediglich das letzte juristische Faktum faßt eine ganze Gruppe von Einzelfakten unter sich zusammen und weist daher einen niedrigeren Spezifikationsgrad auf, der sich jedoch noch weit oberhalb des entsprechenden Basic-level-Konzepts GESETZ bewegt. Daß das zusammenfassende Konzept als letztes in der Reihe steht, ist sicher kein Zufall, denn es bietet einen Ausblick auf die Zeit nach dem März 1933 und leitet über zu den deutlich satirisch geprägten Bemerkungen, die ein Schlaglicht auf das Wesen des neuen Nazistaats werfen. Was die Frage der expliziten oder impliziten Aktivierung der entsprechenden Konzepte angeht, so kann zwar nur im Fall des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“ (4) von vollständig expliziter Aktivierung gesprochen werden, doch sind in den anderen der Fälle 1 bis 6 die Stichworte so deutlich gesetzt, daß die so erwähnten Gesetze leicht zu eruieren sind.⁴³⁵ Der Konventio-

⁴³⁴ JT, S. 314 f.

⁴³⁵ Im einzelnen handelt es sich um folgende Gesetze und Verordnungen: [1] bezieht sich auf die „Verordnung des Reichspräsidenten über die Gewährung von Straffreiheit“ vom 21.3.1933 (RGBl. I, S. 134); [2] bezieht sich auf die „Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der

nalierungsgrad der einzelnen sich auf konkrete, im „Reichsgesetzblatt“ festgehaltene Gesetzestexte beziehenden Konzepte dürfte eher gering sein und zum Expertenwissen von Historikern gehören. Dennoch ist das direkt übergeordnete Ereigniskonzept, unter das alle diese juristischen Details fallen, nämlich die [MACHTERGREIFUNG HITLERS], von einem so hohen Konventionalisierungsgrad besonders für das von Johnson vor allem angesprochene deutsche Lesepublikum, daß in diesem Zusammenhang eine Abweichung selbst in Details kaum möglich wäre, ohne den Wahrscheinlichkeitsstatus des Romans insgesamt nachhaltig zu beschädigen. Die koaktivierten Konzepte in unmittelbarer kognitiver Nähe zu den Konzepten, die im zitierten Absatz mit den angeführten Gesetzen aufgerufen werden, sind es auch, die für den extrem hohen Grad globaler Integration der explizit aktivierten Konzepte sorgen. So wird in dem relativ kurzen Abschnitt allein fünfmal explizit das Personenkonzept HITLER und das Kategorienkonzept NATIONALSOZIALISTEN zweimal explizit und einmal implizit aufgerufen. Selbst wer Johnsons Roman nur oberflächlich kennt, wird sich der zentralen Bedeutung dieser Konzepte für die „Jahrestage“ bewußt sein. Aus dieser Tatsache ergibt sich auch der Grund, warum Johnson auf der Ebene des Tageskapitels, in das der Absatz eingebettet ist, auf engere Verknüpfung des Faktenmaterials mit der fiktionalen Mecklenburg-Handlung zunächst verzichten kann: Durch den bisherigen Verlauf dieser Handlung und erst recht unter Berücksichtigung ihres späteren Verlaufs ist die Einbringung des Materials ausreichend motiviert – es wirkt keineswegs überflüssig oder beliebig ersetzbar.

Hinsichtlich der Integration in die fiktionale Geschehensdarstellung läßt sich im nächsten Abschnitt des Tageskapitels zum 24. November 1967, der sich mit den politischen Vorgängen in Deutschland befaßt, ein etwas anderes Vorgehen beobachten:

nationalen Erhebung“ vom 21.3.1933 (RGBl. I, S. 135); [3] bezieht sich auf die „Verordnung der Reichsregierung über die Bildung von Sondergerichten“ vom 21.3.1933 (RGBl. I, S. 136); [4] bezieht sich auf das namentlich genannte und später als „Ermächtigungsgesetz“ bekannte „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 24.3.1933 (RGBl. I, S. 141); [5] bezieht sich auf ein „Vorläufiges Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“ vom 31.3.1933 (RGBl. I, S. 153), mit dem allerdings, anders als Johnson es darstellt, noch nicht die Länder juristisch abgeschafft wurden, dies geschah erst mit dem „Gesetz über den Neuaufbau des Reiches“ vom 30.1.1934 (RGBl. I, S. 75); [6] bezieht sich auf §2 „Gesetz über Verhängung und Vollzug der Todesstrafe“ vom 29.3.1933 (RGBl. I, S. 151). Die Angaben verdanken sich dem Kommentar zu „Jahrestage“ (Helbig: Johnsons „Jahrestage“) und vor allem der interessanten Studie des Juristen Klaus Kokol (Kokol: Die Angebote der deutschen Reichsregierung an Herrn Heinrich Cresspahl im Jahre 1933. Einige Anmerkungen aus juristischer Sicht). Im Anhang von Kokols Untersuchung sind alle genannten Gesetze und Verordnungen vollständig oder in Auszügen nachzulesen.

6.1 Zeitgeschichte und realistische Fiktion: Uwe Johnsons „Jahrestage“

Im April beschloß die deutsche Reichsregierung das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und Anderes, um das Cresspahl sich nicht kümmerte, weil sein Beruf nicht betroffen schien. Am Ersten April, in diesem Lande der Tag Aller Narren geheißen, stellte die deutsche Reichsregierung Posten ihrer Privatarmee vor die jüdischen Geschäfte in Deutschland, versuchte Kunden mit Boykottplakaten oder handgreiflich am Betreten der Läden zu hindern und fotografierte sie bei der Rückkehr durch die Tür. In Jerichow gab es in der Kurzen Straße einen Laden für Arbeitskleidung, der einem jüdischen Ehepaar gehörte (Cresspahl wußte den Namen nicht). Konnte er sich nicht vorstellen, daß die Leute in Jerichow in einem Halbkreis um den Schauplatz standen, an der Tür zwei Arbeitslose in Uniform und dazwischen Ete Helms, der als Stadtpolizei darauf achten mußte, daß alles ordentlich ablief? Gewiß, Cresspahl war lange nicht in Malchow gewesen, und noch seltener zum Kaufen; er mochte die jüdischen Geschäfte da nicht erinnern. Ob er für möglich hielt, daß die großen Fotografien in den londoner Zeitungen nur für Berlin wahr sein mochten, nicht aber für Mecklenburg? Dieser Art waren die Angebote, die Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/London, für den Fall seiner Rückkehr zur deutschen Reichsregierung im April 1933 gemacht wurden.⁴³⁶

Mit diesem Absatz nimmt Johnson explizit nur auf ein einziges historisches Faktum juristischer Natur Bezug:⁴³⁷ auf das gleich zu Anfang auch namentlich genannte „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7.4.1933,⁴³⁸ dessen Bestimmungen in erster Linie dazu dienen, „Beamte, die nicht arischer Abstammung sind“ (§3, Abs. 1) sowie „Beamte, die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten“ (§4) aus dem Dienst zu entlassen bzw. in den Ruhestand zu versetzen.⁴³⁹ Analog zur Erwähnung des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“ im bereits besprochenen Abschnitt handelt es sich hier um ein hochspezifisches, explizit aktiviertes Konzept, von zwar selbst relativ niedrigem Konventionalisierungsgrad, das sich aber in unmittelbarer kognitiver Nachbarschaft zu hochgradig konventionalisierten Konzepten befindet. Hinsichtlich der Art und Weise der Integration dieses nichtfiktionalen Konzepts in den fiktionalen Geschehensablauf und damit indirekt auch hinsichtlich der Motiviertheit des Konzepts handelt es sich um ein für Johnson derart typisches Vorgehen

⁴³⁶ JT, S. 315 f.

⁴³⁷ Mit der beiläufigen Ergänzung „und Anderes“ spielt Johnson allerdings implizit noch auf einige andere Gesetzesänderungen im April 1933 an, mit denen die Hitler-Regierung dasselbe Ziel der Vertreibung von Juden aus ihren Berufen verfolgt. Im einzelnen sind zu nennen das „Gesetz über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft“ vom 7.4.1933 (RGBl. I, S. 188), das „Gesetz, betreffend die Zulassung zur Patentanwaltschaft und zur Rechtsanwaltschaft“ vom 22. 4. 1933 (RGBl. I, S. 217) sowie die „Verordnung über die Zulassung von Ärzten zur Tätigkeit bei den Krankenkassen“ vom 22.4.1933 (RGBl. I, S. 222).

⁴³⁸ RGBl. I, S. 175.

⁴³⁹ Vgl. auch Kokol: Die Angebote der deutschen Reichsregierung an Herrn Heinrich Cresspahl im Jahre 1933, S. 308.

an dieser Stelle, daß sich eine genauere Betrachtung lohnt. Zunächst einmal scheint auf der lokalen Ebene bereits eine starke Verflechtung mit der fiktionalen Mecklenburg-Handlung über die „Tannebaum-Episode“ gegeben zu sein. Doch klärt sich einerseits der Name des „jüdischen Ehepaar[s]“, dessen Jerichower „Laden für Arbeitsbekleidung“ am 1. April 1933 Ziel von Boykottmaßnahmen der Nazis ist, erst im nächsten Tageskapitel auf.⁴⁴⁰ Andererseits erweist sich der allein lokale Zusammenhang zwischen der Erwähnung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ im ersten Satz und der Darstellung der Ausschreitungen am 1. April in Jerichow im Rest des Absatzes bei genauerem Hinsehen als recht locker. Erst unter Einbeziehung von später gegebenen Informationen erhellt sich der Sinnzusammenhang. Im folgenden Tageskapitel nämlich, das in vielerlei Hinsicht das spiegelbildliche Pendant zu Cresspahls Sicht aus der Perspektive seiner sich in Deutschland, in unmittelbarer Nähe zu den Ereignissen also, befindenden Frau Lisbeth bildet,⁴⁴¹ klärt sich auf, daß der mit Cresspahl befreundete Tierarzt Dr. Semig von den Gesetzesänderungen Anfang April existentiell betroffen ist, da er als Jude mit der Position des amtlich bestellten Fleischbeschauers für den Landkreis, zu dem Jerichow gehört, auch die finanzielle Existenzgrundlage verliert. An dieser späteren Stelle wird dann auch auf Details des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ eingegangen und verdeutlicht, in welcher dreister Weise die Nazis noch die von ihnen selbst erlassenen Gesetze mißachten, um ihr eigentliches Ziel zu erreichen:

Er [Dr. Semig, P. B.] wurde darauf hingewiesen, daß er nach Paragraph 3 wegen nicht arischer Abstammung ordnungsgemäß in den Ruhestand versetzt sei. Semig wies darauf hin, daß der Absatz 2 den Paragraphen 3 Absatz 1 aufhebe für Beamte, die „im Weltkrieg an der Front für das Deutsche Reich oder für seine Verbündeten gekämpft haben“. Er hatte eigens sein Eisernes Kreuz angelegt. Der Kreisveterinär wies ihn darauf hin, daß der Auftrag zur Fleischbeschau, wenn auch versehentlich, einen Tag lang frei gewesen sei und hätte vergeben werden müssen.⁴⁴²

Überflüssig zu erwähnen, daß die hier aufs engste mit der fiktionalen Handlung verflochtenen juristischen Details mit den Tatsachen vollständig übereinstimmen. Sie sorgen aber zugleich auch gleichsam nachträglich für die Integration der bloßen Erwähnung des antisemitisch motivierten Gesetzes im Tageskapitel zum 24. November 1967 und stellen so auch die Verbindung zu den dort geschilderten

⁴⁴⁰ Vgl. JT, S. 319: „Wegen der Tannebaums in der Kurzen Straße hätte sie [Cresspahls Frau Lisbeth, P. B.] ihn [Cresspahl, P. B.] beruhigen können.“

⁴⁴¹ Beispielsweise wird auch dieses Kapitel von refrainartig wiederkehrenden Formulierungen durchzogen wie: „aber das mochte Lisbeth Cresspahl ihrem Mann nicht nach England schreiben“ (JT, S. 321), „Das mochte Lisbeth Cresspahl nicht aus Deutschland nach England schreiben“ (JT, S. 324), „Das mochte Lisbeth Cresspahl nicht aus Jerichow nach Richmond schreiben“ (JT, S. 327).

⁴⁴² JT, S. 324.

Übergriffen gegen Juden am 1. April her. Das entsprechende Konzept erweist sich somit als hochgradig global integriert, und seine Verwendung ist darüber hinaus durch seine Bedeutung für die zentrale Thematik des Romans – die Schuld der deutschen Öffentlichkeit an den Verbrechen gegen die europäischen Juden – stark motiviert.

Der dritte und letzte Absatz, mit dem im Tageskapitel zum 24. November 1967 Bezug auf juristische Fakten genommen wird, steht wiederum etwas isolierter von den fiktionalen Geschehenszusammenhängen:

Im Mai entgalt die deutsche Reichsregierung die Geldspenden der deutschen Industriellen an Herrn Hitler mit einigen Sachleistungen. [1] Sie ließ den Tag der Gewerkschaften als „Tag der nationalen Arbeit“ feiern. Am 2. Mai besetzte sie die Häuser der Gewerkschaften. [2] Am 10. Mai überführte sie die erbeuteten Gelder in ihre eigene Gründung, ein Ding namens „Deutsche Arbeitsfront“. Die Kommunisten waren abserviert; nun sollten die Sozialdemokraten ihr Fett bekommen. Sie hatten als einzige Partei nicht für Hitlers Ermächtigungsgesetz gestimmt. Nun half ihnen nicht mehr, daß sie am 19. Mai noch schnell die Außenpolitik der deutschen Reichsregierung billigten. Am 10. Juni waren ihre Büros besetzt worden, [3] am 22. Juni wurde ihre Partei verboten. So macht man das. Dies waren einige der Vorschläge, die die deutsche Reichsregierung Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/England, für den Fall seiner Rückkehr im Mai 1933 machte.⁴⁴³

Zur besseren Orientierung sind auch in diesem Absatz die relevanten Sätze durch Ziffern gekennzeichnet. Die Unterscheidung von juristischen und anderen historisch-politischen Fakten ist dabei wegen der Fülle der in der kurzen Textsequenz verarbeiteten Wirklichkeitspartikel schwierig und mag etwas willkürlich erscheinen. Um jedoch die Vergleichbarkeit mit den anderen zitierten Abschnitten zu gewährleisten, sind nur die drei Sätze ausgewählt, die sich relativ eindeutig auf juristische Fakten zu beziehen scheinen.

Mit den drei Sätzen werden drei Konzepte aktiviert, die allesamt als hochspezifisch bezeichnet werden können. In den Fällen 1 und 2 werden die entsprechenden Konzepte zudem mehr oder weniger explizit aufgerufen. Mit 1 wird expressis verbis auf das „Gesetz über die Einführung eines Feiertags der nationalen Arbeit“ vom 10.4.1933⁴⁴⁴ Bezug genommen. Auch bei der in 2 explizit genannten „Deutschen Arbeitsfront“ handelt es sich um ein auf historische Fakten unmittelbar rekurreres Konzept, dessen Entsprechung man allerdings „im Reichsgesetzblatt vergeblich suchen“⁴⁴⁵ wird. Johnson verarbeitet an dieser Stelle offenbar nicht im engeren Sinn juristische Fakten, sondern spielt auf die histo-

⁴⁴³ JT, S. 317.

⁴⁴⁴ RGBl. I, S. 191.

⁴⁴⁵ Kokol: Die Angebote der deutschen Reichsregierung an Herrn Heinrich Cresspahl im Jahre 1933, S. 308.

risch belegte Gründung der „Deutschen Arbeitsfront“, einer „Untergliederung der NSDAP“,⁴⁴⁶ am 10.5.1933 an.

Ein aus fiktionstheoretischer Sicht besonders interessanter Fall liegt mit dem dritten nichtfiktionalen Konzept in dem zitierten Absatz vor. Kernaussage ist hier, daß am 22.5.1933 die SPD in Deutschland verboten worden sei. Tatsächlich wurde der SPD aber erst am 21./22.6.1933 „jegliche Betätigung verboten“, und ein „gesetzliches Verbot der SPD erfolgte schließlich erst durch das Gesetz gegen die Neubildung von Parteien vom 14. Juli 1933“.⁴⁴⁷ Johnson reproduziert an dieser Stelle offenbar unabsichtlich einen Fehler in der Quelle, deren er sich bedient hat: der vom Institut für Marxismus-Leninismus des Zentralkomitees der SED herausgegebenen „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 15 Kapiteln“.⁴⁴⁸ Nach den Regeln der klassischen Referenzsemantik handelt es sich hier um ein typisches Beispiel für verfehlt Referenz, da der sprachliche Ausdruck nicht eine Gegebenheit in der realen Welt widerspiegelt. Mithin wäre es ausgeschlossen, den Textteil als ein nichtfiktionales Element des Gesamttexts anzusehen. In den Begriffen der kognitiven Semantik ist der Sachverhalt hingegen anders zu fassen: Die von der allgemeinen Enzyklopädie der Sprachgemeinschaft abweichende Angabe entsprach offensichtlich trotz dieser Abweichung der persönlichen Enzyklopädie des Autors zur Zeit der Textentstehung. Es ist ohne Zweifel die *Absicht* des Autors, auf einen realen Vorgang Bezug zu nehmen, und interessanterweise gelingt ihm diese Bezugnahme auch, unbeschadet der Tatsache, daß er den intendierten Vorgang partiell abweichend konzeptualisiert.⁴⁴⁹ Nach der für diese Studie zugrundegelegten kognitiv orientierten Fiktionalitätstheorie muß also auch angesichts dieser Textpassage eindeutig von einem nichtfiktionalen Element des Texts gesprochen werden. Zwar ist das Konzept *abweichend konzeptualisiert*, jedoch ebenso explizit aktiviert und hochspezifisch wie die beiden anderen besprochenen Konzepte des Abschnitts.

Der Konventionalisierungsgrad aller drei Konzepte dürfte relativ niedrig liegen, doch wie bei den historischen Fakten, die die beiden vorangegangenen die politische Situation im Frühjahr 1933 zusammenfassenden Abschnitte zitieren, ist es dem Leser durch die Verbindung mit hochkonventionalisierten historischen

⁴⁴⁶ Ebd.

⁴⁴⁷ Ebd., S. 309. Das „Gesetz gegen die Neubildung von Parteien“ wurde veröffentlicht im RGBl. I, S. 479.

⁴⁴⁸ Vgl. Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 15 Kapiteln, Bd. 10, S. 35. Die Angabe verdankt sich dem Kommentar zu den „Jahrestagen“ (vgl. Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 246 und ebd., Quellen- und Siglenverzeichnis, S. 1063, dort ist die „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 15 Kapiteln“ versehen mit der Bemerkung „(in Johnsons Bibliothek)“.

⁴⁴⁹ Die fälschliche zeitliche Vorverlegung des Verbots der politischen Betätigung für die SPD um genau einen Monat wird ja gerade erst erkennbar unter Berücksichtigung des Vorgangs, den Johnson tatsächlich *meint*.

Konzepten erleichtert, sich zu orientieren. So ist gleich im ersten, das folgende bloße Faktum kommentierenden und bewertenden Satz die Rede von „Herrn Hitler“, womit der Zusammenhang zur gemeinten historischen Situation schnell hergestellt ist.

Was die Integration der Konzepte in den fiktionalen Geschehenszusammenhang und damit letztlich auch ihre Motivierung angeht, läßt sich genaueres erst sagen, wenn man nach lokaler und globaler Integration unterscheidet. Auf der lokalen Ebene des Tageskapitels zum 24. November 1967 ist der Beginn der Passage durch einen für die literarische Montagetechnik typischen Kohäsions- und Kohärenzbruch gekennzeichnet. Unmittelbar voraus geht die in der Form iterativen Erzählens vollzogene Darstellung eines Gesprächs, wie es am Ende eines gemeinsam verbrachten Abends zwischen Cresspahl und Mr. Smith, seinem Mitarbeiter in der Schreinerei, als typisch vorzustellen ist. Die Sequenz endet mit dem Satz: „Noch auf der Treppe hörte Cresspahl ihn reden, und es kam vor, daß er für sich wiederholte: In Ordnung, Mr. Smith.“⁴⁵⁰ Der nach einem Absatz folgende Satz weist kein einziges Element auf, das sich anaphorisch auf den vorangegangenen bezöge; eine wesentliche Regel der Kohäsionsbildung in Texten ist somit verletzt.⁴⁵¹

Lediglich der auf den dokumentarischen Absatz folgende Teil des Tageskapitels ist durch die Aufnahme der temporalen Bestimmung „Im Mai“ locker an ihn angebunden. Denn alle drei besprochenen historische Fakten aufnehmenden Absätze beginnen und enden jeweils mit solchen Zeitangaben: „Was er im März verpaßt hatte“ / „Dies waren die Angebote, die die deutsche Reichsregierung Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/England, für den Fall seiner Rückkehr noch nachträglich unterbreitete im März 1933“, „Im April“ / „Dieser Art waren die Angebote, die Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/London, für den Fall seiner Rückkehr zur deutschen Reichsregierung im April 1933 gemacht wurden“ / „Im Mai“ / „Dies waren einige der Vorschläge, die die deutsche Reichsregierung Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/England, für den Fall seiner Rückkehr im Mai 1933 machte“.⁴⁵² Die Angabe „Im Mai“, mit der nach dem dritten und letzten dokumentarischen Abschnitt wieder zur Handlung in Richmond zurückgekehrt wird, ist also auch eine Erinnerung daran, daß sich das fiktionale Richmond-Geschehen und die historischen Ereignisse in Deutschland zeitgleich abspielen. Es ist damit eine enge thematische Verbindung hergestellt, die sich jedoch nicht in der Syntax widerspiegelt. Eine solche syntaktische Verbindung wäre auch schwerlich herzustellen, ohne dabei die in den Richmond-Passagen vorherrschende Perspektive Cresspahls zu berücksichtigen. Damit wäre dann aber auch eine Vorentscheidung über die Frage verbunden, die auf übergeord-

⁴⁵⁰ JT, S. 317.

⁴⁵¹ Vgl. hierzu: de Beaugrande/Dressler, S. 65.

⁴⁵² JT, S. 314 ff. Hervorhebung P. B.

meter Ebene Gesine nur mutmaßend für sich zu beantworten versuchen kann: Wie genau war Cresspahl im Frühjahr 1933 über die Vorgänge in Deutschland informiert?

Wie sorgfältig und vielschichtig die dokumentarischen Teile der Textpassage in den Gesamtzusammenhang der „Jahrestage“ integriert sind, zeigt sich erst aus globaler Perspektive. Der Absatz greift wie die beiden anderen dokumentarischen Passagen des Kapitels exemplarisch einen bestimmten Aspekt der Macht-ergreifung durch die Nazis heraus. Ging es in der ersten Sequenz um die staatspolitische Seite des historischen Vorgangs und in der zweiten Passage um die Auswirkungen auf die jüdische Bevölkerung, so führt der dritte dokumentarische Absatz Fakten an, die sich allesamt auf die Ausschaltung der Arbeiterbewegung beziehen, als deren Vertreter beispielhaft die Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei genannt werden. Mit letzterer ist die Figur Heinrich Cresspahl allerdings eng verbunden, und so wirken sich die in dem Abschnitt beschriebenen Repressalien, denen sich die Partei in Deutschland ausgesetzt sieht, schon bald auch auf sein weiteres Schicksal, d. h. auf den Verlauf des fiktiven Geschehens aus. Bereits im Tageskapitel zum 27. November 1967 heißt es, daß im Juli 1933 „Flüchtlinge aus Deutschland den Weg zum Gaswerk von Richmond“⁴⁵³ in Cresspahls Werkstatt finden: „Wenn sie die Keller der S.A. und die Flucht und die Ankunft zur Not ausgeschlafen hatten, standen sie etwas klamm im heißen Hof, ältere Herren zumeist, gelenksteif vom Sitzen an den mecklenburgischen Schreibtischen der S.P.D.“⁴⁵⁴ Cresspahl ist also noch in Richmond von den Maßnahmen der Nazis gegen die SPD unmittelbar betroffen, und auch bei seiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland spielt sein Verhältnis zur nun de facto, wenn auch noch nicht de jure verbotenen Partei eine wichtige Rolle. Das auf den 30. November 1933 bezogene Kapitel, das in auffälliger Parallelität zum hier besprochenen mit einer Reihe juristischer Fakten durchsetzt ist, ist inhaltlich auf Cresspahls Rückkehr konzentriert und bietet in Form einer partiellen, kompletiven, internen Analepse⁴⁵⁵ den Bericht darüber, daß einer der geflohenen SPD-Aktivistinnen – Manning Susemihl – ihn in Richmond dazu überreden wollte, illegalerweise Propagandamaterial nach Deutschland mitzunehmen. Cresspahls Weigerung, die unter anderem durch den angeblichen „Ausschluß sämtlicher jüdischer Mitglieder aus dem Vorstand“ der SPD durch einen partei-internen „Beschuß vom 19. Juni“ motiviert ist,⁴⁵⁶ führt zu einer Auseinandersetzung mit Susemihl und schließlich zu dessen Rauswurf. Dieser Abschied von

⁴⁵³ JT, S. 339.

⁴⁵⁴ Ebd.

⁴⁵⁵ Vgl. zur Terminologie Genette: Die Erzählung, S. 32 ff.

⁴⁵⁶ Auch an dieser Stelle reproduziert Johnson einen – hier allerdings bedeutsamen, nämlich tendenziösen – Fehler seiner Quelle. Die SPD-Vorstandsmitglieder jüdischen Glaubens konnten schlicht deshalb nicht wiedergewählt werden, weil sie emigriert waren. Vgl. dazu Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 260.

Manning Susemihl ist zugleich deutlich als Cresspahls Abschied von der deutschen Sozialdemokratie angelegt; so heißt es in dem Abschnitt, daß Cresspahl „nicht aus Versehen die Partei beleidigt hatte“, und am Ende der Rückblende kulminiert das Erzählen in einer kommentierenden Bewertung von Cresspahls Handeln seitens Gesine inklusive anschließendem Kurzdialog zwischen den beiden in Kursivdruck: „Es gibt so eine überwache, schnell fließende Wut, die es gründlich anstellt mit einem Verlust, wenn denn etwas verloren werden soll, nicht wahr, Cresspahl. / *Right you are, Gesine. Un du kennst dat nich bloß von mi. Du hest dat sülben. / Ne. / Na?*“⁴⁵⁷ Schon allein die Wahl des Ausdrucks „Verlust“ weist hier deutlich über den Abschied von Manning Susemihl, zu dem Cresspahl kein besonders freundschaftliches Verhältnis hat, hinaus.

Die dokumentarische Episode zum Verbot der SPD ist nicht nur durch Verbindungen zu in der erzählten wie der Erzählzeit folgenden, sondern auch durch Bezüge zu in der erzählten und Erzählzeit vorausliegenden Handlungselementen fest in den Gesamtzusammenhang integriert. Als ein Beispiel sei das Kapitel zum 20. Oktober 1967 genannt, dessen vielfältige thematische Bezüge zur historischen Situation der SPD im März 1933 und zu Cresspahls persönlicher Verstrickung in diese Situation detailliert nachzuzeichnen den Rahmen einer bloßen Fallstudie sprengen würde.⁴⁵⁸

Zeichen für den hohen Integrationsgrad aller drei dokumentarischen, nicht-fiktionalen juristischen Material verarbeitenden Passagen des Tageskapitels zum 24. November 1967 ist schließlich nicht zuletzt, daß das Motiv der „Vorschläge“, die einer Figur von Regierungsverantwortlichen ihres Heimatlandes für den Fall der Rückkehr unterbreitet werden, nach 1345 Druckseiten wieder aufgenommen wird. Im Tageskapitel zum 16. August 1968 ist es diesmal Gesine selbst, die solche Angebote erhält: „Am 9. Juni 1953 machte der Sachwalter der ostdeutschen Republik seiner Bürgerin Gesine Cresspahl einige Vorschläge, ihre Rückkehr unter seine Fuchtel betreffend.“⁴⁵⁹ Über die bloße Wiederaufnahme der Formulierung hinaus verbindet die beiden Tageskapitel auch eine thematische Korrespondenz: Die Situation, in der sich Gesine im Sommer 1953 befindet, wird in Parallele zu der Cresspahls im Frühjahr 1933 gesetzt; die metaphorische Formulierung der von der jeweiligen Regierung unterbreiteten „Vorschläge“ unterstreicht die Parallelisierung der Situationen.⁴⁶⁰ Wie ihr Vater im Jahr 1933 be-

⁴⁵⁷ JT, 30. November 1967, S. 352.

⁴⁵⁸ JT, S. 175 ff. Der Kern des Kapitels schildert Cresspahls Ankunft am 2.3.1933 in Deutschland anlässlich der Geburt seiner Tochter Gesine. Er wird dabei in Lübeck in bereits gefährliche Aktivitäten befreundeter SPD-Mitglieder verwickelt und gerät schließlich sogar für eine Nacht in Haft.

⁴⁵⁹ JT, S. 1662.

⁴⁶⁰ Vgl. JT, 24. November 1967, S. 317: „Dies waren einige der Vorschläge, die die deutsche Reichsregierung Herrn Heinrich Cresspahl, Richmond/England, für den Fall seiner Rückkehr im Mai 1933 machte“ und JT, 16. August 1968, S. 1663: „Dies

findet sich Gesine 1953, nachdem sie in West-Berlin Unterschlupf gefunden hat, außerhalb des Machtbereichs derer, die ihre Heimat regieren, wie damals ihr Vater kann sie nun auch von außen verfolgen, wie die Politik der heimatlichen Regierung zunehmend unmenschliche Züge annimmt, wie ihr Vater zwanzig Jahre zuvor steht sie vor der schwierigen Entscheidung, in eine Heimat zurückzukehren, in der sie nicht unbehelligt und ohne selbst schuldig zu werden leben können, oder dieser Heimat – wahrscheinlich für immer – den Rücken zu kehren. In zweierlei Hinsicht unterscheidet sich die Lage Gesines jedoch entscheidend von der ihres Vaters im Jahr 1933: Ihre persönliche Haltung zur Regierung der noch jungen DDR ist durchaus ambivalent und nicht so vollständig von Ablehnung geprägt wie die Einstellung Cresspahls zum Hitler-Regime; trotzdem – und das ist der zweite wichtige Unterschied zum Verhalten ihres Vaters – kehrt sie *nicht* zurück nach Jerichow „unter die Fuchtel“ einer aus ihrer Sicht nicht nur politisch, sondern vor allem auch moralisch sich selbst diskreditierenden Staatsführung.

Diese Differenzen in der Ausgangssituation spiegeln sich auch in einem je spezifischen Umgang des Autors mit den eingebrachten nichtfiktionalen Konzepten wider. Während das historisch-juristische Faktenmaterial im auf 1933 bezogenen Kapitel, wie oben gezeigt wurde, global – also in Hinsicht auf den Gesamttext – sehr stark, lokal – also in Hinsicht auf den unmittelbaren Kontext – jedoch nur schwach integriert ist, weist das Ereignisse des Jahres 1953 darstellende Kapitel schon vom Aufbau her eine andere Umgangsweise mit den nichtfiktionalen Elementen auf. Es bietet nämlich zwar, wie es für die einzelnen Tageskapitel der „Jahrestage“ typisch ist, genauso wie das Kapitel zum 24.11.1967 zunächst Darstellungsgegenstände auf der New-York-Ebene, jedoch anders als letzteres in einer weitaus handlungsbezogeneren und weniger auf bloßes Zitieren von Meldungen aus der *New York Times* beschränkten Manier. Lediglich im ersten Absatz findet sich eine Nachricht aus der Zeitung, jedoch schon nicht mehr in der Art einer einfachen Zitatmontage, sondern bereits als fester Bestandteil des fiktionalen Geschehens, das erzähltechnisch den Rahmen des Kapitels bildet. Dieser erste Absatz des Kapitels ist ein Glanzstück von Uwe Johnsons Kunst der Verknüpfung und gegenseitigen Durchdringung unterschiedlicher Handlungsebenen in „Jahrestage“ und macht zugleich noch einmal den wichtigen Beitrag nichtfiktionaler Konzepte in diesem Zusammenhang deutlich:

In New Orleans eine New York Times vom Tage finden, es ist ein chercher une aiguille dans une botte de foin, und betreffen läßt sie sich wie etwas Exotisches, in einem Eckladen an der Canal Street, der zumeist ausländische Druckerzeugnisse

waren einige Vorschläge, die die Einheitspartei des ostdeutschen Sachwalters an Cresspahls Tochter richtete für den Fall ihrer Rückkehr.“ Betont wird der Rückbezug der zweiten, späteren Passage auf die erste zudem durch die Verwendung der Umschreibung „Cresspahls Tochter“ an dieser Stelle.

feil hält. Abgegeben wird sie gegen zehn Cent Zuschlag für die Luftfracht. Die einzige Nachricht für uns: in New York hat es gestern gebrannt. Gestern nachmittag, kurz nach Mittag, hat ein mittleres Feuer den erhöhten Bahnsteig der Subway von Rockaway Park kahl gefressen; wo wir den Dienstag verbrachten mit Jakobs Brief aus Olomouc, Č.S.S.R. Marie bittet sich das Blatt mit der Fotografie der Brandstätte aus, zur Vermehrung unseres Gepäcks, ein Streitgespräch über Zufall mit D.E. vorzubereiten; – für wenn wir wieder zu Hause sind.⁴⁶¹

Der kurze Abschnitt beginnt mit dem tagesaktuellen Geschehen: Gesine befindet sich zehn Tage, nachdem sie vom Tod ihres Lebensgefährten D.E. erfahren hat, auf der letzten Station einer Städtereise, die sie mit ihrer Tochter quer durch die USA unternimmt. Zunächst sollte es nur ein Ausflug nach San Francisco werden, doch vor der Abreise von dort hat Gesine den Einfall, „aus der Reise eine mit drei Ecken zu machen“⁴⁶² und auf dem Rückweg einen Zwischenaufenthalt in New Orleans einzulegen, wo sich die beiden am 16.7.1968 befinden. Über die gleich eingangs erwähnte Suche nach einer Ausgabe der *New York Times* in der Stadt ist von Anfang an eine Rückbindung an New York und damit an den gesamten durch diesen nichtfiktionalen Schauplatz konstituierten Darstellungskomplex gegeben. Deutlich wird damit, daß der Nebenschauplatz New Orleans zur erweiterten New-York-Ebene des Romangeschehens gehört. Obwohl der Stadt am Mississippi-Delta nur eine Randfunktion zukommt, bleibt es nicht etwa bei der bloßen namentlichen Nennung und der mit der expliziten Aktivierung des Ort-konzepts verbundenen einfachen Setzung des nichtfiktionalen Orts als Schauplatz des fiktionalen Geschehens, vielmehr macht Johnson in der für die „Jahrestage“ typischen realistisch-detailgenauen Weise den Ort anschaulich, indem er mit Hilfe einiger ausgewählter Einzelheiten gleichsam ein Bild des Schauplatzes skizziert. Gleich im ersten Satz tragen die mit der französischen Redewendung gegebene Anspielung auf den kolonialen Ursprung der Stadt und die Nennung der berühmten Canal Street zu dieser *Füllung* des einmal aktivierten Konzepts mit Detailinformationen bei.

Während sich also die ersten Zeilen noch ganz auf die New-York-Schicht der „Jahrestage“ beziehen, schlägt die Nachricht über einen Brand in der Subway-Station des New Yorker Rockaway Parks die Brücke zu einer zunächst unscheinbaren Bemerkung, in der sich jedoch Anklänge an Gesines Vergangenheit ebenso wie an die noch bevorstehende Reise in die ČSSR gebündelt finden. Der Knoten, in dem beide Handlungsfäden zusammenlaufen, ist „Jakobs Brief aus Olomouc, Č.S.S.R.“, wobei die Nennung des realen Orts – zumal mit seinem tschechischen, nicht mit seinem deutschen Namen Olmütz – wiederum von essentieller Bedeutung ist. Am Ende des Abschnitts wird mit der Anspielung auf D.E. zudem noch das erst kürzlich Geschehene einbezogen, indirekt ist damit

⁴⁶¹ JT, S. 1660.

⁴⁶² JT, S. 1661.

auch eine Parallelisierung der beiden Figuren Jakob und D.E. verbunden, mit der auf die beiden gemeinsame Bedeutung in Gesines Leben und auf das Schicksal des frühen Todes, das beide ebenfalls teilen, aufmerksam gemacht wird.

Die im ersten Absatz des Kapitels bereits angelegte starke Konzentration auf das fiktionale Geschehen um die Hauptfigur Gesine setzt sich auch im weiteren Verlauf fort. Nachdem zunächst noch einige Details des Besuchs in New Orleans berichtet werden, setzt die Vermittlung von Geschehen auf der Mecklenburg-ebene relativ unvermittelt mit dem oben bereits zitierten Satz ein: „Am 9. Juni 1953 machte der Sachwalter der ostdeutschen Republik seiner Bürgerin Gesine Cresspahl einige Vorschläge, ihre Rückkehr unter seine Fuchtel betreffend.“ Es folgen, nach Absätzen geordnet, acht einzelne Vorschläge, die formal in der Art einer mündlichen Kommunikationssituation zwischen dem „Sachwalter der ostdeutschen Republik“ und Gesine angelegt sind: Der Sachwalter spricht Gesine unmittelbar an, eine Antwort Gesines findet sich allerdings nicht. Diese stilisierte Darstellungsform des Abschnitts markiert Johnson durch die wiederholte Aufnahme von Wendungen am Schluß eines jeden Absatzes, die die perlokutionäre,⁴⁶³ d. h. auf die Evokation einer sprachlichen Reaktion des Kommunikationspartners abzielende Seite sprachlicher Handlungsakte betonen wie z. B.: „Dies gilt Ihnen, Fr. Cresspahl!“ oder „Wie gefiele Ihnen das, Gesine Cresspahl.“⁴⁶⁴ Die Anredestruktur des Abschnitts sorgt schon auf rein formaler Ebene für einen höheren Grad der Integration der historischen Fakten in den fiktionalen Handlungszusammenhang, als es im Kapitel zu den Vorschlägen, die Heinrich Cresspahl im Frühjahr 1933 unterbreitet worden waren, der Fall gewesen ist.

Auf inhaltlicher Ebene betrachtet, bewegt sich nur der erste der Vorschläge noch in großer Distanz zum fiktionalen Geschehen: „Seine [des Sachwalters, P. B.] Partei gedenke nunmehr zu verzichten auf eine unmenschliche von ihren Tugenden, die Unfehlbarkeit: sie habe in der Tat Fehler begangen. Eine Folge sei gewesen, daß zahlreiche Personen die Republik verließen. Dies gilt Ihnen, Fr. Cresspahl!“⁴⁶⁵ Der Absatz kann in seiner Allgemeinheit jedoch noch als Einleitung für die eher Details betreffenden folgenden Absätze begriffen werden. Alle folgenden Absätze greifen jeweils ein dokumentarisches Element heraus und demonstrieren dessen praktische Auswirkungen anhand der potentiellen Folgen für eine fiktive Figur. Reale Grundlage der dokumentarischen Partikel ist dabei das am 9.6.1953 vom Politbüro des ZK der SED herausgegebene *Kommuniqué*, mit dem der sogenannte „Neue Kurs“ angekündigt wurde, den, so Gudrun Widman in ihrer Studie zur Darstellung der Vor- und Frühgeschichte der

⁴⁶³ Zur Unterscheidung zwischen lokutionären, illokutionären und perlokutionären Sprechakten vgl. Austin: Zur Theorie der Sprechakte, besonders S. 118 f.

⁴⁶⁴ JT, S. 1662.

⁴⁶⁵ Ebd.

DDR in „Jahrestage“, „das Politbüro der SED auf Drängen der eigenen Opposition und auf Druck Moskaus einschlagen mußte.“⁴⁶⁶

Gleich im zweiten Absatz verschmilzt das Versprechen zur Aufhebung von Zwangsmaßnahmen, das die SED in ihrem Kommuniqué macht, mit dem Schicksal der Figur Peter Wulff:

Da die Partei es fertig gebracht habe, Peter Wulff wie angekündigt die Waage auf Null zu stellen, auf null Gramm! wie sie ausgerufen habe in ihrem Eifer, so wolle sie sich überwinden zu der Erlaubnis, daß er das Lebensmittelgeschäft neben seinem Krug von neuem eröffne. Auch gedenke sie ihn mit Waren zu beliefern. Des weiteren, er solle einstweilen keine Sorgen sich machen wegen der ausstehenden Steuern seit 1951 und der Beiträge zur Sozialversicherung. Schluß mit den Zwangsmaßnahmen, Herr Wulff!⁴⁶⁷

Historischer Bezugspunkt ist hier ein Teil der von der SED im Juni 1953 beschlossenen Maßnahmen, der sich in einer zu Johnsons Bibliothek gehörenden historiographischen Materialsammlung zur Geschichte der DDR wie folgt nachgezeichnet findet:

„Die Zwangsmaßnahmen zur Betreibung von Rückständen an Steuern und Sozialversicherungsrückständen, die bis zum Ende des Jahres 1951 entstanden sind, sollen für Klein-, Mittel- und Großbauern“ und alle privaten Wirtschaftsbetriebe ausgesetzt werden. Es dürfen „Geschäftseigentümer, die in der letzten Zeit ihre Geschäfte geschlossen oder abgegeben haben, diese wieder eröffnen.“⁴⁶⁸

Die Aufnahme des so sich darstellenden Faktenmaterials in den fiktionalen Text ist offensichtlich. Ebenso deutlich ist aber auch, daß diese Realitätsbestandteile aufs engste mit einer fiktiven Person verknüpft sind, die an dieser Stelle exemplarisch für die von den Maßnahmen der Staatspartei betroffenen Menschen steht. Dabei ist das genaue Verhältnis zwischen den historischen Vorgängen und dem individuellen Schicksal des mit Heinrich Cresspahl befreundeten Sozialdemokraten Peter Wulff nur unter Rückbezug auf das Tageskapitel zum 12. August 1968 zu verstehen. Denn dort ist im Zusammenhang mit einer der Fiktion nach von Gesines Mitschüler Dieter Lockenvitz erstellten, jedoch zum größten Teil reale Fälle unter Nennung der tatsächlichen Namen aufführenden „Liste zur Justiz in Mecklenburg seit 1945“ die Rede davon,

daß Peter Wulff vorgeworfen war, er habe in den Jahren 1946-1948 den Staat (den es erst seit 1949 gab) geschädigt an Einkommens-, Gewerbe- und Umsatzsteuer, insgesamt um 8643,- DM; weswegen er in der Unterwerfungsverhandlung vor dem

⁴⁶⁶ Widman: „Eine Art Information in der Form von Erzählung“, S. 60.

⁴⁶⁷ JT, 1662.

⁴⁶⁸ Die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands in den Jahren 1955 bis 1956, S. 252 f. Vgl. auch Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 1015 f.

6. Konsequenzen für die Textinterpretation – drei Fallbeispiele

Finanzamt Gneez im Mai 1950 die Zahlung einer Geldstrafe von 8500 Mark noch lange verweigerte, also im Juni verknackt wurde, gemäß § 396 der Abgabenordnung, zu siebentausend Mark und drei Monaten Gefängnis.⁴⁶⁹

Erst unter Einbezug dieser Textstelle läßt sich verstehen, welches von der Partei an Wulff begangene Unrecht 1953 per Dekret wiedergutmacht werden sollte. Der Leser wird darüber hinaus auch auf das Repertoire dessen zurückgreifen, was zuvor im Text an Informationen über diese Figur, die zu den wichtigsten Nebenfiguren der Mecklenburg-Schicht des Romans zählt, bereits vermittelt worden ist, und so unter Umständen zu der Einschätzung gelangen, daß zur Erklärung des harten Vorgehens der Regierungs- und Justizorgane gegen Wulff dessen sozialdemokratische Vergangenheit nicht unerheblich ist.

Mit dem Hinweis auf die als Hintergrund relevanten historischen Vorgänge um die sogenannte Zwangsvereinigung der KPD und der SPD zur SED im April 1946 ist dabei der Bereich des von Johnson zur Gestaltung dieses Details genutzten nichtfiktionalen Konzeptmaterials noch nicht ausgeschöpft. Denn der Fall Peter Wulff, wie er im Kontext einer Reihe von Justizverbrechen in der frühen DDR geschildert wird, ist keineswegs von Johnson erfunden. Alle Einzelheiten des Falls – von der anfänglich festgestellten Unterschlagungssumme von „8643.- DM“ über die zuerst festgesetzte „Geldstrafe von 8500.- DM“ bis zur abschließenden Verurteilung „wegen fortgesetzter Steuerhinterziehung gemäß § 396 der Abgabenordnung zu 3 Monaten Gefängnis und 7000.- DM Geldstrafe“ – finden sich in einer Zusammenstellung von Entscheidungen des Obersten Gerichts der DDR aus dem Jahr 1952, die zu Uwe Johnsons Bibliothek gehörte.⁴⁷⁰

Alles in allem kommt bei der Interpretation des kurzen Textabschnitts im Kapitel zum 16. August 1968 ein ganzes Netz von nichtfiktionalen Konzepten ins Spiel: Zunächst bezieht sich die Passage, unmittelbar durch den Kontext gekennzeichnet, auf die Erklärungen der SED vom 9. Juni 1953. Mit der Erwähnung der Rücknahme bestimmter Maßnahmen gegen die Figur Peter Wulff wird ein Bezug zu einem spezifischen Ausschnitt dieses fiktionalen Personenkonzepts hergestellt, nämlich zu den ursprünglich seitens der Staatsgewalt gegen ihn im Jahr 1950 eingeleiteten Maßnahmen, die vier Kapitel zuvor geschildert worden sind. Die dort gegebene Schilderung des Verfahrens gegen Wulff ist gleich zweifach mit nichtfiktionalen Konzepten verknüpft, zum einen gehört sie in den allgemeinen Kontext von Justizverbrechen in der frühen DDR und nimmt somit Bezug auf ein relativ unspezifisches – da eine Vielzahl von Einzelfällen unter sich vereinigendes –, jedoch explizit aktiviertes Konzept von etwa mittlerem Konventionalisierungsgrad, zum anderen ordnet sie dem fiktionalen spezifischen Gegenstandskonzept PETER WULFF ein spezifisches nichtfiktionales Eigen-

⁴⁶⁹ JT, S. 1613.

⁴⁷⁰ Entscheidungen des Obersten Gerichts der Deutschen Demokratischen Republik, S. 296. Vgl. auch Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 972.

schaftskonzept zu,⁴⁷¹ das nur implizit aktiviert wird und einen denkbar niedrigen Konventionalisierungsgrad besitzt.⁴⁷² Schließlich gerät über die im Verlauf der „Jahrestage“ des öfteren explizit hergestellte Verbindung des Personenkonzepts PETER WULFF mit dem nichtfiktionalen Kategorienkonzept SOZIALDEMOKRATIE der – je nach Wissenstand des jeweiligen Lesers variierende – gesamte historische Konzeptkomplex in den Blick, der als [GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATIE] bezeichnet werden könnte und aus dem der Leser einzelne Ausschnitte, die er für relevant für das Verständnis des Textabschnitts hält, im Hintergrund aktivieren wird.

Durch ein Schaubild lassen sich die Zusammenhänge noch einmal veranschaulichend zusammenfassen:

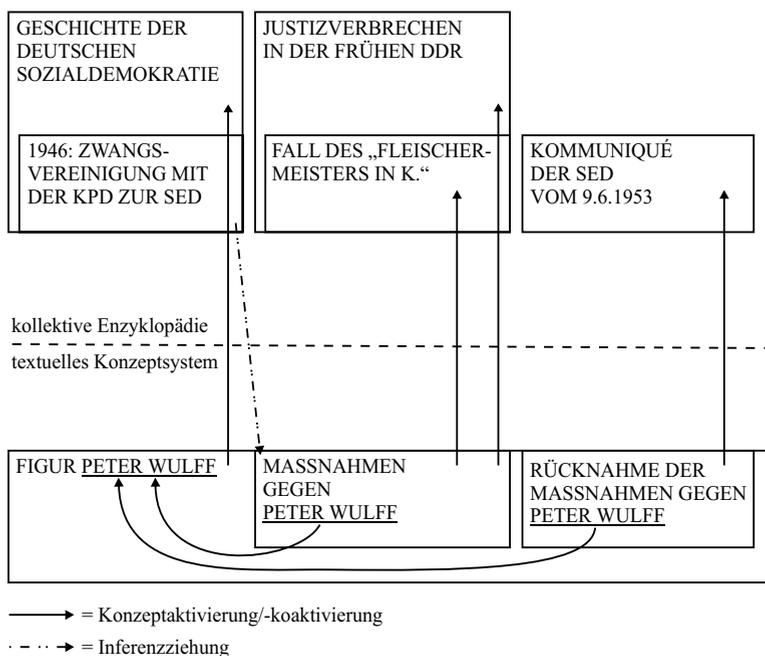


Abbildung 6: Semantisches Netzwerk zu einem Detail aus Uwe Johnsons Roman „Jahrestage“

⁴⁷¹ Zur hier verwendeten Terminologie vgl. oben Kap. 3.1.1, 47 f.

⁴⁷² Am Rande sei angemerkt, daß der Wahrscheinlichkeitsstatus nur deshalb gewahrt bleibt, weil es sich um ein nichtfiktionales Konzept von äußerst geringem Konventionalisierungsgrad handelt. Würden der Figur Peter Wulff etwa Details eines berühmten Falls zugeschrieben, läge der fiktionale Charakter damit offen zutage.

Ähnliche Schemata ließen sich auch für die anderen „Vorschläge des Sachwalters“ an die Adresse Gesines erarbeiten. Das Prinzip sollte allerdings bereits deutlich geworden sein, und im Interesse einer konzisen Darstellung soll darauf verzichtet werden, in ebenso detaillierter Weise für jeden einzelnen „Vorschlag“ die Relevanz nichtfiktionaler Konzepte nachzuzeichnen. Ergänzend sei lediglich noch der „Fall Utpathel“ genannt, da er analog zu dem Peter Wulffs angelegt ist und noch einmal die enge Beziehung zwischen den Tageskapiteln zum 16. und zum 12. August 1968 verdeutlicht. Der vierte „Vorschlag“ des Sachwalters im Kapitel zum 16. August beginnt wie folgt: „Wir haben im Ernst vor, Ihren Georg Utpathel aus der Strafhaft nach Hause zu schicken, wie überhaupt Leute, die nach dem Gesetz zum Schutz des Volkseigentums zu bloß drei Jahren verurteilt sind.“⁴⁷³ Vordergründig bezieht sich auch diese Einzelheit auf ein Dekret der SED vom Juni 1953: „Alle Verurteilten sind sofort zu entlassen, die nach dem Gesetz zum Schutz des Volkseigentums mit den Mindeststrafen bis zu drei Jahren Haft verurteilt wurden.“⁴⁷⁴ Überdies besteht wie im Fall Peter Wulffs jedoch auch hier ein Bezug zur „Liste zur Justiz in Mecklenburg seit 1945“ im Kapitel zum 12. August 1968. Denn dort sind die genauen Umstände geschildert, unter denen „der Bauer Utpathel in Alt Demwies wegen seiner Rückstände in der sollgemäßen Ablieferung von Fleisch, Milch, Wolle, Ölsaaten zu zwei Jahren Zuchthaus kam“.⁴⁷⁵ Genau wie im Fall Wulff hat Johnson aber auch im Fall Utpathel auf eine reale, am „Kreisgericht Demmin in der Strafkammer-Sitzung vom 24. Februar 1953“ verhandelte Strafsache – mithin auf ein nichtfiktionales Eigenschaftskonzept – zurückgegriffen und der Figur Georg Utpathel zugeordnet.⁴⁷⁶

Die zunächst durch einen Ausschnitt aus dem Personenkonzept PETER WULFF hergestellte thematische Verbindung zwischen den beiden in Frage stehenden Tageskapiteln wird durch einen parallelen Rückbezug noch enger geknüpft. Was dadurch entsteht, ist ein um einen bestimmten thematischen Kern gruppierter Erzählzusammenhang, wie er typisch für das „topische Erzählen“ in „Jahrestage“ ist.⁴⁷⁷ Versucht man noch einmal im Überblick zu fassen, was

⁴⁷³ JT, S. 1662.

⁴⁷⁴ Die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands in den Jahren 1955 bis 1956, S. 252 f. Zum „Gesetz zum Schutz des Volkseigentums“ vgl. ebd., S. 211 f. Vgl. auch Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 1016.

⁴⁷⁵ JT, S. 1613.

⁴⁷⁶ Es handelt sich um den Fall des Bauern Franz Schlottmann, der dokumentiert ist in Fricke: Politik und Justiz in der DDR, S. 270 ff. Vgl. Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 972 f. Nachweisen läßt sich die Verarbeitung dieser zu Johnsons Bibliothek gehörenden Quelle beispielsweise anhand des wörtlichen Zitats der „objektiven Schwierigkeiten“, die die Richter dem Beschuldigten zugestehen (JT, S. 1614).

⁴⁷⁷ Vgl. Mecklenburg: Die Erzählkunst Uwe Johnsons, S. 281: „Ich bezeichne [...] als topisches Erzählen [...], in Anlehnung an den Toposbegriff der Rhetorik, ein explizit sachbezogenes, problemorientiertes und argumenthaltiges Erzählen“.

bisher über den Gebrauch im weitesten Sinn juristischer Fakten in Uwe Johnsons Roman festgehalten werden konnte, so eignet sich der Begriff Norbert Mecklenburgs sehr gut, um die Verflechtung nichtfiktionaler Themenkomplexe einerseits untereinander und andererseits mit fiktionalen Konzepten über den gesamten Text hinweg zu beschreiben. Es ließ sich deutlich aufzeigen, daß etwa der größere Themenkomplex „gesellschaftlich-politische Realität in den Anfangsjahren der DDR“ anhand von einzelnen Teilkomplexen dargestellt wird, die wiederum eng semantisch miteinander verzahnt sind. Durch die Verbindung eines der Teilaspekte, nämlich des Exilthemas, das für Gesine im Sommer 1953 virulent ist, mit einem Teilaspekt eines ganz anderen, weit vorher im Text erzählten größeren Themenkomplexes, nämlich der Exilfrage, die sich im Frühjahr 1933 für Gesines Vater Heinrich stellt und die in den Gesamtzusammenhang „gesellschaftlich-politische Realität in der Anfangszeit der Nazidiktatur“ gehört, spannt Johnson einen Bogen zwischen verschiedenen Phasen deutscher Geschichte und versucht so, Geschichte nicht als bloßes Nacheinander relativ unverbundener Einzelgeschehnisse, sondern als einen Zusammenhang, d. h. als eine Geschichte im Sinn von Narration zu zeigen.

Über die drei Kapitel zum 24. November 1967, zum 12. und zum 16. August 1968 hinaus gehört auch das Tageskapitel zum 2. April 1968 in den besprochenen Zusammenhang. Findet sich nämlich im Kapitel zum 16. August 1968 die spiegelbildliche Wiederaufnahme des Exilthemas, so ist analog dazu das Kapitel zum 12. August 1968 mit seiner „Liste zur Justiz in Mecklenburg seit 1945“ das thematische Pendant des Kapitels zum 2. April 1968. Wie dort die Vorschlagsmetapher ist hier der chronikalische Charakter in Hinsicht auf Justizverbrechen in Mecklenburg das verbindende Element. Beide Tageskapitel setzen sich zum größten Teil aus der Auflistung politischer Urrechtsurteile mitsamt den Namen der Verurteilten zusammen. Während es jedoch im späteren Kapitel um Fälle von SED-Justiz nach 1945 geht, listet das frühere ausschließlich Fälle von „Justiz in Mecklenburg während des Nazikrieges“ auf.⁴⁷⁸ Selbstverständlich handelt es sich auch bei diesen Einzelfalldarstellungen um authentische, nichtfiktionale historische Details, die Johnson einer historiographischen Darstellung des antifaschistischen Widerstands entnommen hat.⁴⁷⁹

Abschließend sollen zwei Aspekte der Einarbeitung nichtfiktionaler Konzepte in den im ganzen realistisch-fiktionalen Text „Jahrestage“, die im Verlauf der Analyse bereits deutlich geworden sein sollten, noch einmal eigens betont werden: 1. Die „Jahrestage“ zeichnen sich durch einen extrem hohen Integrationsgrad der verwendeten nichtfiktionalen Konzepte aus. 2. Angesichts der hohen Verwen-

⁴⁷⁸ JT, S. 844 ff.

⁴⁷⁹ Quelle war die Monographie: Der antifaschistische Widerstand unter Führung der KPD in Mecklenburg. Vgl. Helbig: Johnsons „Jahrestage“, S. 517 ff.

dungsdichte geradezu akribisch recherchierter nichtfiktionaler Konzepte von „Fiktionalisierung“ im Sinn panfunktionalistischer oder autonomistischer Theorien zu sprechen käme einer Mißachtung der literarischen Leistung Uwe Johnsons gleich.

Der erste Punkt bedarf nach den vorangegangenen Ausführungen kaum noch der Erläuterung. Die enge Verflechtung nichtfiktionaler Konzepte untereinander wie auch mit den fiktionalen Konzepten, in deren Kontext sie stehen, konnte anhand des Beispiels der Verarbeitung von im weitesten Sinn juristischen Fakten in „Jahrestage“ verdeutlicht werden. Ergänzt sei lediglich noch, daß Johnsons Technik, zwischen zunächst zusammenhangslos scheinenden Themenkomplexen verschiedenster Art Korrespondenzen zu stiften, in der Johnsonforschung auch von anderen schon angesprochen wurde. Exemplarisch wäre etwa auf Bernd Neumanns Aufsatz „Wiederholte Spiegelungen, Metamorphosen, Correspondances – Zuordnungsprinzipien im Werk Uwe Johnsons“ hinzuweisen, in dem Neumann zu der These gelangt, daß sich die Technik der korrespondierenden Details im Verlauf der Entwicklung des Autors Johnson immer weiter verfeinert und in „Jahrestage“ schließlich ihren ästhetisch-literarischen Höhepunkt erreicht.⁴⁸⁰

Mit dem zweiten der obengenannten Punkte ist der Kern dessen berührt, was mit dem vorliegenden Kapitel herauszuarbeiten versucht wurde: Den nichtfiktionalen Elementen der „Jahrestage“ kommt keine irgendwie geartete Randfunktion im Gesamtzusammenhang des Romans zu, sie sind vielmehr *essentieller* Bestandteil von dessen literarischem Konzept. Es wäre vollkommen abwegig anzunehmen, Uwe Johnson hätte soviel Mühe darauf verwandt, eine solche Menge historischer Details in Übereinstimmung mit verbürgtem historischem Wissen in seinen Text einzubringen, wenn es letztlich auf den Fiktionsstatus dieser Details nicht ankäme.⁴⁸¹ Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts ist so offensichtlich ein zentrales Thema der „Jahrestage“, daß der Roman auch in ästhetischer Hinsicht in sich zusammenfiel, wäre nicht ein hoher Grad an Faktentreue gegeben. Die „Jahrestage“ können ganz offensichtlich *auch* auf historiographischer Ebene gelesen werden und erfüllen damit eine in gewisser Weise didaktische Funktion: Der Leser vermag etwas über deutsche Geschichte zu lernen, indem er Johnsons Werk liest – vielleicht mehr als durch die Lektüre so mancher rein geschichtswissenschaftlich orientierter nichtfiktionaler Texte.

⁴⁸⁰ Neumann: Wiederholte Spiegelungen, Metamorphosen, Correspondances.

⁴⁸¹ Dennoch werden in diese Richtung tendierende Thesen immer wieder vertreten. Vgl. beispielsweise Helbig: In einem anderen Sinn Geschichte. Kritisch ist auch der aus einem biographistischen Ansatz heraus gewonnene These Wolfgang Paulsens zu begegnen: „Fiktion sind die Jahrestage, aber eine solipsistische.“ (Paulsen: Innenansichten, S. 196).

6.2 Fakten im Kontrafaktischen: Christoph Ransmayrs „Morbus Kitahara“

Das literarische Werk Christoph Ransmayrs, wie es bis dato vorliegt, bewegt sich im Spannungsfeld zwischen dokumentarischem und mythologisch-fiktionalem Schreiben. Dieses Charakteristikum im Schaffen des 1954 im oberösterreichischen Wels geborenen Autors schlägt sich sowohl in Unterschieden zwischen einzelnen Texten als auch in den besonderen Eigenheiten einiger Texte selbst nieder. Im Blick auf das Gesamtwerk fällt eine Bewegung auf von dem stark an dokumentarischem Material orientierten ersten veröffentlichten Roman „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“⁴⁸² über den mit phantastischen Elementen und Anachronismen arbeitenden, antike Mythen aufnehmenden zweiten Roman „Die letzte Welt“⁴⁸³ bis hin zu dem hier im Mittelpunkt des Interesses stehenden bisher letzten Roman „Morbus Kitahara“⁴⁸⁴ der durch eine spezifische Synthese aus faktischen und fiktionalen Anteilen gekennzeichnet ist. Neben dieser Linie fiktionaler Literatur verfolgt Ransmayr jedoch kontinuierlich auch das journalistische Schreiben als Tätigkeitsfeld. Vor allem zahlreiche Reise-reportagen hat er im Lauf der Jahre veröffentlicht, die sämtlich, wie es diese Textsorte verlangt, streng nichtfiktionalen Charakter tragen.⁴⁸⁵

Betrachtet man die drei Romane isoliert voneinander, so fällt auch auf der Ebene jedes einzelnen Texts eine Tendenz zur jeweils besonderen und bewußt gestalteten Mischung faktischer und fiktionaler Elemente auf. Dabei orientiert sich der erste Roman, „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“, noch am stärksten am Schema der „Wahrscheinlichkeitsliteratur“ im Sinn Bernd Seilers.⁴⁸⁶ Der Roman ist deutlich in zwei Darstellungsebenen gegliedert: Auf der einen Seite steht die unter Einbindung dokumentarischen Materials nachgezeichnete österreichisch-ungarische Nordpolexpedition von 1872-74 unter Julius Payer und Carl Weyprecht, auf der anderen das Schicksal der fiktiven Figur Josef Mazzini, der im Juli 1981 auf den Spuren der Payer-Weyprecht-Expedition eine Reise in die Arktis antritt. Mazzini hofft, auf der Reise mehr darüber zu erfahren, was damals während der Expedition tatsächlich geschehen ist, um es anschließend in der Art eines Tatsachenberichts veröffentlichen zu können, sein Ziel ist letztlich – wie es im Roman heißt – „die Erfindung der Wirklichkeit“.⁴⁸⁷ Mit dieser Formulierung gegen Anfang des Romans ist bereits ein gewisser programmatischer Rahmen abgesteckt, der zusammen mit dem Scheitern und Verschwin-

⁴⁸² Ransmayr: Die Schrecken des Eises und der Finsternis.

⁴⁸³ Ransmayr: Die letzte Welt.

⁴⁸⁴ Ransmayr: Morbus Kitahara. Im folgenden zitiert mit der Sigle MK.

⁴⁸⁵ Eine Auswahl von Ransmayrs Reisereportagen findet sich in Ransmayr: Der Weg nach Surabaya.

⁴⁸⁶ Vgl. oben S. 8.

⁴⁸⁷ Ransmayr: Die Schrecken des Eises und der Finsternis, S. 21.

den Mazzinis im Ewigen Eis des Nordpols, das auch als Scheitern des Projekts der Vergangenheitsrekonstruktion aufgefaßt werden kann, für eine gewisse postmoderne Relativierung des mit den dokumentarischen Passagen des Romans zugleich auch erhobenen Faktizitätsanspruchs sorgt.⁴⁸⁸

Einen großen Schritt weg von der Wahrscheinlichkeitsliteratur unternimmt Ransmayr mit seinem zweiten, von der internationalen Literaturkritik hochgelobten Roman „Die letzte Welt“. Zwar finden sich auch in diesem Text zahlreiche historisch verbürgte Details – vor allem in Hinsicht auf den Schöpfer der „Metamorphosen“, Ovid respektive Publius Ovidius Naso –, doch wird andererseits durch die Verbindung solcher auf den Zeitraum der Antike bezogenen historischen Informationen mit Konzepten, die offensichtlich moderneren Zeiten zugeordnet sind, deutlich signalisiert, daß das dargestellte Geschehen keinen Anspruch auf die Illusion erhebt, es sei so, wie es erzählt wird, auch tatsächlich geschehen oder hätte so doch wenigstens geschehen können. Schon zu Beginn des Romans wird dem Leser „mit ein paar anachronistischen Details“⁴⁸⁹ verdeutlicht, daß er es mit einem „Spiel mit Versatzstücken aus der Geschichte und der Dichtung“⁴⁹⁰ zu tun hat: Die zentralen Charaktere Ovidius Naso und dessen Freund Cotta sind noch nicht recht eingeführt, die Antike als Zeit der Handlung mag dennoch den meisten Lesern zumindest durch paratextuelle Hinweise wie den Klappentext als Zeit der Handlung bewußt sein, da finden bereits Gegenstände Erwähnung, die sich in der Enzyklopädie des Lesers nicht mit den konzeptuellen Vorstellungen von der Antike in Einklang bringen lassen; es ist wie selbstverständlich die Rede von „Liebesfilme[n]“, „Musik aus [...] Lautsprechern“ und „Konservpyramiden“.⁴⁹¹

Natürlich setzt Ransmayr solche Anachronismen ganz bewußt ein, um auch in seinem zweiten Roman unterschwellig Vorbehalte gegenüber der Darstellbarkeit realer Vorgänge zu artikulieren. Nicht von ungefähr begegnet gegen Ende von „Die letzte Welt“ jene Formulierung von der „Erfindung der Wirklichkeit“ wieder,⁴⁹² die zu Anfang des ersten Romans die poetologische Linie vorzeichnete. Wendelin Schmidt-Dengler hegt deshalb – wie auch einige andere Rezen-

⁴⁸⁸ Vgl. Spufford: Die weißen Flecken ausfüllen. Es heißt dort in bezug auf „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“: „Ransmayr schreibt die bruchstückartige Prosa der Postmoderne“ (S. 70). Das Bruchstückhafte erkennt Spufford dabei in der Wiedergabe beispielsweise der „Worte, die seine [Ransmayrs, P. B.] Figuren verbürgtermaßen ausgesprochen haben“ bei gleichzeitiger Konterkariierung des Authentizitätsanspruchs (S. 75). Vgl. zum Changieren zwischen Faktizität und Faktizitätsrelativierung in „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“ auch Eggebrecht: Wider das häßliche Haupt der Wahrscheinlichkeit.

⁴⁸⁹ Hage: Mein Name sei Ovid, S. 96.

⁴⁹⁰ Ebd., S. 93.

⁴⁹¹ Ransmayr: Die letzte Welt, S. 12.

⁴⁹² Ebd., S. 287. Auf diese Korrespondenz zwischen den beiden ersten Romanwerken Ransmayrs weist auch schon Volker Hage hin: Hage: Mein Name sei Ovid, S. 99.

senten – einen gewissen „Postmoderne-Verdacht“ gegen den zweiten Roman des österreichischen Autors,⁴⁹³ den Thomas Anz mit einer eingehenderen Studie zu Aspekten der Postmoderne in „Die letzte Welt“ bestätigt.⁴⁹⁴ Als eines der sieben typischen, auf Ransmayrs Roman zutreffenden Merkmale postmoderner Literatur hält Anz dabei das Verschwimmen der Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion fest. Das zentrale Postulat, mit dem sich Ransmayr in Übereinstimmung befinde und das uns in ähnlicher Form schon aus der Auseinandersetzung mit panfiktionalistischen Fiktionstheorien bekannt ist,⁴⁹⁵ lautet nach Anz: „Realität existiert nur als imaginäres Konstrukt.“⁴⁹⁶

Mittels des Prinzips des Anachronismus, das in der Terminologie der kognitiven Semantik als Zusammenführung zweier oder mehr temporal gebundener nichtfiktionaler Konzepte auf eine Art und Weise, die einen Widerspruch zur allgemeinen Enzyklopädie entstehen läßt, bezeichnet werden kann, setzt Ransmayr das von Anz formulierte panfiktionalistische Postulat ästhetisch um. Die Vermischung verschiedener Realitätsschichten hat manchen Rezensenten allerdings zu Kritik an dem Verfahren veranlaßt. Am deutlichsten spricht Volker Hage von den „Gefährdungen der Methode“: „Die fast beängstigende Fähigkeit des Autors, Stimmen und Motive aus Jahrtausenden zusammenzuführen und -zufügen, nahtlos und mit ausgebildetem Sinn für Musikalität, droht alles gleichermaßen zu verschmelzen und alles gleichzumachen: Geschichte als Beinhaus.“⁴⁹⁷

Ob diese Kritik auch gegen „Morbus Kitahara“ gerichtet werden muß, und, wenn ja, was genau das Kritikwürdige an dem von Ransmayr verwendeten Verfahren ist, gehört zu den Fragen, die im Verlauf der Untersuchung noch zu klären sein werden. Denn auch bei Ransmayrs bisher jüngstem Roman handelt es sich wie bei „Die letzte Welt“ um einen Text, der auf sehr freie Art mit historischen Fakten umgeht. Während jedoch der Ovid-Roman mit seinen Anklängen an die „Metamorphosen“ deutlich phantastische Züge trägt, ist „Morbus Kitahara“ dem Bereich kontrafaktisch-fiktionaler Texte zuzuordnen, genauer gesagt dem Feld der sogenannten „Alternate History“, aus dem wir mit Christian von Dittfurths „Die Mauer steht am Rhein“ und Robert Harris’ „Fatherland“ bereits zwei Vertreter kennengelernt haben.⁴⁹⁸

Der für das Genre „Alternate History“ typische Punkt der Bifurkation zwischen tatsächlichem historischem Verlauf und fiktionaler Umgestaltung läßt sich in Hinsicht auf „Morbus Kitahara“ wie schon bei Dittfurths Wenderoman recht genau bestimmen: Er ist mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs anzusetzen. Anders als Dittfurth geht es Ransmayr aber offenbar nicht darum, mit Hilfe mög-

⁴⁹³ Schmidt-Dengler: „Keinem bleibt seine Gestalt“, S. 109.

⁴⁹⁴ Vgl. Anz: Spiel mit der Überlieferung.

⁴⁹⁵ Vgl. oben Kap. 2.1.

⁴⁹⁶ Anz: Spiel mit der Überlieferung, S. 125.

⁴⁹⁷ Hage: Mein Name sei Ovid, S. 98.

⁴⁹⁸ Vgl. oben S. 102 f.

lichst genauer Anpassung des fiktionalen Anteils seines Texts an bekannte historische Tatsachen das Nichtgeschehene wahrscheinlich zu machen. Vielmehr ist es gerade der sehr freie Umgang mit Faktenmaterial, der noch genauer darzustellen sein wird, der als Souveränität des Autors, aber auch als Nachlässigkeit und ästhetische Schwäche ausgelegt werden kann.

Die historisch abweichende Grundannahme, von der Ransmayrs Phantasie hinsichtlich des Romans ihren Ausgangspunkt nimmt, ist, daß es nach der Niederlage Deutschlands im Jahr 1945 nicht zur Etablierung eines zunehmend prosperierenden marktwirtschaftlichen Systems in Westdeutschland und Österreich kommt und statt dessen durch die Sieger ein Regime installiert wird, das – so sei vorsichtig formuliert – zumindest an die landläufigen Vorstellungen von dem sogenannten „Morgenthau-Plan“ angelehnt ist. In literaturkritischen wie literaturwissenschaftlichen Beiträgen ist immer wieder auf diesen Befund aufmerksam gemacht worden, obwohl sich im Roman selbst kein *expliziter* Hinweis auf den „Morgenthau-Plan“ findet. Das Konzept ruft der Roman jedoch offenbar so deutlich implizit auf, daß sich in Auseinandersetzungen mit dem Text häufig Formulierungen wie die folgenden finden: „In Moor [dem Schauplatz des größten Teils des Romans, P. B.] scheint der Morgenthau-Plan Realität geworden“, „Statt des Wiederaufbaus greift ein radikaler Morgenthau-Plan und verwandelt das Land in eine tristen Ackerstaat“⁴⁹⁹ oder „Sein [Ransmayrs, P. B.] Szenario nimmt unzweifelhaft den Morgenthau-Plan zum Vorbild“.⁵⁰⁰

Thomas Neumann, Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung, hat einige Nachweise für diese Zuschreibung seitens der deutschen Literaturkritik gesammelt und die seiner Ansicht nach vorschnelle Identifikation des Roman-geschehens mit den Ideen Henry Morgenthaus scharf kritisiert. In der Tat läßt sich anhand des Konzepts MORGENTHAU-PLAN paradigmatisch die kognitive Natur der Sprachverwendung demonstrieren. Was nämlich in der allgemeinen Enzyklopädie der Sprachgemeinschaft der Deutsch Sprechenden gleichsam als Eintrag unter dem entsprechenden Stichwort existiert, weicht recht stark von dem Expertenwissen ab, das Historiker zusammengetragen haben, die sich eingehender mit der Deutschlandpolitik der USA gegen Ende und in der unmittelbaren Folgezeit des Zweiten Weltkriegs befaßten. Ein kurzer Exkurs zur Differenz zwischen Alltags- und Expertenwissen über den „Morgenthau-Plan“ ist daher nötig, um beurteilen zu können, auf welches Wissen Ransmayr sich bei seiner fiktionalen Konstruktion stützt und welche Wissensausschnitte er bei den Lesern von „Morbus Kitahara“ aktiviert.

Über die landläufig herrschenden Vorstellungen vom „Morgenthau-Plan“ sind sich durchaus auch die Fachleute im klaren: „Weit über das öffentliche

⁴⁹⁹ Rezensionen aus „Der Tagesspiegel“ (11.10.1995) und „Die Welt“ (11.10.1995) zitiert nach Neumann: „Mythenspur des Nationalsozialismus“, S. 188.

⁵⁰⁰ Knoll: Untergänge und kein Ende, S. 216.

Bewußtsein hinaus steht der Morgenthau-Plan als Synonym für die Vorstellung von einer ackerbauenden, kaum über dem Niveau eines archaischen Jäger- und Sammlertums angesiedelten deutschen Nation.⁵⁰¹ Die Wurzeln dieses Mythos vom angeblichen Vorhaben, das besiegte Deutschland durch Agrarisierung zu demütigen, eronnen durch einen von Rachegeilüsten geleiteten amerikanischen Politiker jüdischen Glaubens, liegen dabei pikanterweise in der Propaganda der Nazis, die gegen Kriegsende von alliierten Plänen zur Demilitarisierung und wirtschaftlichen Entflechtung Deutschlands erfahren hatten. Es war Joseph Goebbels, dem solche Ideen ein willkommener Anlaß waren, seine Durchhalteparolen mit einem angstmachenden Szenario für den Fall der Niederlage zu unterfüttern. In einer Rede, die er am 4.10.1944 vor Industriearbeitern in der Nähe des Westwalls hielt, hieß es: „Haß und Rache von wahrlich alttestamentarischem Charakter sprechen aus diesen Plänen, die von dem amerikanischen Juden Morgenthau ausgeheckt wurden. Das industrialisierte Deutschland soll buchstäblich in einen riesigen Kartoffelacker verwandelt werden.“⁵⁰²

Das Bild vom riesigen Ackerland hat sich hartnäckig im öffentlichen Bewußtsein – und damit in der allgemeinen Enzyklopädie – der Deutschen gehalten. Neben den oben zitierten Äußerungen bezüglich „Morbus Kitahara“ zeugen davon Merkwürdigkeiten wie die Wahl des Titels für die deutsche Übersetzung der 1967 von John Morton Blum edierten Auszüge aus Morgenthaus Tagebüchern der Jahre 1941-1945. Lautete der Originaltitel noch schlicht – und neutral – „From the Morgenthau Diaries. Vol. III: Years of War, 1941-1945“,⁵⁰³ trägt die ein Jahr später erschienene deutschsprachige Ausgabe den wertenden und eindeutig eine gewisse Leserwartung weckenden Titel „Deutschland ein Ackerland? Morgenthau und die amerikanische Kriegspolitik 1941-1945“.⁵⁰⁴

Tatsächlich ist in keinem der Vorschläge zur Behandlung Deutschlands nach dessen Kapitulation, die der US-Finanzminister Henry Morgenthau jr. in den letzten Kriegsjahren unterbreitete, die Rede davon, Deutschland vollständig zu deindustrialisieren und in einen reinen Agrarstaat zu verwandeln. Es ging Morgenthau offenbar vielmehr darum, auf der Grundlage der durchaus begründeten Annahme, „daß die militärische Stärke eines Landes gleichbedeutend mit seiner Wirtschaftskraft“⁵⁰⁵ sei, dafür zu sorgen, daß Deutschland nach zwei innerhalb von nur vierzig Jahren angezettelten verheerenden Kriegen nie mehr in der Lage sein würde, andere Staaten anzugreifen. Kernstück seiner im Lauf der Zeit in einigen verschiedenen Fassungen vorgelegten Pläne – weshalb von *dem* „Morgenthau-Plan“ im strengen Sinn eigentlich gar nicht gesprochen werden kann und

⁵⁰¹ Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall, S. 42.

⁵⁰² Zitiert nach Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 14.

⁵⁰³ Blum: From the Morgenthau Diaries.

⁵⁰⁴ Blum: Deutschland ein Ackerland?

⁵⁰⁵ Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 89.

„dem Plan ein Plural besser stünde“⁵⁰⁶ – war daher die „industrielle Entwaffnung“ Deutschlands.⁵⁰⁷ In einem ersten Entwurf des US-Finanzministeriums zur Behandlung Deutschlands nach dem Krieg wurde dieses Ziel am 4.9.1944 so formuliert: „Entmilitarisierung (...) bedeutet eine vollständige Abrüstung der deutschen Armee und des deutschen Volkes (einschließlich der Beseitigung oder Zerstörung sämtlichen Kriegsmaterials), die totale Zerstörung der gesamten deutschen Rüstungsindustrie und die Beseitigung oder Zerstörung anderer Schlüsselindustrien, die die Grundlage für militärische Stärke bilden.“⁵⁰⁸ Da solche Schlüsselindustrien vor allem im Ruhrgebiet angesiedelt waren, stand die „lückenlose industrielle Zerstörung“⁵⁰⁹ dieses Industriezentrums im Mittelpunkt der Überlegungen Morgenthau.⁵¹⁰ Nach Einschätzung Wilfried Mausbachs, der 1996 eine eingehende Studie zur Deutschlandpolitik der USA zwischen 1944 und 1947 vorgelegt hat, hätte die Realisierung solcher Vorhaben zusammen mit der ebenfalls geplanten Aufteilung Deutschlands in einen nördlichen und einen südlichen Staat zwar „sicherlich zum Ausscheiden Deutschlands aus dem Kreis der führenden Industrienationen geführt. Ein bloßes Ackerland hätte es aber keineswegs aus ihm gemacht.“⁵¹¹

Die Gründe dafür, daß der Mythos, der Morgenthau-Plan habe die Verwandlung der Deutschen in ein ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk angestrebt, sich so tief in die kollektive Enzyklopädie der Deutschen eingebrannt und sich dort so lange halten können, mögen als vielschichtig oder als auf der Hand liegend beurteilt werden⁵¹² – sie spielen für die Analyse der Verwendungsweise präformierter nichtfiktionaler Konzepte in dem zur Diskussion stehenden Roman Ransmayrs keine Rolle. Zu diesem Zweck ist es allein wichtig festzuhalten, daß offenbar zwei verschiedene Versionen des Konzepts MOR-

⁵⁰⁶ Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall, S. 43.

⁵⁰⁷ Vgl. Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 171.

⁵⁰⁸ Ebd., S. 171 f.

⁵⁰⁹ Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall, S. 60.

⁵¹⁰ Vgl. Briefing Book Prepared in the Treasury Department, S. 135: „The elimination of this industrial apparatus [an Rhein und Ruhr, P. B.] is indispensable to rendering renewed German aggression impossible for many years to come.“ Zitiert nach Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall, S. 61.

⁵¹¹ Mausbach: Zwischen Morgenthau und Marshall, S. 60 f.

⁵¹² Auf der Hand zu liegen scheint, daß Menschen sich, mögen sie auch große Schuld auf sich geladen haben, gegen eine fremdbestimmte Herabsetzung ihres Lebensstandards zur Wehr setzen und zur übertriebenen Dämonisierung der Urheber solcher Vorhaben neigen werden. Andererseits fiel beispielsweise in der Debatte um die Behandlung Deutschlands, die gegen Kriegsende intensiv in den USA und auf internationaler Ebene geführt wurde, belegtermaßen die folgende Äußerung: „Was mich betrifft, ich würde Deutschland wieder zu einem Agrarland machen.“ Sie stammt allerdings nicht von Henry Morgenthau, sondern von dem damaligen US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt, vgl. Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 182.

GENTHAU-PLAN existieren: Nach der *Expertenversion* handelt es sich bei den Überlegungen Henry Morgenthau um den ernstgemeinten Versuch, erneute kriegerische Aggression von seiten Deutschlands durch Umstellung der Volkswirtschaft auf allein für friedliche Zwecke nutzbare Industriezweige schon im Vorfeld auszuschließen;⁵¹³ dem *Alltagsmythos* zufolge entwirft der „Morgenthau-Plan“ hingegen ein von Rachegefühlen inspiriertes Schreckensszenario, das der Bestrafung aller Deutschen durch Entzug der materiellen Lebensgrundlage dient. Die Bezeichnung Alltagsmythos für das in der kollektiven und nicht lediglich in einer Expertenzyklopädie festgelegte Konzept des „Morgenthau-Plans“ ist in bewußter Nähe zu Roland Barthes' Bestimmung der „Mythen des Alltags“ gewählt. Denn die in der Sprachgemeinschaft des Deutschen vorherrschende Vorstellung von jenem Plan stimmt in vielen Punkten mit Barthes' Kriterien für die in der modernen Gesellschaft alltäglich begegnenden Mythen überein. So handelt es sich bei dieser Vorstellung um eine Bedeutungszuweisung, die deformierend⁵¹⁴ auf einen zuvor bereits bestehenden Sinnzusammenhang – in diesem Fall die tatsächlichen historischen Geschehnisse im Umfeld des Kriegsendes und der unmittelbaren Nachkriegszeit – aufsetzt und daraus „eine viel stärker durch ihre Absichten [...] als durch ihren [sic!] Buchstaben [...] bestimmte Aussage“⁵¹⁵ formt. Es wäre somit auch die oben diagnostizierte Duplizität des Konzepts MORGENTHAU-PLAN erklärbar als die Aufspaltung der Konzeptbildung in ein parasitär und deformierend auf durch historische Vorgänge vorgebildete realitätsnahe Konzepte aufsetzendes Konzept auf der einen und ein die ursprüngliche Konzeptualisierung rekonstruierendes Konzept auf der anderen Seite. Wichtig anzumerken ist allerdings, daß es sich im Sinn des zugrundegelegten kognitivistischen Ansatzes bei *beiden* Konzepten um nichtfiktionale Konzepte handelt. Schließlich kann bezüglich der Alltagsversion des Konzepts kaum von einem durch den jeweiligen Sprachverwender intentional neu geschaffenen, nicht schon in seiner Enzyklopädie bereitliegenden Konzept gesprochen werden.⁵¹⁶ Die beiden divergierenden Konzeptualisierungen des Morgenthau-Plans stellen also zwei nichtfiktionale Versionen ein und desselben Weltausschnitts dar.⁵¹⁷

⁵¹³ Bernd Greiner hält Morgenthau gar für einen Vorreiter auf dem Gebiet der modernen Friedensforschung, vgl. Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 408 f.

⁵¹⁴ Vgl. Barthes: Mythen des Alltags, S. 103: „Die Beziehung, die den Begriff des Mythos mit seinem Sinn verbindet, ist eine Beziehung der *Deformierung*.“ Unter „Begriff“ versteht Barthes dabei das Bedeutete oder den Inhalt des Mythos, unter „Sinn“ sein Bedeutendes respektive seine Form, wobei der „Sinn“ des Mythos wiederum eine bereits zuvor bestehende wertfreie Einheit aus Inhalt und Form ist; vgl. dazu auch das Schema ebd., S. 93.

⁵¹⁵ Ebd., S. 105.

⁵¹⁶ Vgl. oben S. 78.

⁵¹⁷ In *diesem* Sinn ließe sich durchaus Nelson Goodmans Rede von „Versionen der Welt“ aufgreifen, vgl. Goodman: Weisen der Welterzeugung und auch Thürnau: Gedichtete Versionen der Welt.

In Hinsicht auf den Roman „Morbus Kitahara“ gilt es nun, des näheren zu untersuchen, welches nichtfiktionale Konzeptmaterial Christoph Ransmayr auf welche Weise nutzt, um das dargestellte Geschehen für den Leser historisch situierbar zu machen. Dabei wird es in einem ersten Schritt um die Analyse *realitätsaffirmierender* Informationen gehen, die durch Aktivierung bereits bekannter Wissensausschnitte aus der eigenen Enzyklopädie dem Lesenden das Auffüllen von Informationslücken bzw. Leerstellen des Texts mit textexternem Wissen erlauben. Dem gegenübergestellt werden in einem zweiten Schritt *realitätsnegierende* Informationen, die durch den ausdrücklichen Gegensatz, in dem sie zum vorauszusetzenden allgemeinen Weltwissen stehen, mit diesem wiederum in besonderem Zusammenhang stehen. Im dritten und letzten Schritt kann dann die Frage zu beantworten versucht werden, ob Thomas Neumann in seiner oben erwähnten harschen Kritik an der Beurteilung von „Morbus Kitahara“ durch die Literaturkritik beizupflichten ist oder ob die Ursachen für die vielleicht auf Mißverständnissen beruhende Rezeption des Texts nicht vielmehr in einer kritikwürdigen Umgangsweise des Autors Ransmayr mit nichtfiktionalen Konzepten zu suchen sind.

Gleich der erste Satz von „Morbus Kitahara“ gibt dem Leser zeitliche und räumliche Orientierung: „Zwei Tote lagen schwarz im Januar Brasiliens.“⁵¹⁸ Während es sich allerdings bei der Ortsangabe um ein Konzept mittleren Spezifikationsgrads handelt, bleibt die Zeitangabe noch recht ungenau. Man vermag aus der Verbindung der geographischen Lage Brasiliens auf der Südhalbkugel der Erde und dem Monatsnamen allenfalls eine Assoziation mit großer Hitze herzustellen, die dann auch eine erste hypothetische Inferenz bezüglich der Farbe der Leichen erlaubt, welche wiederum durch den nächsten Satz bestätigt wird, in dem von einem „Feuer, das seit Tagen durch die Wildnis einer Insel sprang und verkohlte Schneisen hinterließ,“⁵¹⁹ die Rede ist.

Obwohl die eine gewisse Konkretisationsschwelle übersteigenden nichtfiktionalen Konzepte in den ersten Sätzen des Romans spärlich gesetzt sind, ist doch zunächst deutlich der Rahmen für einen realistisch-fiktionalen Text abgesteckt: Das dargestellte Geschehen ist offenbar auf der uns bekannten Welt in einem dem deutschsprachigen Lesepublikum mindestens dem Namen nach bekannten Land angesiedelt, und durch die bekannte Monatsangabe ist signalisiert, daß das Schema der Zeitrechnung mit dem gängigen des gregorianischen Kalenders übereinstimmt, lediglich das Jahr, in dem die Handlung angesiedelt ist, bleibt zunächst völlig unklar. Das nur etwas mehr als eine Druckseite umfassende erste Kapitel enthält nur noch wenig mehr realitätsaffirmierende Informa-

⁵¹⁸ MK, S. 7.

⁵¹⁹ Ebd.

tionen. Die „Quaresmeirabäume“,⁵²⁰ die im zweiten Absatz Erwähnung finden, können als bestätigende Erweiterung des am Anfang des Texts aktivierten Konzepts BRASILIEN verstanden werden. Über Expertenwissen verfügende Leser werden dabei auf das entsprechende spezifische Subordinate-level-Konzept einer in Brasilien weit verbreiteten Spezies, der zur Familie der *Melastomaceae* gehörenden *Tibouchina granulosa*, zurückgreifen,⁵²¹ auf dem Gebiet der Botanik nicht bewanderte Leser werden mit dem fremdartig klingenden Namen lediglich Exotik assoziieren und zumindest keinen Grund haben, hinter dem Namen ein fiktionales Konzept zu vermuten. Etwas komplizierter verhält es sich mit den Informationen, die der Leser im letzten Absatz des ersten Kapitels erhält. Hier wird zwar zunächst in einfacher Weise dadurch, daß der „Pilot eines Vermessungsflugzeuges“⁵²² als Beobachter der bis dahin beschriebenen Szenerie angegeben wird, der zeitliche Bereich wesentlich eingeschränkt, in dem das Geschehen zu situieren ist – vorausgesetzt, es handelt sich um einen der Wahrscheinlichkeitsliteratur zuzurechnenden Text. Doch unmittelbar darauf macht der Autor zwei schwieriger zu beurteilende präzise Ortsangaben, indem er davon spricht, daß das besagte Flugzeug „über der *Bahia de São Marcos* dröhnende Schleifen zog und vor aufziehenden Sturmwolken immer wieder nach *Cabo do Bom Jesus* abdrehte“.⁵²³ Für den Leser mit durchschnittlichem geographischem Wissen ist der Effekt an dieser Stelle sicher ein ähnlicher, wie er für den botanisch nicht besonders Vorgebildeten in bezug auf die Quaresmeirabäume anzunehmen war: Die Ortsnamen klingen portugiesisch, und es besteht mithin kein Anlaß, an ihrer Authentizität zu zweifeln, sie bestätigen somit die übergeordnete und eindeutig nichtfiktionale lokale Bestimmung BRASILIEN. Greift man jedoch auf Expertenwissen zurück und versucht, die Orte auf einer Landkarte wiederzufinden, zeigt sich schnell, daß Ransmayr hier auf eine Weise verfährt, die sich ebenso an anderen Stellen in „Morbus Kitahara“ findet, wie sie überhaupt in der realistisch- und kontrafaktisch-fiktionalen Erzählliteratur verbreitet zu sein scheint. Hinter den Namen stehen nämlich offenbar keine nichtfiktionalen Ortskonzepte, gleichwohl verschleiern sie durch geschickte Einpassung in das kognitive Umfeld des Konzepts BRASILIEN ihren fiktionalen Charakter. So listen die Indizes üblicher Atlanten über 30 Orte namens „São Marcos“ in Brasilien auf, und selbst eine „Bahia“ (zu Deutsch: „Bucht“) „de São Marcos“ läßt sich nach einiger Recherche ausmachen⁵²⁴ – indes weit entfernt von dem Bereich Brasiliens, in dem sie den Angaben am Schluß von „Morbus Kitahara“ zufolge

⁵²⁰ Ebd.

⁵²¹ Vgl. Website des ökologischen Instituts der Universität São Paulo: http://eco.ib.usp.br/nogueirapis/_private/plantas/quaresme/quaresmeira.htm.

⁵²² MK, S. 7.

⁵²³ MK, S. 7 f. Hervorhebung P. B.

⁵²⁴ Sie gehört zur „Ilha de São Luis“, die Teil des Bundesstaats „Maranhão“ im Nordosten Brasiliens ist.

liegen müßte. Hinsichtlich des „Cabo do Bom Jesus“ ist das Ergebnis von Nachforschungen noch eindeutiger: Kein mir zugängliches Kartenmaterial verzeichnet ein solches Kap. Dennoch ist der Name, wie man sagen könnte, gut erfunden, denn es existieren durchaus Orte in Brasilien, die einen Namensbestandteil „Bom Jesus“ besitzen,⁵²⁵ wenn auch wiederum mehr oder weniger weit entfernt von dem wie das „Cabo do Bom Jesus“ fiktiven „Pantano“, dem Hauptschauplatz der Handlung in Brasilien. Dieses „Pantano“, dessen Name eine Übersetzung des Namens des europäischen Hauptschauplatzes – „Moor“ – ins Portugiesische darstellt, läßt sich nämlich trotz seiner Fiktivität relativ genau aufgrund der im Roman gegebenen Angaben lokalisieren: Vorsorglich heißt es zwar zunächst, der „Name war nicht auf der Karte verzeichnet“,⁵²⁶ doch dann wird spezifiziert, daß „Pantano“ von Rio de Janeiro aus, wo die Reisegesellschaft, bestehend aus dem Schmied Bering, dem Hundekönig Ambras und der „Brasilianerin“ genannten Lily, an Land geht,⁵²⁷ „auf dem Weg nach Santos“⁵²⁸ liegt. Für die gesamte Handlung in Brasilien kommt also nur der etwa 350 km lange Küstenabschnitt zwischen Rio de Janeiro und Santos in Frage.

Der in der Wahrscheinlichkeitsliteratur verbreitete Kunstgriff, dessen sich Ransmayr sowohl in bezug auf „Pantano“ wie auch auf die „Bahia de São Marcos“ und das „Cabo do Bom Jesus“ bedient, ist also, den weiten Rahmen für den Ort des fiktionalen Geschehens mit Hilfe bekannter, nichtfiktionaler Konzepte abzustechen, aber auf möglichst schlecht als solche erkennbare fiktionale Ortskonzepte auszuweichen, wenn es um den genauen Schauplatz auf dem konzeptuellen Subordinate-level geht. Ziel des Verfahrens ist es aus Sicht der Autoren wohl, einen gewissen Erfindungsspielraum zu gewinnen. Je bekannter ein Schauplatz nämlich ist – und für einen nichtfiktiven Ort besteht immer die Gefahr, einem Teil des Lesepublikums bekannt zu sein –, desto enger sind die Grenzen, innerhalb derer ein Autor Neues für diesen Schauplatz erfinden kann. Umgekehrt läßt ein erfundener und deshalb keinem Leser bekannter Ort der Phantasie sehr viel größeren Spielraum. Aus diesem Grund sollen die lokalen

⁵²⁵ Zum Beispiel: „Bom Jesus do Carangola“, ca. 300 km nordöstlich von Rio de Janeiro im Bundesstaat „Minas Gerais“ gelegen, „Córrego do Bom Jesus“, ca. 100 km nordöstlich von São Paulo im Bundesstaat „Minas Gerais“, „Cachoeira do Bom Jesus“ auf der „Ilha de Santa Catarina“, die im Süden Brasiliens im Bundesstaat „Santa Catarina“ liegt.

⁵²⁶ MK, S. 401.

⁵²⁷ Vgl. die Beschreibung der Ankunft: MK, S. 409 f. Dort wird auch indirekt auf die berühmte Christusstatue auf dem Corcovado, eines der Wahrzeichen der Stadt, Bezug genommen: „Und irgendwo hoch oben über diesem Gewoge aus Wolken, Brandung, Mauern und Gestein träumte der Passagier eine turmhohe Gestalt auf einem der Gipfel: Sie breitete ihre Arme aus“ (MK, S. 409). Dies ist zugleich der paradigmatische Fall einer ausschließlich impliziten Aktivierung eines spezifischen Konzepts von hohem Konventionalisierungsgrad.

⁵²⁸ MK, S. 401.

Angaben im ersten Kapitel von „Morbus Kitahara“ einen fiktiven Schauplatz festlegen, ohne aber dabei den übergeordneten Schauplatz Brasilien zu konterkarieren. Diese Aufgabe können sie nur erfüllen, wenn sie realitätsaffirmierend wirken, ohne es tatsächlich zu sein. Ihre Funktion erschöpft sich somit vollkommen darin, möglichst „brasilianisch“ zu erscheinen.

Wie sich bisher gezeigt haben sollte, bewegt sich der Anfang des Romans, das kurze erste Kapitel, noch ganz in den Bahnen realistisch-fiktionaler Erzähltexte in der Tradition der Wahrscheinlichkeitsliteratur. Dies ändert sich mit dem zweiten Kapitel, das auch in erzähltechnischer Hinsicht einen neuen Einsatz, eine Art zweiten Anfang des Romans markiert. Ursache für den inhaltlichen Schnitt zwischen dem ersten und dem zweiten Kapitel ist die einfache analytische Erzählkonstruktion, die dem Text zugrunde liegt; genauer gesagt handelt es sich nach den Kriterien, die Dietrich Weber in seiner grundlegenden Studie zur „Theorie der analytischen Erzählung“ vorgeschlagen hat, um eine in erster Linie auf der Schicht der „Darstellungskonstruktion“ zu beschreibende Technik: „Eine Begebenheitsfolge wird nicht in der ihr zugrunde liegenden Chronologie, sondern in Form zeitlicher Umstellung erzählt“.⁵²⁹ Bezogen auf „Morbus Kitahara“ heißt das konkret, daß die chronologisch letzten Ereignisse zuerst erzählt werden, das dargestellte Geschehen im ersten Kapitel schließt also an das im letzten Kapitel Dargestellte unmittelbar an. Diese Verbindung macht Ransmayr durch die Titelgebung für die beiden Kapitel sinnfällig, die sich nur in der Ersetzung des unbestimmten durch den bestimmten Artikel unterscheidet: „Ein Feuer im Ozean“ für das erste und „Das Feuer im Ozean“ für das letzte Kapitel.

Ab dem zweiten Kapitel wird das Geschehen – bis auf einige erzählökonomisch bedingte kurze Analepsen – stringent synthetisch vermittelt. Die Erzählung setzt dabei in guter Romantradition mit der Geburt der Hauptfigur ein.⁵³⁰ Die zentrale Frage, die uns nun gemäß dem oben angekündigten Vorgehen interessiert, ist, welche realitätsaffirmierenden Informationen es dem Leser ermöglichen, sich in der mit dem zweiten Kapitel im Grunde noch einmal neu angesetzten erzählten Welt räumlich wie zeitlich – und d. h. in einem allgemeinen Sinn auch historisch – zu orientieren. Die Frage nach dem kontrafaktisch-fiktionalen Charakter des Texts tritt dabei zunächst in den Hintergrund, da sich

⁵²⁹ Weber: Theorie der analytischen Erzählung, S. 12. In Abweichung von Webers Explikation folgt die Darstellungskonstruktion, auf der Ransmayrs Roman beruht, allerdings nicht der Perspektive einer „Betrachterfigur“, sie ist vielmehr allein ästhetisch motiviert und insofern eher auf der Ebene der „Mitteilungskonstruktion“ beschreibbar, die auf den übergeordneten Aspekt der Kommunikation zwischen Autor und Leser bezogen ist (vgl. zur „Mitteilungskonstruktion“ ebd., S. 42 ff.).

⁵³⁰ Diese Tradition war bereits im europäischen Roman des 18. Jahrhunderts so fest verankert, daß Laurence Sterne sie in „The Life and Opinions of Tristram Shandy“ extensiv parodieren konnte.

dieser naturgemäß erst anhand der später zu untersuchenden realitätsnegierenden Informationen aufzeigen lassen wird.

Auch zu Anfang des zweiten Kapitels finden sich signifikanterweise im ersten Absatz gehäuft Informationen, die dem Leser die Aufnahme bekannter Wissenspartikel und somit die Orientierung in der noch unbekanntem textuellen Welt des Romans möglich machen. Gleich im ersten Satz heißt es: „Bering war ein Kind des Kriegs“. Im nächsten wird die aus der Erwähnung eines Flugzeugs im ersten Kapitel gespeiste Erwartung bestätigt, daß die Handlung in neuerer Zeit angesiedelt ist, indem von der „Bombennacht von Moor“ die Rede ist. Es kann hier eigentlich nur noch das Wissen über moderne Kriege als konzeptuelles Vergleichsmuster herangezogen werden, und zusammen mit dem Detail, daß der Angriff in einer „Aprilmacht kurz vor der Unterzeichnung jenes Waffenstillstands“ stattfindet, mag man zu einer ersten Hypothese gelangen, nach der es sich bei dem Krieg, um den es geht, nur um den Zweiten Weltkrieg handeln kann.⁵³¹

Tritt der Leser zu diesem Zeitpunkt der Lektüre einen „inferentiellen Spaziergang“⁵³² an, ausgehend von der Annahme, das erzählte Geschehen spiele gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, werden ihm im weiteren Verlauf Indizien begegnen, die diese Hypothese stützen. So ist etwa schon sehr bald von den Erlebnissen zu erfahren, die Berings Vater als Soldat „in der libyschen Wüste [...] am Paß von Halfayah“⁵³³ hatte. Wissen über den Afrikafeldzug von Teilen der deutschen Wehrmacht unter dem Kommando Erwin Rommels in den Jahren 1942 und 1943 wird an dieser Stelle implizit aktiviert.⁵³⁴ Wichtiger für die Bestätigung des Konzepts ZWEITER WELTKRIEG als historische Basis des erzählten Geschehens in „Morbus Kitahara“ ist allerdings die Episode um die polnische „Zwangsarbeiterin Celina Kobra aus Szonowice in Podolien“.⁵³⁵ Allein die nähere Kennzeichnung als Zwangsarbeiterin ist dabei sicher schon eine wichtige Bekräftigung des anzunehmenden historischen Rahmens der Erzählung.

⁵³¹ Neben den textimmanenten Informationen könnte für deutschsprachiges Publikum aber auch eine Rolle spielen, daß nach 1945 das Wissen über den Zweiten Weltkrieg als den letzten und für das Leben noch heute am meisten Nachwirkungen zeigenden eine Art „Voreinstellung“ für das taxonomisch übergeordnete Konzept KRIEG ist. Bis zum Auftauchen von Indizien für das Gegenteil werden dieser – hier allerdings nicht zu belegenden – These zufolge alle Merkmale des spezielleren Konzepts ZWEITER WELTKRIEG spekulativ auf das Konzept KRIEG übertragen. Zum Begriff der konzeptuellen „Voreinstellungen“ bzw. „defaults“ vgl. oben S. 49.

⁵³² Vgl. Eco: *Lector in fabula*, S. 148 ff.

⁵³³ MK, S. 10.

⁵³⁴ Der „Paß von Halfayah“ dürfte mit dem Paß bei Alam al-Halfa identisch sein, der sich auf der Rückzugslinie Rommels nach der verlorenen Schlacht von Al-Alamayn befand. Vgl. *Encyclopædia Britannica*: Artikel zum Stichwort „The World Wars/World War II/The Allies’ first decisive successes“.

⁵³⁵ MK, S. 13.

Darüber hinaus ist die bereits erwähnte „Bombennacht von Moor“ für die aus ihrer Heimat Verschleppte Anlaß, Moor dafür zu verfluchen, daß es „seine Männer in den Krieg geworfen und in schrecklichen Armeen [...] bis an das Schwarze Meer und nach Ägypten habe ziehen lassen“, die Bombardierung sei „Vergeltung dafür, daß ihr Bräutigam Jerzy an den Ufern des Bug als Lanzenreiter gegen Panzer stürmen mußte“.⁵³⁶ Die Anspielung auf die seit dem Ende des Kriegs bis heute oft beschriebene und im Bild einer zu Pferd gegen Panzer anreitenden Armee im öffentlichen Bewußtsein festgeschriebene materielle Unterlegenheit der polnischen gegenüber der deutschen Armee beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ist hier noch als schwache Koaktivierung des Konzepts ZWEITER WELTKRIEG zu verstehen im Vergleich zu der sehr viel stärkeren, die kurz darauf folgt. Aus Sicht der Zwangsarbeiterin Celina ist der Bombenangriff auf Moor nämlich auch „Rache [...] für den Kürschner Silberschatz aus Ozenna“. Dessen Schicksal beschreibt sie wie folgt: „Zwei Jahre hatte sich der Unglückliche in einer Kalkgrube versteckt gehalten, bis man ihn verriet und fand und in Treblinka für alle Ewigkeit in den Kalk warf“.⁵³⁷

Treblinka – dieser Ortsname gehört zu den Wörtern, denen für ein gebildetes westliches Publikum deutliche Signalwirkung zukommt. Man kann sagen, daß die Funktion, einen Ort zu bezeichnen, bezüglich des Namens hinter derjenigen, synekdochisch für den gesamten Völkermord an den europäischen Juden während des Zweiten Weltkriegs zu stehen, fast völlig zurücktritt – in noch klarerer Form hat sich diese extreme konzeptuelle Aufladung eines Ortskonzepts am Namen „Auschwitz“ vollzogen. In diesem Kontext ist natürlich auch der Name des Kürschners, der an jenem Ort ums Leben kommt, ganz gezielt gewählt: Wer würde in dem Namen „Silberschatz“ nicht einen – beinahe zu klischeehaft deutlichen – Anklang an die prototypischen, aus Autosemantika zusammengesetzten Namen jüdischer Deutscher erkennen?

Spätestens ab dieser Textstelle sollte jedem Leser klar sein, welcher Krieg es ist, während dessen die Hauptfigur Bering geboren wird. Der allein durch den Namen Treblinka ausgeübte Referenzdruck ist derart stark, daß der Autor den Bezug zum Zweiten Weltkrieg und zum Völkermord an den Juden schon explizit negieren müßte, um die Aktivierung der entsprechenden Konzepte an diesem Punkt zu verhindern. Ransmayr konterkariert die Referenz jedoch ganz und gar nicht, er unterstreicht sie im Gegenteil durch die bereits aufgezeigte Einbringung von Konzeptwissen, das sich in kognitiver Nähe zum zentralen Konzept ZWEITER WELTKRIEG befindet. Auch im weiteren Verlauf des Texts finden sich immer wieder Detailinformationen, die den einmal aufgerufenen historischen Hintergrund stützen. Die Intervalle, in denen diese Informationen auf-

⁵³⁶ Ebd., S. 12.

⁵³⁷ Ebd.

einander folgen, werden allerdings nach der mit dem zweiten Kapitel im wesentlichen abgeschlossenen Exposition erkennbar länger.

Wichtige weitere Textstellen, die auf Wissen über den Zweiten Weltkrieg rekurrieren, sind die Beschreibung der Abfolge von Besatzungsarmeen nach Kriegsende, die mit Sowjetrussen, Franzosen, Briten und schließlich US-Amerikanern die tatsächlichen Siegermächte des Kriegs aufzählt,⁵³⁸ eine Szene, in der die Einwohner Moors sich auf einer zu Sühnezwecken von den Besatzern veranstalteten sogenannten „Stellamour’s Party“ als „Juden, als Kriegsgefangene, Zigeuner, Kommunisten oder Rassenschänder“ mit „Erkennungswinkeln und Davidsternen“ an „gestreiften Drilllichanzügen“ verkleiden und typische Situationen aus dem Alltag des während des Kriegs in der Nähe betriebenen Konzentrationslagers nachstellen müssen,⁵³⁹ die in Form einer Analepse eingeflochtene Geschichte von Lilys Vater, der zu einer bewaffneten Gruppe in „schwarzen Uniformen“ gehörte, die Unschuldige folterte und ermordete,⁵⁴⁰ die Erzählung Ambras’, des Hundekönigs, über die Foltermethoden der Lagerwächter, unter denen er als KZ-Häftling zu leiden hatte,⁵⁴¹ der ebenfalls als kurze Binnen-erzählung Ambras’ – adressiert an seinen Leibwächter Bering – gestaltete Bericht von seiner und seiner jüdischen Geliebten Verhaftung durch die Gestapo,⁵⁴² schließlich die Erwähnung des „Marechal João Baptista Mascarenhas de Moraes“⁵⁴³ im Schlußteil des Romans, eines „brasilianischen General[s], der mit zwanzigtausend Soldaten an der Seite der Alliierten gegen Moor gekämpft und gesiegt hatte.“⁵⁴⁴

Aufs Ganze gesehen läßt sich in der Terminologie der in Abschnitt 4 vorgeschlagenen Typenreihen sagen, daß es sich bei dem ZWEITEN WELTKRIEG um ein spezifisches, hochkonventionalisiertes Konzept handelt, das in „Morbus Kitahara“ an vielen Stellen implizit aktiviert wird, global in den Text integriert und stark motiviert ist. Für den Leser bietet das Erkennen des Konzepts die Möglichkeit, wichtige Schlußfolgerungen über den zeitlichen wie den räum-

⁵³⁸ Vgl. ebd., S. 16 f.

⁵³⁹ Ebd., S. 45 f.; das Wort „Konzentrationslager“ wird in der Passage nicht genannt, das entsprechende Konzept wird jedoch deutlich implizit aktiviert.

⁵⁴⁰ Vgl. ebd., S. 111 ff.

⁵⁴¹ Vgl. ebd., S. 173 ff.

⁵⁴² Vgl. ebd., S. 212 ff.; Ransmayr vermeidet das Wort „Gestapo“, das entsprechende Konzept ist aber leicht zu inferieren.

⁵⁴³ Ebd., S. 414.

⁵⁴⁴ Ebd., S. 388; dieses Detail geht allerdings auf ausgesprochenes historisches Expertenwissen zurück, dennoch entsprechen die von Ransmayr gemachten Angaben – zu denen auch die Aufzählung von „Schlachtfeldern, die irgendwo in Italien lagen“ und auf denen die brasilianischen Truppen siegreich waren, gehört – vollständig den in kriegsgeschichtlichen Nachschlagewerken nachzulesenden Darstellungen des nur wenigen bekannten einzigen Einsatzes südamerikanischer Soldaten auf dem europäischen Kriegsschauplatz, vgl. World War II in Europe, Vol. I, S. 408.

lichen Rahmen der dargestellten Handlung zu ziehen. So erlaubt die initiale Angabe, Bering sei in einer Aprilmacht kurz vor dem Ende des Kriegs geboren, eine durchgängige Datierung der einzelnen Geschehenskomplexe sowie die Bestimmung zeitlicher Abstände aufgrund von Inferenzziehung, wenn diese Abstände nicht explizit genannt sind.⁵⁴⁵ Man wird die Geburt Berings auf das Jahr 1945 ansetzen, das dritte und vierte Kapitel dürften 1946 oder 1947 spielen – „Man schrieb das zweite Jahr des Friedens“⁵⁴⁶ –, Handlungszeit des fünften Kapitels ist ein „Augusttag“ im Jahr 1952 – „Bering war sieben“⁵⁴⁷ – und die des sechsten deckt raffend und iterativ erzählt zunächst den Zeitraum von 1957 bis 1968 ab,⁵⁴⁸ um dann eine entscheidende Begebenheit im Leben des nun dreiundzwanzigjährigen Bering in extenso und singulativ erzählend zu schildern.⁵⁴⁹ Ab diesem Punkt erstreckt sich die Kernhandlung des Romans, die als Dreiecksgeschichte zwischen Bering, Ambras und Lily bezeichnet werden kann, über weitere zweieinhalb Jahre bis zu jenem „Januar Brasiliens“, mit dem der Text beginnt und bei dem es sich, da dazwischen zwei Jahreswechsel und das erneute Einbrechen des Winters kurz vor der Abreise nach Brasilien liegen, um den Januar des Jahres 1971 handeln muß.⁵⁵⁰

Was die räumliche Situierung der Handlung anbelangt, ist die Sachlage sehr viel komplizierter. Zwar erlaubt schon Alltagswissen über den Zweiten Weltkrieg eine grobe Lokalisierung des Hauptschauplatzes Moor, doch sind die wenigen Angaben, die der Text zur genauen Lage des Orts enthält, offenbar bewußt so gewählt, daß keine Anbindung an ein nichtfiktionales Ortskonzept möglich ist. Die Frage der räumlichen Bestimmtheit des Geschehens kann insofern als eine, die sich auf einen Schnittpunkt von realitätsaffirmierenden und realitäts-

⁵⁴⁵ Es ist deshalb Ian Fosters Befund hinsichtlich der temporalen Festlegung der Handlung von „Morbus Kitahara“ als etwas ungenau zu bezeichnen: „No chronological dates are given. Events are recorded as taking place so many years ›after the Peace of Oranienburg‹. Dates given in this way would seem to indicate that the main action of the novel is set in the late 1960s.“ (Foster: *Alternative History and Christoph Ransmayr's „Morbus Kitahara“*, S. 114).

⁵⁴⁶ MK, S. 21.

⁵⁴⁷ Ebd., S. 37.

⁵⁴⁸ Vgl. ebd., S. 49: „Als sein jüngerer Bruder im See ertrank, war Bering zwölf ... und war neunzehn, als auch der ältere aus seinem Leben verschwand“, Hervorhebung P. B.

⁵⁴⁹ Vgl. ebd., S. 52: „Bering hätte sein Erbe vielleicht niemals preisgegeben und verlassen, wenn ihn nicht eine Horde von Schlägern *wenige Tage nach seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag* dazu getrieben hätte, das eigene Haus mit Blut zu besudeln und damit unbewohnbar zu machen.“ Hervorhebung P. B.

⁵⁵⁰ Vgl. zum ersten Jahreswechsel nach jenem Ereignis im Frühjahr 1968 ebd., S. 137: „Als in der Neujahrsnacht die Köhlerei von Moor überfallen und der Köhler dabei [...] schwer verletzt wurde, [...]“. Zum zweiten Jahreswechsel – 1969/70 – vgl. ebd., S. 242: „Als er um Neujahr für drei Tage im Fieber lag [...]“. Zum Eintreten des Winters im Jahr 1970 vgl. ebd., S. 399: „Der Winter kam früh in diesem Jahr.“

negierenden Informationen in Ransmayrs Roman bezieht, betrachtet werden und bietet daher den Anlaß, zur allgemeinen Betrachtung der realitätsnegierenden Informationen in „Morbus Kitahara“ überzugehen.

Auf realitätsaffirmierender Seite muß jedoch zunächst die klare Situierbarkeit des fiktiven Schauplatzes Moor innerhalb des Gebiets der Verliererstaaten des Zweiten Weltkriegs und genauer in deren alpinem Teil und noch genauer mit hoher Wahrscheinlichkeit in Österreich konstatiert werden.⁵⁵¹ Ein einziges weiteres Detail ist es, auf das eine ganze Reihe von Rezensenten und Literaturwissenschaftlern eine noch präzisere Lokalisierung der Kernhandlung stützen: die Information, daß sich am Ufer des Sees, an dem Moor liegt, ein Steinbruch befindet, in den während des Kriegs Gefangene in „geschlossenen Güter- und Viehwaggons“⁵⁵² transportiert wurden und der ganz offensichtlich als KZ diente. Dieses KZ wurde – sicher nicht ganz unberechtigt – mit dem am südlichen Ende des Traunsees in Oberösterreich gelegenen Außenlager Ebensee des KZ Mauthausen identifiziert. Neben den textinternen Indizien spielt bei dieser Gleichsetzung sicher aber auch die Kenntnis biographischer Einzelheiten über den Autor Ransmayr eine wesentliche Rolle. Ransmayr ist nämlich, wie er in einem Interview schildert, „an einem Ende des Traunsees zur Schule gegangen, und am anderen Ende war der Steinbruch von Ebensee“. Auf die konkrete Frage nach den „autobiographische[n] Hintergründen“ von „Morbus Kitahara“ heißt es dann weiter: „Ich habe mit all dem gelebt – mit dem Steinbruch, mit allem, was dort geschehen ist. Das ist mir alles erzählt worden. Es wäre mir lieber gewesen, meine Geschichte eines Leibwächters, dessen Blick sich verfinstert, in eine leichtere, hellere Umgebung zu stellen.“⁵⁵³

Aus solchen Selbstkommentaren des Autors und den textinternen Informationen, die es zumindest erlauben, das reale Lager Ebensee als nichtfiktives Modell für die Gestaltung des Steinbruchs in „Morbus Kitahara“ zu bezeichnen, ergibt sich zweifelsohne ein enormer Identifikationsdruck. Bei genauerer Betrachtung der im Text selbst gegebenen Informationen stellt sich eine schlichte Gleichsetzung des realen Modells und seiner fiktionalen Verarbeitung jedoch als nicht haltbar heraus. So handelte es sich bei dem Außenlager Ebensee des KZ

⁵⁵¹ Das alpine Umfeld Moors wird häufig erwähnt, so ist etwa von dem „von Gebirgen umschlossenen Moorer Hügelland“ (ebd., S. 15) die Rede, und das „Steinerne Meer“ – ein Gebirgszug, der sich unmittelbar am Ufer des Sees, an dem Moor liegt, erhebt – dient als zentraler topographischer Bezugspunkt des Romans (erste Erwähnung ebd., S. 32). Für die Lage in Österreich spricht vor allem, daß Wien an einigen Stellen gleichsam als Inbegriff einer relativ nahe gelegenen Großstadt am Rand in das Geschehen einbezogen ist, es wird etwa ein Tauchwettbewerb in Moor geschildert, bei dem die Teilnehmer „immerhin eine Reise nach Wien oder noch fernerer und exotischeren Besatzungszonen, nach Hamburg, Dresden oder Nürnberg“ (ebd., S. 65) gewinnen können.

⁵⁵² Ebd., S. 31.

⁵⁵³ Löffler: „... das Thema hat mich bedroht“, S. 214 f.

Mauthausen nicht um einen Steinbruch, sondern um ein Lager, das ursprünglich der Einrichtung eines großangelegten Stollensystems dienen sollte, in das Forschungseinrichtungen der militärisch leicht angreifbaren Raketenproduktion in Peenemünde an der Ostseeküste verlegt werden sollten. Da sich dieser Plan schnell als undurchführbar herausstellte, wurden die unter unmenschlichen Bedingungen bereits von den Gefangenen errichteten Stollen zur Unterbringung einer Rohölraffinerie genutzt, die bis Kriegsende Treibstoff für Kriegszwecke produzierte.⁵⁵⁴ Darüber hinaus besitzt Ebensee keinen Kopfbahnhof, wie es der Roman in bezug auf Moor schildert: ankommende Züge rollen „ein sanftes Gefälle hinab zur Endstation Bahnhof Moor.“⁵⁵⁵ Ein solcher Kopfbahnhof findet sich allerdings in Gmunden, das am anderen, nördlichen Ende des eine schlauchförmige Verdickung der Traun in Nord-Süd-Ausdehnung bildenden Traunsees liegt. Von Gmunden aus wären aber wiederum kaum „bei klarem Wetter die Terrassen des Steinbruchs“ zu sehen, wenn man denn an dessen Lage am tatsächlichen Ort des KZ Ebensee festhalten will, der Blick von Gmunden nach Ebensee wird nämlich durch in den See hineinragende Gebirgsausläufer verstellt.⁵⁵⁶ Selbst wenn man dennoch Moor mit Gmunden gleichsetzt, bleibt ein entscheidender Widerspruch zur realen Topographie. Denn im letzten Drittel des Romans wird von einer Reise von Moor nach Brand, der nächsten größeren Stadt, erzählt. Aus einer Wetterbeschreibung, die aus der Perspektive des in Brand angekommenen Bering gegeben wird, geht dabei unmißverständlich hervor, daß Brand nördlich von Moor zu denken ist: „Über dem Gebirge im Süden türmten sich Gewitterwolken. Moor lag jetzt vielleicht in einem Unwetter.“⁵⁵⁷ Zudem ist der Weg von Moor nach Brand als durch eine hochalpine Gebirgslandschaft, über einen „Reifpaß“,⁵⁵⁸ führend beschrieben worden. Gerade der Teil Oberösterreichs nördlich von Gmunden ist für österreichische Verhältnisse jedoch außerordentlich flach, bis Wels und Linz, die beide als Modell für Brand vorstellbar sind, gibt es kaum nennenswerte Höhenschwankungen.

Es scheint, als habe Ransmayr die aufgrund des hohen Identifikationsdrucks schnell herzustellende Verbindung des Schauplatzes mit den Gegebenheiten am Traunsee durch Detailangaben, die zu dieser nichtfiktionalen Topographie in Widerspruch stehen, gezielt konterkarieren wollen. Der dahinterstehende Mechanismus wäre dann analog zu dem bereits am Anfang des Romans hinsichtlich der genauen Ortsangaben am brasilianischen Schauplatz festgestellten Vorgehen zu bewerten: Die grobe Lokalisierung steht durchaus in Einklang mit den bekannten realen Vorgaben, die exakte Lokalisierung verwischt durch Unstimmigkeiten, die

⁵⁵⁴ Vgl. Website der „Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen“: <http://www.mauthausen-memorial.gv.at/Geschichte/02.03.Ebensee.html>.

⁵⁵⁵ MK, S. 31.

⁵⁵⁶ Vgl. Landeskarte Österreich.

⁵⁵⁷ MK, S. 341.

⁵⁵⁸ Vgl. ebd., S. 282 und S. 302.

sich allerdings auf der Ebene extrem schwach konventionalisierten Wissens bewegen, die Spur zu einem nichtfiktionalen Ortskonzept. Vor diesem Hintergrund verwundert es auch nicht, daß trotz der mangelnden Abstützung durch den Text die These von der Identität des Hauptschauplatzes von „Morbus Kitahara“ mit der Umgebung des Traunsees mit oft großer Selbstverständlichkeit vertreten wird⁵⁵⁹ – der Identifikationsdruck ist am Ende größer als der Wille zum genauen Abgleich der textuellen Informationen mit den realen Umständen.

Obwohl die Schauplatzkonzeption in Ransmayrs Roman die aufgezeigten deutlich fiktionalen Züge trägt, bewegt sie sich noch vollkommen in den Bahnen realistisch-fiktionaler Wahrscheinlichkeitsliteratur. Sie kann sogar noch einmal zur Illustration der oben in Abschnitt 5 hypothetisch formulierten Abgrenzung realistisch-fiktionalen von phantastisch-fiktionalem Diskurs herangezogen werden.⁵⁶⁰ Denn wäre die Schauplatzdarstellung so angelegt, daß dem zugrundeliegenden Ortskonzept notwendig der Status des Nichtseins zugeschrieben werden müßte, so würde es sicher nicht von so vielen, literarisch durchaus vorgebildeten Rezipienten mit einem ihnen bekannten nichtfiktionalen Ortskonzept gleichgesetzt. Die Fiktionalität des Schauplatzes läßt sich nur deshalb so gut verschleiern, weil ihm im Kontext des gesamten Konzeptsystems des Lesepublikums nur zufällig, d. h. nicht auf den ersten Blick erkennbar, der Status des Nichtseins zukommt; und diese Verschleierungstechnik bietet noch in keiner Weise einen Anhaltspunkt für das Vorliegen eines kontrafaktisch- oder gar phantastisch-fiktionalen Texts, sie ist vielmehr als typisch für realistisch-fiktionale Texte einzustufen.

Die Schwelle zur notwendig und offen im Widerspruch zum allgemeinen Konzeptwissen stehenden Fiktion überschreitet Ransmayr in „Morbus Kitahara“

⁵⁵⁹ So z. B.: Spoor: Der kosmopolitische Dörfner, S. 183: „Der Steinbruch [...] und der See [...] bilden die Umgebung, in der der Autor aufgewachsen ist: den Traunsee im Salzkammergut. Am südlichen Zipfel dieses Sees liegt Ebensee mit dem Steinbruch, in dem die Nazis im Zweiten Weltkrieg unter barbarischen Umständen Gefangene aus Mauthausen schufteten ließen“; Kraft: Wortreich Österreich, S. 94: Der Steinbruch in Ransmayrs Roman sei „unschwer [als] das zum KZ Mauthausen gehörende Außenlager Ebensee zu erkennen“; Landa: Fractured Vision in Christoph Ransmayr’s *Morbus Kitahara*, S. 139: „The Austrian reader, who takes his cues from Ransmayr’s biography, will recognize Moor as *Gmunden*, Moor’s lake as the *Traunsee*, the prison camp as the *Außenlager Ebensee*, a secondary camp of the nearby former concentration camp *Mauthausen*, and the forbidding mountains of *Das Steinerne Meer* as a stand-in for *Das tote Gebirge*“; Foster: Alternative History and Christoph Ransmayr’s „Morbus Kitahara“, S. 121: „Austrian Readers will immediately recognize the topography of Moor’s camp, its quarry and surroundings as based on Mauthausen and its satellite camps around the Traunsee region in Upper Austria. [...] Moor itself would appear to be modeled on Gmunden, the evocatively renamed ›Steinerne Meer‹ based on the ›Tote Gebirge‹“.

⁵⁶⁰ Vgl. besonders oben S. 142.

erst mit der bereits beschriebenen Darstellung eines alternativen Geschichtsverlaufs ab dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Im Lesevorgang vermitteln sich die damit gegebenen kontrafaktischen Elemente durch gezielte realitätsnegierende Informationen, wobei diese sich häufig bei näherer Betrachtung als unkonventionelle Zusammenfügungen bekannter nichtfiktionaler Konzepte herausstellen.

Der erste Hinweis auf eine abweichende Konzeption des historischen Verlaufs nach 1945 findet sich schon im ersten Absatz der gleichsam mit dem zweiten Kapitel nachgereichten Exposition. Wie oben in anderem Zusammenhang erwähnt, steht dort die „Bombennacht von Moor“ im Mittelpunkt, die zugleich die Nacht der Geburt der Hauptfigur Bering ist. Bezüglich der temporalen Situierung der Bombardierung wurde oben jedoch eine entscheidende, vom Autor in einem Nebensatz gegebene Information unterschlagen, weil sie nicht in den Zusammenhang realitätsaffirmierender Textelemente gehörte: Über den Waffenstillstand, der bald nach jener Aprilmacht eintritt, heißt es nämlich am Ende der entsprechenden Passage, daß er „in den Schulstunden der Nachkriegszeit nur noch *Der Friede von Oranienburg* hieß.“⁵⁶¹ Nun könnte der Friedensschluß nach der Kapitulation des Deutschen Reichs mit einigem Recht nach einer anderen Stadt im Umland Berlins benannt werden – nach Potsdam, wo vom 17.7. bis zum 2.8.1945 die Konferenz von Potsdam stattfand, die mit der Verabschiedung des Potsdamer Protokolls durch die Staats- und Regierungschefs der drei führenden alliierten Mächte endete. Das im Norden Berlins gelegene Oranienburg spielte hingegen im Prozeß der Konstituierung einer europäischen Nachkriegsordnung keine bedeutende Rolle. Der Name Oranienburg hat dennoch seinen festen Platz in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Denn an diesem Ort „wurde am 21.3.1933 – dem ›Tag von Potsdam‹ – eines der ersten Konzentrationslager errichtet“,⁵⁶² das allerdings noch von der SA geführt und bereits im Juli 1934 wieder aufgelöst wurde, bevor die SS im Juli 1936 im Ortsteil Sachsenhausen ein neues, größeres Lager fertigstellte. Ransmayr beabsichtigt mit dieser Umgestaltung offenbar, einen Ort deutscher Schuld symbolisch zum Ort des Friedensabschlusses zu machen, um damit auf die seiner fiktionalen Darstellung nach ebenfalls veränderten Bedingungen vorauszuweisen, unter denen sich der Frieden gestaltet.

Welche Grundsätze für den fiktiven „Frieden von Oranienburg“ bestimmend sind, erfährt der Leser im vierten und fünften Kapitel des Romans. Nachdem schon im zweiten Kapitel angedeutet wurde, daß für die Bevölkerung mit dem „Regime eines Majors aus Oklahoma“, der die US-Besatzungstruppen in Moor kommandiert, „seltsame Strafen“ und „Demütigungen“ verbunden waren, ist dort genaueres über diese Maßnahmen und das dahinterstehende Friedenskonzept zu

⁵⁶¹ MK, S. 9.

⁵⁶² Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Artikel zum Stichwort „Oranienburg (KZ)“, S. 626. Vgl. dort auch zu den folgenden Angaben. Vgl. auch Gilbert: Endlösung: Die Vertreibung und Vernichtung der Juden, S. 17.

erfahren. Zwei Prinzipien scheinen es zu sein, von denen die Politik der Siegermächte – und besonders der dabei als maßgebende Macht gestalteten USA – sich leiten läßt: Für das erste Prinzip steht das Stichwort *Sühne*, für das zweite das Stichwort *Deindustrialisierung*. Symbol des ersten Prinzips ist eine Inschrift, die Major Elliot aus steinernen Buchstaben – „Jeden Buchstaben groß wie einen Menschen“ – „über fünf unregelmäßige, monstrose Zeilen“ auf dem Gelände des im Krieg als KZ genutzten Granitbruchs durch dazu zwangsverpflichtete Einheimische errichten läßt: „HIER LIEGEN / ELFTAUSENDNEUNHUNDERT-DREIUNDSIEBZIG TOTE / ERSCHLAGEN / VON DEN EINGEBORENEN DIESES LANDES / WILLKOMMEN IN MOOR“.⁵⁶³ So offensichtlich dieses Detail erfunden ist, so verborgen ist sein Bezug zu einem realen Denkmal, das sich heute in Ebensee auf dem Friedhof befindet, den überlebende KZ-Häftlinge nach der Befreiung des Lagers für ihre verstorbenen Mitgefangenen anlegten. „Zur ewigen Schmach des deutschen Volkes“ lautet die Inschrift des am 2.6.1946 zusammen mit dem Friedhof eingeweihten Monuments.⁵⁶⁴

Eine andere Folge der an Sühne – oder „Vergeltung“⁵⁶⁵ wie es an einer Stelle heißt – orientierten Besatzungspolitik sind die nach dem fiktiven politischen Führer der USA benannten „Stellamour’s Parties“. Auf solchen Veranstaltungen wird die Bevölkerung gezwungen, die auf Fotos dokumentierten Szenen aus dem grausamen Alltag eines KZ nachzuspielen. Major Elliot nimmt solche „Bilder als Vorlagen für gespenstische Massenszenen [...], die er im Verlauf einer Party von den Bewohnern des Seeufers nachstellen – und von einem Regimentsfotografen festhalten“⁵⁶⁶ läßt.

Das zweite genannte Prinzip, das der Deindustrialisierung, illustriert Ransmayr anhand der Demontage der nach Moor führenden Eisenbahnstrecke, „Moors wichtigster Verbindung ins Tiefland und zur Welt“.⁵⁶⁷ Daß auch diese Maßnahme in Einklang mit den politischen Vorgaben steht, zeigt die Wiedergabe einer Rede Major Elliots an die Einwohner von Moor, in der er offiziell „Stellamours Botschaft“ verkündet. Die Paragraphen des „*Friedensplanes*“ werden dabei zwar nicht wörtlich zitiert, doch machen die gebrüllten Kommentare des Majors deren Grundtendenz überdeutlich: „*Heuschober statt Bunker* [...] keine

⁵⁶³ MK, S. 33. Die Zahl der Opfer stimmt im übrigen nur nach einer Quelle ungefähr mit der Zahl der im KZ Ebensee ermordeten Menschen überein, lediglich das Simon-Wiesenthal-Center nennt auf seiner Website eine Zahl von „about 11,000 persons“ (<http://motlc.wiesenthal.com/pages/t020/t02004.html>), andere Quellen gehen von etwa 8500 Toten aus (vgl. Website der „Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen“: <http://www.mauthausen-memorial.gv.at/Geschichte/02.03.Ebensee.html> und Website des „Vereins Widerstands-Museum & KZ-Gedenkstätte Ebensee“: <http://www.swe.uni-linz.ac.at/staff/bob/VWM/kz/gedenk.htm>).

⁵⁶⁴ Vgl. ebd.: <http://www.swe.uni-linz.ac.at/staff/bob/VWM/kz/gedenk.htm>.

⁵⁶⁵ MK, S. 39.

⁵⁶⁶ Ebd., S. 45.

⁵⁶⁷ Ebd., S. 35.

*Fabriken mehr, keine Turbinen und Eisenbahnen, keine Stahlwerke ... Armeen von Hirten und Bauern [...] zurück auf die Felder! ... und Hafer und Gerste zwischen den Ruinen der Industrie“.*⁵⁶⁸ Den Tenor eines solchen Programms formuliert Elliot gleich zu Anfang seiner Rede: „Zurück! Zurück mit euch! Zurück in die Steinzeit!“⁵⁶⁹ Mit der Demontage der einzigen Eisenbahntrasse nach Moor ist die Rückführung in ein vorindustrielles Stadium dementsprechend längst nicht abgeschlossen, den nächsten Schritt bildet der Abbau von Anlagen, die die Grundlage für moderne industrielle Produktion sind: „In der folgenden Woche wurde das Kraftwerk am Fluß stillgelegt; die Turbinen, auch die Transformatoren des Umspannwerks, rollten *gemäß Paragraph 9* des Friedensplanes auf russischen Armeelastwagen davon.“⁵⁷⁰ Die Bevölkerung zündet danach „an den Abenden wieder Petroleumlampen und Kerzen an.“⁵⁷¹

Der Bezug zum Alltagsmythos MORGENTHAU-PLAN ist spätestens an dieser Stelle unübersehbar. Die mit den zitierten Stichworten „Armeen von Hirten und Bauern“ oder „zurück auf die Felder!“ verbundenen Konzepte befinden sich im allgemeinen voraussetzenden *belief system* des deutschsprachigen Lesepublikums in zu enger kognitiver Nachbarschaft zum Mythos des „Morgenthau-Plans,“ als daß sie im Zusammenhang der unmittelbaren Nachkriegszeit – in der Ransmayrs Erzählung angesiedelt ist – genannt werden könnten, ohne eine Koaktivierung des entsprechenden Konzepts nach sich zu ziehen. Es ist daher mehr als abwegig, wie Thomas Neumann nahezulegen, Ransmayr habe mit „Morbus Kitahara“ sozusagen in aller Unschuld lediglich eine vollkommen frei erfundene Alternativversion der Nachkriegsgeschichte vorgelegt und es sei allein der historisch schlecht informierten und zudem alten Vorurteilen anhängenden Literaturkritik vorzuwerfen, wenn sie dem Konstrukt des Autors konkrete geschichtliche Fakten zuordnet.⁵⁷² Abwegig ist eine solche Sichtweise um so mehr, als es einige wenige Indizien im Text des Romans dafür gibt, daß der Autor durchaus auch über Expertenwissen im Zusammenhang mit dem sogenannten Morgenthau-Plan verfügt. Daß Ransmayrs Darstellung nur zufällig Ähnlich-

⁵⁶⁸ Ebd., S. 42.

⁵⁶⁹ Ebd., S. 41.

⁵⁷⁰ Ebd., S. 43. Die Angabe eines Paragraphen bietet hier übrigens keinen Anhaltspunkt für eine Übereinstimmung mit dem realen, von Henry Morgenthau zur britisch-US-amerikanischen Konferenz in Quebec am 15.9.1944 unterbreiten – und von Churchill und Roosevelt auch paraphierten – „Program to Prevent Germany from Starting A World War III“; Gegenstand von Punkt 9 dieses Programms ist die mittel- bis langfristige Kontrolle der deutschen Wirtschaft, Reparationsfragen werden dort in Punkt 5 behandelt. Vgl. Website der „Faculty of Humanities“ der University of the West of England, Bristol: <http://humanities.uwe.ac.uk/corehistorians/powers/text/s11afe.htm>.

⁵⁷¹ MK, S. 43.

⁵⁷² Vgl. Neumann: „Mythenspur des Nationalsozialismus“. Bezeichnenderweise befaßt sich Neumann in seinem Beitrag kaum mit dem literarischen Text selbst, sondern beinahe ausschließlich mit Äußerungen Dritter über diesen.

keiten mit dem verbreiteten Alltagsmythos aufweist, kann somit guten Gewissens ausgeschlossen werden.

Aufgrund des von Ransmayr gewählten Verfahrens, die Realisierung eines tatsächlich nie in die Tat umgesetzten, gleichwohl aber historisch existenten Plans zur Basis einer fiktionalen Umgestaltung des geschichtlichen Verlaufs zu machen, ist die adäquate Beschreibung dabei verwendeter nichtfiktionaler Elemente etwas verwickelt, aber dennoch nachvollziehbar und klar. Denn es handelt sich dabei einerseits um durchaus nichtfiktionale Konzepte im Sinn dieser Studie, insofern sie bestehendes Konzeptwissen über den „Morgenthau-Plan“ aktivieren oder zumindest in den Text einbringen. Andererseits zählen diese Textbestandteile jedoch im Kontext des kontrafaktisch-fiktionalen Texts „Morbus Kitahara“ zu den realitätsnegierenden Komponenten, da mit ihnen die Fiktionalität des Gesamttexts offen zutage tritt. Aus Leserperspektive läßt sich der Prozeß wie folgt darlegen: Durch den Text wird das Konzept MORGENTHAU-PLAN aufgerufen, das in der Enzyklopädie des Lesers gleichsam mit dem Merkmal „nicht realisierter Plan“ versehen ist; wenn nun einmal verdeutlicht wurde, daß das Konzept im Text in intentional veränderter Form, nämlich mit dem Merkmal „realisierter Plan“ versehen, Verwendung findet, dann bewirkt jede Aufnahme nichtfiktionaler Teilkonzepte aus dem Umfeld des MORGENTHAU-PLANS nicht eine Erhöhung illusionistisch-realistischen, sondern des offen kontrafaktisch-fiktionalen Charakters, da sie den Leser an die abweichende Konzeptualisierung erinnert.

In „Morbus Kitahara“ begegnen an zwei Stellen Informationen, die auf nichtfiktionalen Konzepten im Umfeld des MORGENTHAU-PLANS basieren und deren Konventionalisierungsgrad zugleich weit unterhalb der zitierten Schlagwörter aus dem Bereich des dazugehörenden Alltagsmythos liegt. Die erste Textstelle findet sich gegen Anfang des Texts und bietet dem Leser einige genauere Informationen zur fiktiven Person des Hüters des „Friedens von Oranienburg“, „Lyndon Porter Stellamour“. Es ist dort von „Stellamours Bildnis“, dem „Porträt eines lächelnden, kahlen Mannes“,⁵⁷³ die Rede, das an „Plakatawänden, Hoftoren und manchmal auch als haushohes Wandgemälde“ in verschiedenen Varianten zu betrachten ist: „Stellamour im weißen Smoking zwischen den Säulen des Capitols in Washington ... / und Stellamour im Buschhemd und mit beiden Armen aus dem Strahlenkranz der amerikanischen Freiheitsstatue winkend ...“⁵⁷⁴ Außerdem wird Stellamour als „Richter und Gelehrte[r]“⁵⁷⁵ charakterisiert, zu dessen Ehren in der Nachkriegszeit Lieder gesungen werden. Der Refrain eines dieser Lieder, „einer seltsamen Hymne – halb Schlager, halb Kinderlied –“, wird wie folgt wiedergegeben: „*Stella- / Stella- / Stellamour / Hoher Richter Stellamour / Aus Poughkeepsie im blühenden Empire*

⁵⁷³ MK, S. 38.

⁵⁷⁴ Ebd.

⁵⁷⁵ Ebd.

*State / Empire State New York ...*⁵⁷⁶ Kenner der jüngeren Geschichte der USA und der Biographie Henry Morgenthau werden bei der Nennung des Namens Poughkeepsie aufmerken: Denn hier, im US-Bundesstaat New York am Ufer des Hudson-River etwa 120 km nördlich von New York City, erwarb der zeitlebens an Landwirtschaft interessierte Henry Morgenthau jr. im Alter von 22 Jahren ein Anwesen samt 2000 Morgen Land, das ihm als Refugium diene und in dem er 1967 im Alter von 75 Jahren starb.⁵⁷⁷ Rund 8 km nördlich von Poughkeepsie, in Hyde Park, hatte zur selben Zeit eine andere in der Geschichte der Vereinigten Staaten eine wichtige Rolle spielende Familie ihren Landsitz – die des politischen Weggefährten und, wenn man so will, Vorgesetzten des Finanzministers Morgenthau Franklin Delano Roosevelt.⁵⁷⁸

Eher in Richtung auf diese Person statt auf Morgenthau als Modell für Stellamour weist – neben den an Roosevelt vage erinnernden zwei Vornamen – die zweite Textstelle, die Indizien für die Einflechtung von spezifischem Wissen aus dem Umfeld des Konzepts MORGENTHAU-PLAN in den Roman liefert. Sie findet sich nach einer längeren Passage, in der der zeitlich und lokal verschobene erste Atombombenabwurf durch die US-Armee in seinen Auswirkungen auf den europäischen Besatzungsstützpunkt Brand geschildert wurde.⁵⁷⁹ Kurz darauf wird der inzwischen greise Stellamour, „der Hohe Richter in seiner Residenz auf der Insel Manhattan“, als zunehmend senil beschrieben: „Dieser steinalte Trottel hockte im Rollstuhl, stotterte zweimal im Jahr Reden vom Blatt und erinnerte sich dabei vermutlich nicht einmal mehr an seinen eigenen Namen.“⁵⁸⁰ Das Bild von einem US-Präsidenten im Rollstuhl mag bei vielen informierten Lesern zumindest Assoziationen mit Franklin D. Roosevelt auslösen, der seit einer 1921 erlittenen Poliomyelitis-Infektion gelähmt und auf den Rollstuhl angewiesen war.⁵⁸¹

Insgesamt läßt sich wohl soviel sagen: Bestimmte konzeptuelle Anteile der nichtfiktionalen Personenkonzepte HENRY MORGENTHAU JR. und FRANKLIN DELANO ROOSEVELT sind in die Gestaltung des fiktionalen Figurenkonzepts LYNDON PORTER STELLAMOUR eingeflossen. Es ist daher davon auszugehen, daß nicht nur, wie oben aufgezeigt, der Alltagsmythos MORGEN-

⁵⁷⁶ Ebd.

⁵⁷⁷ Vgl. Greiner: Die Morgenthau-Legende, S. 94 sowie Encyclopædia Britannica, Artikel zum Stichwort „Morgenthau, Henry jr.“.

⁵⁷⁸ Vgl. Encyclopædia Britannica, Artikel zum Stichwort „Roosevelt, Franklin D.“

⁵⁷⁹ Das Ereignis ist temporal in das Jahr 1970 und lokal von Hiroshima nach Nagoya verlegt, vgl. MK, S. 315 ff. Der Grund für diese Veränderung könnte in der Motivierung und Plausibilisierung der rigorosen Besatzungspolitik in Europa liegen. Solange sich ein Land noch im Krieg befindet, wird es an der Niederhaltung bereits besiegtter Gegner größeres Interesse haben, als wenn es sich selbst auf eine neue, zivile Phase einstellen kann.

⁵⁸⁰ Ebd., S. 334.

⁵⁸¹ Vgl. Encyclopædia Britannica, Artikel zum Stichwort „Roosevelt, Franklin D.“

THAU-PLAN, sondern auch, wenn auch sehr geringe, Anteile der Expertenversion dieses politischen Programms Bestandteil von Ransmayrs fiktionalem Text sind.

Was ist nun aus den zusammengetragenen Erkenntnissen hinsichtlich der Ausgangsfrage nach den literarisch-ästhetischen Qualitäten von Ransmayrs Verfahren zu schließen? Wie sowohl das Beispiel der Modellierung des engeren Schauplatzes in Anlehnung an das KZ Ebensee wie die komplexe Einbeziehung des „Morgenthau-Plans“ in das Romangeschehen gezeigt haben, ist der Umgang Ransmayrs mit nichtfiktionalen Konzepten in „Morbus Kitahara“ von einer gewissen Ambiguität geprägt. Einerseits werden die entsprechenden Konzepte deutlich erkennbar aufgerufen, andererseits werden sie durch widersprechende Informationen teilweise wieder gezielt zurückgenommen. Dies ist für den Autor um so einfacher, als er die explizite Aktivierung durch direkte Nennung von Bezeichnungen wie „Konzentrationslager“ oder „Morgenthau-Plan“ durchgängig vermeidet. Das Ergebnis ist eine gewisse Ratlosigkeit des Lesers, ob und inwieweit er vorhandenes Wissen zur Interpretation des Texts heranziehen darf, und somit letztlich ein Zurückfallen der nichtfiktionalen Elemente in die relative Funktionslosigkeit. In der Terminologie der in Abschnitt 4 erarbeiteten Typenreihen ließe sich sagen, daß der Autor hochspezifische nichtfiktionale Konzepte von hohem bis mittlerem Konventionalisierungsgrad an vielen Stellen des Texts implizit aktiviert, jedoch weder von echter globaler Integration noch von ersichtlicher Motiviertheit bezüglich dieser Konzepte gesprochen werden kann.

Gerade diese Kombination aus hoher quantitativer bei zugleich schwach ausgeprägter qualitativer Einbindung nichtfiktionaler historischer Konzepte scheint es mir zu sein, die eine Bewertung des Umgangs mit Geschichte in „Morbus Kitahara“, wie sie Christoph Janacs abgibt, nicht unberechtigt erscheinen lassen:

[I]ndem er [Ransmayr, P. B.] einzelne Orte und Namen mit symbolhafter Bedeutung auflädt, andere in ihrer Historizität beläßt, wieder andere umbenennet (tatsächlich gab es den Plan, Europa in ein präkapitalistisches Zeitalter zurückzukatapultieren, nur stammte er von einem Henry Morgenthau jr.!) und andere durch Schweigen verhüllt (so vermeidet er Begriffe wie Nationalsozialismus, Hitler oder KZ), wird der Verweischarakter der einzelnen Dinge und Begriffe beliebig, da alles auf irgend etwas und damit auf nichts verweist.⁵⁸²

⁵⁸² Janacs: Die Verdunkelung des Blicks, S. 101. Auch für Achim Hölder ist es der „frei permutierende Umgang mit Faktenmaterial“, der „Morbus Kitahara“ nicht nur das „epochengerechte Etikett <postmodern> eingetragen“ hat (Hölder: „Nur ein düsteres Theater“?, S. 232), sondern außerdem dazu beiträgt, daß der Text mit seinen „fast auf Schritt und Tritt“ begegnenden Bezügen unter anderem auf – wie Hölder zeigt – literarische Quellen wirkt wie eine „Maschinerie, die den Leser entmutigt, indem sie das Spiel verweigert oder es zu leicht macht.“ (Ebd., S. 235).

Wie auch immer man aber die ästhetische Qualität der Umgangsweise Christoph Ransmayrs mit historischem Material in „Morbus Kitahara“ bewerten mag, man wird eine Debatte darüber gar nicht erst führen können, wenn man die Bedeutung nichtfiktionaler Elemente in fiktionaler Erzählliteratur nicht anerkennt und über kein Instrumentarium zu ihrer Beschreibung verfügt.

6.3 Verankerung des Phantastischen: Lewis Carrolls Alice-Bücher

Aus Sicht der in Abschnitt 2 dieser Arbeit vorgestellten panfunktionalistischen und autonomistischen Fiktionstheorien könnte gegen die Auswahl der beiden bisher genauer untersuchten Texte vorgebracht werden, sie sei erkennbar durch die zu belegende These der Bedeutsamkeit nichtfiktionaler Elemente für die Sinnkonstitution fiktionaler Erzähltexte geprägt. Uwe Johnsons „Jahrestage“ und auch noch – wenn auch nicht in gleichem Maß – Christoph Ransmayrs „Morbus Kitahara“, so könnte vorgebracht werden, stünden allzu deutlich in der Traditionslinie des realistischen Erzählens; erst an Texten, die sich außerhalb dieser Linie bewegten, zeige sich die volle Autonomie und die radikale kategoriale Trennung fiktionaler Dichtung gegenüber der Wirklichkeit. Um diesem möglichen Einwand zu begegnen, sollen im folgenden als dritte und letzte Fallstudie zwei eng zusammengehörende Texte besprochen werden, die innerhalb der Weltliteratur geradezu als Paradefall nichtrealistischer, phantastisch-fiktionaler Texte angesehen werden dürfen: Lewis Carrolls 1865 erschienenes Kinderbuch „Alice’s Adventures in Wonderland“ und dessen Fortsetzung „Through the Looking-Glass, and What Alice Found There“ von 1871.⁵⁸³

Dem Nachteil, daß diese Texte zusammen mit den neuen deutschen Romanen von Johnson und Ransmayr ein recht inhomogenes Feld ergeben, stehen die Vorteile des hohen Bekanntheitsgrads sowie des indisputabel phantastischen Charakters entgegen. Die Alice-Bücher besitzen „in der angelsächsischen Welt ihren festen Platz als Kulturgut auch des alltäglichen Lebens“,⁵⁸⁴ und es wird ihnen nachgesagt, neben der Bibel und Shakespeares Werken zu den meistübersetzten und meistzitierten Texten überhaupt zu gehören.⁵⁸⁵ Ein sich aus dem

⁵⁸³ Die Editio princeps von „Through the Looking-Glass“ bei Macmillan and Co. in London ist zwar auf dem Titelblatt mit 1872 datiert, wurde aber bereits im Dezember 1871 ausgeliefert, vgl. Williams: *The Lewis Carroll Handbook*, S. 64. Im folgenden beziehen sich alle Seitenangaben auf die von Martin Gardner herausgegebene einbändige Ausgabe, *Carroll: The Annotated Alice*, zitiert wird mit der Sigle AW für „Alice’s Adventures in Wonderland“ und mit der Sigle LG für „Through the Looking-Glass, and What Alice Found There“.

⁵⁸⁴ Kreutzer: *Lewis Carroll*, S. 8.

⁵⁸⁵ Vgl. Cohen: *Lewis Carroll*, S. 134 f.: „Next to the Bible and Shakespeare, they [die Alice-Bücher, P. B.] are the books most widely and most frequently translated and quoted. Over seventy-five editions and versions of the *Alice* books were available in

hohen Verbreitungsgrad als angenehmer Nebeneffekt ergebender weiterer Vorteil ist die gute Forschungslage bezüglich der beiden Texte, die sich gerade bei der Untersuchung und vor allem auch Identifizierung nichtfiktionaler Elemente als äußerst hilfreich erweist.

Daß es sich bei beiden Alice-Texten um phantastisch-fiktionale Texte im Sinn der oben gegebenen Explikation handelt, läßt sich leicht zeigen. Anthropomorphisiertes Tierfigural,⁵⁸⁶ wie es in „Alice’s Adventures in Wonderland“ in Form des „white rabbit“ gleich im ersten Kapitel eingeführt wird, oder sprechende Blumen, wie sie im zweiten, „The Garden of Live Flowers“ betitelten Kapitel von „Through the Looking-Glass“ begegnen, gehören zum festen Inventar der Fabel und des Märchens und können als exemplarisch für Textelemente angesehen werden, *die im Widerspruch zu Konzepten stehen, die innerhalb des Konzeptsystems der Diskursteilnehmer den Status allgemeiner Gesetze innehaben.*⁵⁸⁷ Gleichwohl ist mit dieser Feststellung noch keine Entscheidung über die Gattungszugehörigkeit der Alice-Bücher zum Bereich des Märchens oder der Fabel verbunden. Vielmehr macht sie noch einmal den fiktionstheoretisch-deskriptiven und nicht gattungstheoretisch-kategorialen Charakter des Terminus phantastisch-fiktional in der vorliegenden Studie deutlich. Bei näherer Betrachtung erweist sich nämlich die Zuordnung zu den Gattungen der Fabel und des Märchens vor allem wegen der Einkleidung des phantastischen Geschehens in eine rahmende Traumsituation als genauso wenig haltbar⁵⁸⁸ wie die zum Genre des Phantastischen im Sinn etwa der Auffassung, die einflußreich Roger Caillois mit dem Schlagwort des „Risses“, durch den das Unmögliche in die reale Welt einbreche und der konstitutiv für das Phantastische sei, vertreten hat.⁵⁸⁹ Was die Gattungsfrage hinsichtlich der Alice-Bücher betrifft, so scheint sich der wenn

1993 [...]. They have been translated into over seventy languages, including Swahili and Yiddish“. Vgl. zu diesen Angaben auch die Liste der zwischen 1898 und 1978 erschienenen Ausgaben der Alice-Bücher in: Williams: *The Lewis Carroll Handbook*, S. 235 ff.

⁵⁸⁶ Vgl. zur Terminologie das erste Bestimmungsmerkmal des von Rüdiger Zymmer unterbreiteten Definitionsvorschlags für die literarische Textsorte Fabel: „Eine Fabel ist ein episch-fiktionaler Text, der eine globale Anthropomorphisierung von der Realität entlehntem Figural aufweist.“ (Zymmer: *Uneigentlichkeit*, S. 152).

⁵⁸⁷ Vgl. oben S. 143.

⁵⁸⁸ In der „Enzyklopädie des Märchens“ findet sich ein Eintrag zu „Alice im Wunderland“, in dem der Text zwar zunächst als Märchen bezeichnet, dann jedoch einschränkend charakterisiert wird: „Es handelt sich nicht um ein Märchen im herkömmlichen Sinne, sondern um ein literar. Märchen eigener Provenienz in der Weltlit.“ (Enzyklopädie des Märchens, Artikel „Alice im Wunderland“, Bd. 1, Spalte 311).

⁵⁸⁹ Vgl. Caillois: *Das Bild des Phantastischen*.

auch problematische Begriff der „Nonsense-Literatur“ durchgesetzt zu haben.⁵⁹⁰ Diese Zuordnung kann aber für die Zwecke unserer Untersuchung vernachlässigt werden, da hierzu der deutliche Nachweis des phantastisch-fiktionalen Charakters der Texte völlig ausreichend ist.

Im Blick auf sein literarisches Gesamtwerk offenbart sich die für Nonsense-Literatur typische Verbindung humoristischer und phantastischer Aspekte als konstitutiv für die Schreibweise Lewis Carrolls. Neben den beiden Alice-Texten, mit denen der Autor literarisch debütierte und die ihn schnell berühmt machten, sind auch die späteren Werke, „The Hunting of the Snark“ von 1876 und die zwei Teile von „Sylvie and Bruno“, 1889 und 1893 veröffentlicht, durch diese Eigenschaft geprägt. Zu der Besatzung des Schiffs, das sich in der Verserzählung „The Hunting of the Snark“ auf die Jagd nach einem unbekanntem Wesen namens „Snark“ begibt, gehört beispielsweise ein anthropomorphisierter Biber,⁵⁹¹ während sich „Sylvie and Bruno“ ebenso wie „Sylvie and Bruno Concluded“ durch das Alternieren realistischer und phantastischer Handlungsabschnitte und den teils abrupten Wechsel zwischen beiden Sphären auszeichnet. Gemeinsam haben die genannten, nach den Alice-Büchern veröffentlichten Texte Carrolls, daß sie sich anders als diese eher an das erwachsene Lesepublikum wenden. Daraus mag sich auch die in beiden Alice-Bänden in ganz ähnlicher Weise durchgeführte Abfederung des Phantastischen durch eine rahmende Traumsituation erklären, die als didaktischer Hinweis auf die Trennung zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen realer und fiktionaler Welt verstanden werden kann. Die Einbindung in eine Traumsituation zeigt sich allerdings jeweils erst dann in aller Deutlichkeit, wenn Alice aus ihrem Traum erwacht und der Rahmen somit wieder geschlossen wird. Der Übergang von der realistisch gestalteten Ausgangssituation in die phantastische Traumwelt vollzieht sich hingegen zu Beginn beider Texte unscharf und offenlassend, ob die phantastischen Erlebnisse der Protagonistin als im Rahmen der Fiktion wirklich oder unwirklich vorzustellen sind. Auffallend ist dabei, daß der Fortsetzungstext „Through the Looking-Glass“ sehr viel deutlichere Hinweise auf den Übergang von der realistisch-fiktionalen Rahmen- in die phantastisch-fiktionale Binnensituation im öffnenden Rahmenteil gibt als die in dieser Beziehung noch sehr viel indifferenter gehaltenen „Alice’s Adventures in Wonderland“. Doch auch das viermal vor Alice’ Übertritt in das Haus hinter dem Spiegel auftauchende Verb „to pretend“ – dreimal davon in der Formulierung „Let’s pretend“ – stellt noch keine explizite Markierung des folgenden Geschehens als unreal dar.⁵⁹² Möglicherweise erschien Carroll im nachhinein die Abgrenzung zwischen Traum und Wirklichkeit im ersten Teil aus didaktischen

⁵⁹⁰ Vgl. Eberhard Kreutzers Bezeichnung „Nonsense-Märchen“ (Kreutzer: Lewis Carroll, S. 65).

⁵⁹¹ Vgl. v. a. „Fit the Fifth. The Beaver’s Lesson“ (Carroll: The Complete Illustrated Works, S. 196 ff.).

⁵⁹² Vgl. LG, S. 178 ff.

Erwägungen nicht deutlich genug, und er entschied sich deshalb für eine deutlichere Kennzeichnung im zweiten Teil.

Wollte man Dietrich Webers Unterscheidung dreier Typen von Gespenstergeschichten, der „unechten“, die das Übernatürliche letztlich in den Bahnen des für natürlich zu Haltenden erklärt und damit gänzlich auflöst, der „phantastischen“, die dem allgemeinen Gesetzen Zuwiderlaufenden innerhalb der Fiktion den Status des Realen verleiht und es somit bestehen läßt und schließlich der „mysteriösen“ Gespenstergeschichte, die offen läßt, „ob sie in dieser Welt spielt oder in einer anderen, ob sie realistische oder phantastische Fiktion ist“, ⁵⁹³ wollte man diese Dreiteilung auf den gesamten Bereich der phantastisch-fiktionalen Erzählliteratur ausdehnen, so müßte man aufgrund der Einkleidung des Phantastischen in eine Traumsituation bezüglich beider Alice-Texte wohl von „unechter“ Phantastik sprechen. Dies kann aber nicht über den Sachverhalt hinwegtäuschen, daß die Texte über weite Strecken und im Kern des mit ihnen dargestellten Geschehens mit fiktionalen Konzepten arbeiten, die sich konträr zu Konzepten verhalten, denen nach Maßgabe der vorauszusetzenden kollektiven Enzyklopädie der Charakter von allgemeinen Gesetzen zukommt. Sie eignen sich somit trotz der realistisch-fiktionalen Anlage der rahmenden Basissituation ⁵⁹⁴ sehr gut als Beispielmateral, um der Frage nachzugehen, inwiefern auch Texte, die sich ihrem Fiktionsstatus nach am weitesten vom kollektiven Konzeptsystem der Sprachgemeinschaft entfernen – nämlich phantastisch-fiktionale Texte –, der Verankerung in eben der nichtfiktionalen konzeptuellen Basis bedürfen und inwieweit sie sich der Möglichkeit, das Phantastische auf solche Art zu verankern, bedienen. Da phantastisch-fiktionale Texte gegenüber realistisch- und kontrafaktisch-fiktionalen den höchsten Abweichungsgrad von der allgemeinen Enzyklopädie besitzen, spielt das Beispiel der Alice-Bücher innerhalb der Gruppe unserer Fallstudien so etwas wie die Rolle eines letzten Prüfsteins, an dem sich die Richtigkeit und Praktikabilität der im Lauf der Studie vorgestellten theoretischen Modelle erweisen muß. Erst wenn auch für diesen Texttyp der Nachweis des Beitrags nichtfiktionaler Konzepte zur Sinnkonstitution gelingt, darf die Ausgangsthese der Bedeutsamkeit nichtfiktionaler Elemente für das gesamte Spektrum der fiktionalen Erzählliteratur volle Gültigkeit beanspruchen.

⁵⁹³ Weber: Kleine Logik der Gespenstergeschichte, S. 490.

⁵⁹⁴ Ob es sich bei den Alice-Büchern um Rahmen-Binnen-Erzählungen im strengen Sinn bzw. metadiegetische Konstruktionen nach der Auffassung Gérard Genettes handelt, sei hier nicht näher erläutert. Nach Genette zumindest müßte mit dem Ebenenwechsel dann auch ein Wechsel der Erzählinstanz verbunden sein, was auf beide Alice-Texte definitiv nicht zutrifft. Dennoch scheint mir der von Genette in „Neuer Diskurs der Erzählung“ verwendete Begriff der „Basiserzählung“ sehr gut zur Beschreibung der realistisch-fiktionalen Rahmensituation der Kinderbücher Carrolls geeignet zu sein (vgl. Genette: Die Erzählung, S. 251 u. 162 ff.).

Die Untersuchung von Verankerungspunkten der phantastischen Fiktion, auf der die Alice-Bücher beruhen, in der realen Enzyklopädie wird sich im weiteren auf drei Bedeutungsschichten der Texte konzentrieren: 1. die humoristische Schicht, 2. die satirisch-parodistische Schicht, 3. die private Schicht. Dabei kann die erste, die humoristische Bedeutungsschicht als diejenige angesehen werden, der Carrolls Kinderbücher nach weitverbreitetem Urteil ihren hohen literarischen Wert, ihre auch erwachsene Leser anziehende gedankliche Tiefe und ihre Haltbarkeit verdanken. Vor allem Carrolls Sprachwitz, von dem hohen Reflexionsniveau des professionellen Mathematikers und Logikers in bezug auf Sprache und Sprachverwendung zeugend, wird im Mittelpunkt der Analyse von nichtfiktionalen Elementen auf dieser Bedeutungsschicht stehen. Einen höheren Konkretisierungsgrad erreichen die relevanten nichtfiktionalen Elemente auf der zweiten zu analysierenden Schicht, derjenigen der satirisch-parodistischen Bezugnahme auf Erscheinungen aus dem erweiterten Lebensumfeld des Autors. Zu unterscheiden sein wird hier vor allem zwischen der parodistischen Referenz auf literarische und der satirischen Referenz auf außerliterarische Gegebenheiten. Nichtfiktionale Elemente auf der dritten Schicht schließlich weisen den höchsten Grad der Konkretisierung auf, sind zugleich aber für den Außenstehenden, nicht im engeren Lebensumfeld des Autors Stehenden am schwierigsten zu identifizieren. Die zahlreichen Reflexe der Entstehungszusammenhänge in den beiden Alice-Texten werden den Kernbereich der Analyse nichtfiktionaler Elemente auf dieser Ebene ausmachen. Insgesamt wird die Untersuchung eine Linie von den inhaltlich-philosophischen über die literaturgeschichtlichen bis hin zu den biographischen Hintergründen der Werke verfolgen.

Nichtfiktionale Bezüge auf der humoristischen Ebene der Kinderbücher Lewis Carrolls sind lediglich auf einer sehr abstrakten Ebene auszumachen und zu beschreiben. Von um so größerem Interesse sind sie im Zusammenhang dieser Untersuchung, weil mit ihnen ein Typ der denkbar indirektesten Bezugnahme auf nichtfiktionales Konzeptmaterial vorgestellt werden kann und zum anderen weil die Komik ein zentrales Moment der Wirkung der Texte darstellen dürfte, das überdies eng mit ihrer spezifischen Form der Phantastik verknüpft ist. Man könnte den im allgemeinen und in bezug auf die Schreibweise Lewis Carrolls im besonderen problematischen Begriff der Nonsense-Literatur⁵⁹⁵ sogar so auslegen,

⁵⁹⁵ „Nonsense“ – oder „Nonsens“ in der deutschen Schreibweise – ist das typische Beispiel für einen historisch, nicht systematisch geprägten literaturwissenschaftlichen Textsortenbegriff: „Als Gattungsbezeichnung für eine Art des Komischen ist *nonsense* im Engl. durch Edward Lear's ›Book of Nonsense‹ (1846) in allgemeinen Gebrauch gekommen“ (RLW, Bd. II, S. 719). Bereits 1962 hat Rolf Hildebrandt auf die historische Bedingtheit der Bezeichnung hingewiesen: „Angenommen, Lear hätte in seinem ersten Limerickbuch statt „Nonsense“ beispielsweise „Absurdity“, „Facetiousness“, „Ridicule“ oder auch „Comicality“ benutzt, so würden heute womöglich

daß er durch eine ins Grotesk-Phantastische überzeichnende Komik gekennzeichnet sei.⁵⁹⁶ Da unser Untersuchungsgegenstand aber Verankerungen des Phantastischen in der kognitiven Realität und nicht literarische Gattungs- und Schreibweisenbegriffe sind, soll gar nicht erst der Versuch unternommen werden, Termini wie Nonsense- bzw. Unsinnsliteratur und Komik zu explizieren oder voneinander abzugrenzen. Daß Carroll auf humoristische Weise zu schreiben versteht, werden die Textbeispiele selbst am besten zeigen.

Es können auf der humoristischen Bedeutungsschicht der Alice-Texte zwei Komplexe nichtfiktionaler Konzepte unterschieden werden, auf die Carroll indirekt Bezug nimmt, indem er sie deformiert: der Komplex von Gesetzen der Logik und der Komplex von Gesetzen der Sprachverwendung bzw. menschlichen Kommunikation. Diese Bereiche entsprechen annähernd dem, was in der Linguistik klassischerweise unter die Begriffe der Semantik auf der einen und der Pragmatik auf der anderen Seite gefaßt wird. Die Techniken der Deformierung von Gesetzmäßigkeiten auf semantischer wie pragmatischer Ebene, deren sich Carroll bedient, lassen sich jeweils wiederum im wesentlichen in zwei Gruppen einteilen, nämlich in Techniken der eigentlichen Regelverletzung und in Techniken der Übertreibung einer Regel. Es ergeben sich somit vier Unterbereiche der Verarbeitung nichtfiktionalen Konzeptmaterials auf der Bedeutungsschicht der Sprachkomik, die es im folgenden einzeln zu untersuchen gilt: 1. Regelverletzung auf semantischer Ebene, 2. Regelübertreibung auf semantischer Ebene, 3. Regelverletzung auf pragmatischer Ebene, 4. Regelübertreibung auf pragmatischer Ebene.

Ein typisches Beispiel für die Verletzung von Regeln auf logisch-semantischer Ebene findet sich im sechsten Kapitel von „Alice’s Adventures in Wonderland“, wo die Cheshire Cat sich anschickt, auf argumentativem Weg nachzuweisen, daß sie selbst verrückt ist. Nachdem Alice die grinsende Katze nach dem Weg befragt und zur Antwort erhalten hat, daß es in die eine Richtung zum Hutmacher („Hatter“) und in die entgegengesetzte zum Hasen („March Hare“) gehe, es aber letztlich gleich sei, wen von beiden sie besuche – „Visit either you like: they’re both mad“ –, tritt die Cheshire Cat auf Alice’ Einwand, sie wolle keine verrückten Leute besuchen, schließlich den Beweis an, daß im Wunderland alle Wesen und auch sie, die Cheshire Cat selbst, verrückt sind:

Alice [...] went on: „And how do you know that you’re mad?“
„To begin with,“ said the Cat, „a dog’s not mad. You grant that?“
„I suppose so,“ said Alice.

Nonsense-Werke als „comics“ angesprochen werden.“ (Hildebrandt: Nonsense-Aspekte der englischen Kinderliteratur, S. 27).

⁵⁹⁶ In Richtung dieser Auffassung können etwa auch Klaus Reicherts Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Traumtechnik und Carrolls spezifischer Form des literarischen Unsinnns verstanden werden, vgl. Reichert: Lewis Carroll, S. 40 ff.

„Well, then,“ the Cat went on, „you see a dog growls when it’s angry, and wags its tail when it’s pleased. Now I growl when I’m pleased, and wag my tail when I’m angry. Therefore I’m mad.“⁵⁹⁷

Diese in ihrer dialogischen Form geradezu sokratische Beweisführung recurriert auf eine in der Aussagenlogik als *Modus Tollens* bekannte Regel des logischen Schließens, die sich prädikatenlogisch formal wie folgt wiedergeben läßt:

1. Prämisse: $\forall(x) (Ax \rightarrow Zx)$ [= Alle A sind Z.]

2. Prämisse: $\forall(x) (Bx \rightarrow \neg Zx)$ [= Alle B sind nicht Z.]

Konklusion: $\forall(x) (Bx \rightarrow \neg Ax)$ [= Alle B sind nicht A.]

Die Cheshire Cat erweitert diese Regel allerdings um eine Prämisse und ersetzt die logisch gültige durch eine logisch ungültige Konklusion:

1. Prämisse: $\forall(x) (Dx \rightarrow \neg Mx)$ [= Alle Hunde (D) sind nicht verrückt (M).]

2. Prämisse: $\forall(x) (Dx \rightarrow Gx)$ [= Alle Hunde (D) zeigen das Verhalten G.]

3. Prämisse: $\forall(x) (Cx \rightarrow \neg Gx)$ [= Alle Katzen (C) zeigen nicht das Verhalten G.]

Konklusion: $\forall(x) (Cx \rightarrow Mx)$ [= Alle Katzen (C) sind verrückt (M).]

Aus den Prämissen 2 und 3 hätte die Katze zwar gültig schließen und beweisen können, daß sie kein Hund ist, sie kann daraus aber nicht unter Bezug auf Prämisse 1 ableiten, daß sie verrückt ist, dazu müßte nämlich die einfache Umkehrung dieser Prämisse gelten, $\forall(x) (\neg Mx \rightarrow Dx)$ [= Alles was nicht verrückt (M) ist, ist ein Hund (D).], was offensichtlich nicht der Fall ist.⁵⁹⁸ Insgesamt kann Roger W. Holmes Beurteilung der Beweisführung der Cheshire Cat beigepflichtet werden: „This may not be good logic, but it has philosophic implications.“⁵⁹⁹

Die philosophischen Implikationen liegen, wie gezeigt wurde, vor allem im Rekurs auf ein nichtfiktionales Konzept aus dem Bereich der formalen Logik. Der komische Effekt, den die Passage erzeugt, kommt darüber hinaus erst dann zum Tragen, wenn die Verletzung zumindest partiell vom Leser realisiert wird.

In demselben Dialog zwischen Alice und der Cheshire Cat im sechsten Kapitel des ersten Alice-Buchs stößt man auch auf ein Beispiel für Regelübertreibung auf semantischer Ebene, und zwar im Wortwechsel, der unmittelbar auf Alice’ Erkundigung nach dem richtigen Weg folgt:

Alice [...] went on: „Would you tell me, please, which way I ought to go from here?“

„That depends a good deal on where you want to get to,“ said the Cat.

⁵⁹⁷ AW, S. 89.

⁵⁹⁸ Die korrekte Kontraposition von Prämisse 1 würde dagegen unter Umkehrung der Negationsvorzeichen lauten: $\forall(x) (Mx \rightarrow \neg Dx)$ [= Alles was verrückt (M) ist, ist kein Hund (D).].

⁵⁹⁹ Holmes: *The Philosopher’s Alice in Wonderland*, S. 160.

6. Konsequenzen für die Textinterpretation – drei Fallbeispiele

„I don't much care where—“ said Alice.
„Then it doesn't matter which way you go,“ said the Cat.
„—so long as I get somewhere,“ Alice added as an explanation.
„Oh, you're sure to do that,“ said the Cat, „if you only walk long enough.“
Alice felt that this could not be denied [...].⁶⁰⁰

Die Kommunikation scheitert hier auf komische Weise an der übermäßig engen semantischen Auslegung der Aussagen durch die Cheshire Cat, die sich allein auf die vordergründig denotative Bedeutung der Sätze beschränkt und jede darüber hinausgehende eventuell vorhandene konnotative Bedeutung konsequent ausblendet. Diese Technik der Überzeichnung semantisch-logischer Regeln verwendet Carroll relativ häufig als Mittel zur Erzeugung komischer Effekte. So erweisen sich beispielsweise der Hutmacher und der Hase im siebten Kapitel von „Alice's Adventures in Wonderland“ als wahre Meister in der übergenaugen Auslegung sprachlicher Äußerungen, etwa wenn der Hase Alice fragt, ob er ihr noch mehr Tee anbieten dürfe, und diese dann auf ihre Antwort hin, daß sie noch gar keinen Tee bekommen habe und folglich nicht noch *mehr* Tee nehmen könne, vom Hutmacher zurechtgewiesen wird: „You mean you can't take *less*, [...] it's very easy to take *more* than nothing“; oder wenn Hutmacher und Hase ihr anhand einiger Beispiele die Regel der falschen Kontraposition vor Augen führen, nachdem Alice behauptet hat, zu sagen, was man meine, sei das gleiche wie zu meinen, was man sage: „you might just as well say that ›I see what I eat‹ is the same thing as ›I eat what I see!“, „You might just as well say [...] that ›I like what I get‹ is the same thing as ›I get what I like!“, „You might just as well say [...] that ›I breathe when I sleep‹ is the same thing as ›I sleep when I breathe!“.⁶⁰¹ Gemeinsame Grundlage für die Sprachkomik all dieser Passagen ist die semantisch durchaus korrekte, aber vollkommen übertriebene Applikation realer logischer Regeln.

Reichhaltiges Beispielmateriale für die Verletzung von Regeln auf pragmatischer Ebene bietet das Gespräch zwischen Alice und Humpty Dumpty im siebten Kapitel von „Through the Looking-Glass“. Vor allem läßt es Humpty Dumpty dort häufig an der nötigen Kooperationsbereitschaft mangeln, die für das Gelingen eines Kommunikationsvorgangs unabdingbar ist. Diese Grundvoraussetzung für die sprachliche Konversation hat Paul Grice als „Cooperative Principle“ bezeichnet und folgendermaßen erläutert: „Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.“⁶⁰² Natürlich war dieses Prinzip Carroll in dieser Form nicht bekannt, dennoch lassen die eklatanten Verletzungen dieser Konversationsmaxime – wie Grice sie nennt – durch

⁶⁰⁰ AW, S. 88.

⁶⁰¹ Ebd., S. 95.

⁶⁰² Grice: Logic and Conversation, S. 26; vgl. auch oben S. 24 Fußnote 59.

Humpty Dumpty darauf schließen, daß dem Autor eine ähnliche Regel als positive Maßgabe, von der er seine Figur abweichen läßt, vorgeschwebt haben muß. Einige Male wird Alice ganz bewußt in die Irre geleitet, so daß man zu der Annahme kommen muß, ihr Gesprächspartner verfolge nicht das Ziel zu kommunizieren, sondern Kommunikation zu verhindern:

„So here’s a question for you. How old did you say you were?“
Alice made a short calculation, and said „Seven years and six months.“
„Wrong!“ Humpty Dumpty exclaimed triumphantly. „You never said a word like it!“
„I thought you meant ‚How old *are* you?‘“ Alice explained.
„If I’d meant that, I’d have said it,“ said Humpty Dumpty.
Alice didn’t want to begin another argument, so she said nothing.⁶⁰³

Die Perfidie an Humpty Dumptys Kommunikationsverhalten und zugleich die fast schon bitterböse Komik der Situation liegen darin, daß er eine Äußerung wählt, die Alice in der gegebenen Situation eigentlich nur dann verstehen kann, wenn sie sie gerade *nicht* wörtlich, sondern unter Anwendung des Kooperationsprinzips im übertragenen Sinn auffaßt. Genau dieses kooperative Verhalten nutzt er, um die Kommunikation und Alice’ Bemühen darum ins Leere laufen zu lassen – der Abbruch des Gesprächs durch Alice am Ende der Passage ist daher nur zu verständlich.

Humpty Dumpty geht in seinem repressiven Kommunikationsverhalten schließlich soweit, die Konventionalität, auf der jede sprachliche Bedeutung beruht, ignorieren zu wollen. In einer geradezu berühmten Textpassage stellt Carroll den Streit zwischen Alice und ihrem eigenwilligen Gesprächspartner um die Bedeutung des Worts „glory“ dar. Humpty Dumpty hat dem Wort ad hoc in Abweichung von der realen die Bedeutung „a nice knockdown argument“ verliehen, worauf es zu dem folgenden Wortwechsel kommt:

„But ›glory‹ doesn’t mean ›a nice knockdown argument‹,“ Alice objected.
„When *I* use a word,“ Humpty Dumpty said, in rather a scornful tone, „it means just what I choose it to mean – neither more nor less.“
„The question is,“ said Alice, „whether you *can* make words mean so many different things.“
„The question is,“ said Humpty Dumpty, „which is to be master – that’s all.“
Alice was too much puzzled to say anything [...].⁶⁰⁴

Auch dieser Konversationsversuch mündet in den Abbruch der Kommunikation durch Alice, da ihr Gegenüber sich nicht an die grundlegenden Regeln der Sprachverwendung hält. George Pitcher weist in einem Forschungsbeitrag zum Einfluß, den Carrolls Sprachkomik auf das Denken Ludwig Wittgensteins aus-

⁶⁰³ LG, S. 265.

⁶⁰⁴ Ebd., S. 269.

übte, auf ein ganz ähnliches Beispiel in den „Philosophischen Untersuchungen“ hin, mit dem Wittgenstein die Gebundenheit sprachlicher Bedeutungen an Über-einkunft zwischen den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft illustriert: „Kann ich mit dem Wort ›bububu‹ meinen ›Wenn es nicht regnet, werde ich spazieren gehen? – Nur in einer Sprache kann ich etwas mit etwas meinen. Das zeigt klar, daß die Grammatik von ›meinen‹ nicht ähnlich der ist des Ausdrucks ›sich etwas vorstellen‹ und dergl.“⁶⁰⁵ Wie in der ersten zitierten Passage geht auch im Fall von Humpty Dumpty's solipsistischer Bedeutungszuweisung die der Szene innewohnende Komik auf eine reale pragmatische Regel des sprachlichen Kommunizierens zurück – wenn auch diese Regel erst sehr viel später als solche formuliert werden sollte.

Zur Verdeutlichung des vierten und letzten hier zu besprechenden Typs von Verarbeitungstechniken nichtfiktionaler Konzepte auf der sprachkomischen Bedeutungsschicht der Alice-Bücher – der Technik der Überspitzung von Regeln auf pragmatischer Ebene – können zwei ganz ähnlich strukturierte Textauschnitte dienen, von denen der eine dem ersten und der andere dem zweiten Alice-Buch entnommen ist und die in besonderem Zusammenhang zu dem Theoriemodell der kognitiven Semantik stehen, da sie sich beide implizit auf ein Phänomen von zentraler Bedeutung für diese Forschungsrichtung beziehen, nämlich auf das Phänomen der mentalen Kategorisierung. Beide Textbeispiele stellen jeweils einen Fall dar, in dem Alice das Opfer abweichender Kategorisierung wird. Im ersten Fall ist es eine Taube, die Alice, deren Hals durch die Wirkung eines magischen Pilzes, von dem sie auf Anraten einer Raupe geknabbert hat, zu monströser Länge aufgeschossen ist, zu einer Schlange erklärt:

„Well! What are you?“ said the Pigeon. [...]

„I—I'm a little girl,“ said Alice [...].

„A likely story indeed!“ said the Pigeon in a tone of the deepest contempt. „I've seen a good many little girls in my time, but never *one* with such a neck as that! No, no! You're a serpent; and there's no use denying it. I suppose you'll be telling me next that you never tasted an egg!“

„I *have* tasted eggs, certainly,“ said Alice, who was a very truthful child; „but little girls eat eggs quite as much as serpents do, you know.“

„I don't believe it,“ said the Pigeon; „but if they do, why, then they are a kind of serpent: that's all I can say.“

This was such a new idea to Alice, that she was quite silent for a minute or two, which gave the Pigeon the opportunity of adding, „You're looking for eggs, I know *that* well enough; and what does it matter to me whether you're a little girl or a serpent?“⁶⁰⁶

⁶⁰⁵ Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, S. 260. Vgl. den Hinweis bei Pitcher: Wittgenstein, Nonsense, and Lewis Carroll, S. 243.

⁶⁰⁶ AW, S. 76.

Man könnte den kognitionswissenschaftlichen Grundsatz der Erfahrungsabhängigkeit von Kategorisierungsleistungen kaum auf anschaulichere – und unterhaltsamere – Weise verdeutlichen. Aus Sicht der klassischen, objektivistischen Semantik ist die Zuordnung des Individuums Alice zur Kategorie SCHLANGE schlicht falsch, aus der Sicht der kognitiven, um pragmatische Gesichtspunkte erweiterten Semantik handelt es sich dabei lediglich um eine alternative, jedoch aus der Erfahrungswirklichkeit der Taube heraus gut motivierte Kategorisierung. Selbstverständlich stellt Carroll den beschriebenen Grundsatz in überspitzter Weise dar, wenn er die Kategorie SCHLANGE aus der Perspektive der Taube auf einen einzigen Gesichtspunkt reduziert, den des Eigenschaftskonzepts ISST EIER, und schließlich gibt die Taube ja auch unumwunden zu, daß es ihr unter diesem entscheidenden Gesichtspunkt gleichgültig ist, ob es sich bei Alice um eine Schlange oder ein kleines Mädchen handelt.

Noch etwas weiter ausgespielt wird das Prinzip der abweichenden Kategorisierung an einer Stelle im zweiten Kapitel von „Through the Looking-Glass“. Alice begegnet hier in einem Garten einer Gruppe sprechender Blumen, mit der sich nach einer Weile das folgende Gespräch ergibt:

„Are there any more people in the garden besides me?“ Alice said [...].
„There’s one other flower in the garden that can move about like you,“ said the Rose. „I wonder how you do it—“ [...] „but she’s more bushy than you are.“
„Is she like me?“ Alice asked eagerly, for the thought crossed her mind, „There’s another little girl in the garden, somewhere!“
„Well, she has the same awkward shape as you,“ the Rose said: „but she’s redder – and her petals are shorter, I think.“
„They’re done up close, like a dahlia,“ said the Tiger-lily: „not tumbled about, like yours.“
„But that’s not *your* fault,“ the Rose added kindly. „You’re beginning to fade, you know – and then one can’t help one’s petals getting a little untidy.“
[...]
„I daresay you’ll see her soon,“ said the Rose. „She’s one of the kind that has nine spikes, you know.“
„Where does she wear them?“ Alice asked with some curiosity.
„Why, all around her head, of course,“ the Rose replied. „I was wondering *you* hadn’t got some too. I thought it was the regular rule.“⁶⁰⁷

Im Vergleich zur Standardkategorisierung liegt hier die Subsumierung einer Basic-level-Kategorie – BLUME – unter eine zweite – MENSCH – vor, die sich beide eigentlich auf derselben Taxonomieebene unterhalb der Superordinate-level-Kategorie LEBEWESEN befinden. Um komische Effekte zu erzeugen, wird dabei die Übertragung von Eigenschaften der neuen übergeordneten Kategorie auf die neue untergeordnete eingesetzt. Unter der Prämisse, daß die abweichende Unterordnung der Kategorie MENSCH unter die Kategorie BLUME einmal stattge-

⁶⁰⁷ LG, S. 203 f.

funden hat, ist die dann erfolgende Übertragung von Eigenschaften durch das Gesetz der sogenannten Vererbung von Eigenschaften von taxonomisch übergeordneten auf taxonomisch untergeordnete Kategorien vollständig motiviert und gerechtfertigt.⁶⁰⁸ Im übrigen handelt es sich bei der Technik der Übertragung von Eigenschaften einer Kategorie oder eines Konzepts auf eine oder ein anderes um etwas, das auch im Zusammenhang mit Formen uneigentlicher Redeweise und metaphorischer Sprachverwendung zu beobachten ist. Allerdings müssen solche Übertragungen nicht notwendigerweise – wie im Fall des besprochenen Beispiels – durch eine deviante Kategorientaxonomie motiviert werden.

War es im ersten Beispiel der subjektive Erfahrungshorizont der von Schlangen bedrohten Taube, aus dem heraus sich die abweichende Kategorisierung erklärte, so ist es im zweiten Beispiel eben der besondere Erfahrungshorizont der anthropomorphisierten Blumen, der die komische und der Enzyklopädie des Lesepublikums widersprechende Eingemeindung der Kategorie MENSCH in die Kategorie BLUME durchaus folgerichtig erscheinen läßt. Aufgrund ihrer geringen Erfahrung mit anderen Wesen als sich selbst – anscheinend kennen sie überhaupt nur die rote Königin, die sie Alice zu beschreiben versuchen – haben sie keinen Anlaß, eine eigene mentale Kategorie für solche andersgearteten Wesen zu bilden, sie fassen sie daher in völliger Übereinstimmung mit empirischen Erkenntnissen der Kognitionswissenschaft zur menschlichen Kategorisierung einfach als weniger zentrale Fälle derjenigen Kategorie auf, als deren zentralere Elemente sie sich selbst ansetzen. Auch im Fall dieses letzten Textbeispiels sind somit deutlich Regeln der sprachlichen Kommunikation als Hintergrund für die Gestaltung erkennbar. Diese nichtfiktionalen Regeln werden jedoch in hyperbolisierender Weise auf fiktionale Gesprächssituationen angewandt, um so grotesk überzeichnete, komische Dialoge entstehen zu lassen.

Die bisher aufgezeigten Verankerungspunkte in der humoristischen Bedeutungsschicht des phantastisch-fiktionalen Geschehenszusammenhangs der Alice-Bücher waren nur auf einer abstrakten, durch relativ indirekte Bezugnahme und somit wenig Anschaulichkeit gekennzeichneten Ebene zu beschreiben. Sehr viel konkreter nehmen sich demgegenüber diejenigen Verankerungen der Phantastik in der realen Enzyklopädie des Autors und der Sprachgemeinschaft, deren Teil er ist, aus, die sich auf der satirisch-parodistischen Schicht der Texte befinden. Zu ergänzen ist dabei gleich der Hinweis, daß es sich bei den beiden Texten Carrolls aufs Ganze gesehen keinesfalls um Satiren oder Parodien handelt, daß aber dennoch in beiden eine breite satirische wie auch eine eigenständige parodistische Schicht auszumachen ist. Eine Überbewertung der satirisch-parodistischen Elemente liefe letztlich darauf hinaus, zu vergessen, „was die Alice-Bücher zuallererst waren und zu guter Letzt bleiben sollten – Kinderbücher.“⁶⁰⁹

⁶⁰⁸ Zum kognitionswissenschaftlichen Begriff der Vererbung vgl. oben S. 84.

⁶⁰⁹ Kreutzer: Lewis Carroll, S. 9.

Kinderliteratur eignet sich nämlich in ihrer Ausrichtung auf ein kindliches Lesepublikum denkbar schlecht für satirische und parodistische Zwecke, weil bei Kindern das zum Verständnis nötige Hintergrundwissen – das entsprechende enzyklopädische Wissen, in kognitionswissenschaftlicher Terminologie – nicht vorausgesetzt werden kann. Denn Satire und Parodie haben sowohl als literarische Textsorten wie als literarische Schreibweisen etwas Wesentliches miteinander gemein: Sie nehmen Bezug auf einen konkreten, wenn auch häufig nicht explizit benannten Gegenstand der Kritik, und sie bedürfen zu ihrer vollen Entfaltung des Erkennens dieses Gegenstands durch den Leser, da sie diesen dazu überreden wollen, den entsprechenden Gegenstand ebenfalls kritisch einzuschätzen und sich gegebenenfalls gar handelnd an seiner Beseitigung zu beteiligen. Die Satire – und mit ihr die Parodie, die als auf einen bestimmten Gegenstandsbereich beschränkte Form der Satire begriffen werden kann⁶¹⁰ – ist eine „persuasive“ Textsorte“ mit durchaus „handlungsauffordernd[em]“ Impetus.⁶¹¹

Da die Satire Ausdruck von Anstoßnahme ist, „Anstoß des Satirikers an etwas in der akut ihn umgebenden Welt, das er als Mißstand ansieht“,⁶¹² bezieht sie sich notwendigerweise auf nichtfiktionale Konzepte innerhalb der Enzyklopädie des satirisch Schreibenden. Es ist ein abwegiger Gedanke, daß ein Satiriker den Gegenstand, den er kritisch ins Visier nimmt, eigens vollständig erfindet – jede Kritik liefe dann von vornherein ins Leere. Sehr wohl möglich und eine von Satirikern häufig genutzte Technik ist es hingegen, fiktionale Konzepte als *Repräsentanten* derjenigen nichtfiktionalen Konzepte einzusetzen, die letztlich Ziel der kritischen Anstoßnahme sind. Auch dabei muß aber das entsprechende nichtfiktionale Konzept auf seiten des Lesers, wenn auch implizit, aktiviert werden, damit sich die Satire als solche entfalten kann; es muß also für den Leser erkennbar sein, daß in diesem Fall ein fiktionales für ein nichtfiktionales Konzept steht, sonst verfehlt die Satire ihr Ziel.

Im Hinblick auf Lewis Carrolls Alice-Texte können zwei Bereiche satirisch kritisierten Realitätsausschnitte unterschieden werden: Den im engeren Sinn satirischen Angriffen auf – ganz allgemein verstanden – gesellschaftliche Mißstände stehen dabei die parodistischen und nur im weiteren Sinn als satirisch zu bezeichnenden Verarbeitungen konkreter Textvorlagen gegenüber. Parodien finden sich in Form von Gedichtparodien vor allem in „Alice’s Adventures in

⁶¹⁰ Vgl. dazu Lamping: Die Parodie, S. 293: „Mit der Satire verbindet die Parodie viel: die kritische Einstellung zu ihrem Objekt, die Indirektheit der Darstellung, die Absicht der Verspottung; eines aber trennt sie von ihr: der Bezug auf eine Vorlage. Anders als die Parodie ist die Satire in aller Regel keine Form kritischer Textverarbeitung.“

⁶¹¹ Weber: Die Satire, S. 320.

⁶¹² Ebd., S. 319. Vgl. zur Bezogenheit der Satire auf einen konkreten Gegenstand der Kritik auch ebd.: „Darstellung ist die Satire [...] eines Gegenstandes, der in den Augen des Satirikers einen Mißstand ausmacht oder vertritt.“

Wonderland“: Es ließe sich zwar darüber streiten, ob tatsächlich *alle* in den Erzählzusammenhang des ersten Alice-Buchs eingeflochtenen Gedichte als Parodien einzustufen sind, wie Florence Milner behauptet hat,⁶¹³ doch kann für sieben Gedichte der parodistische Bezug auf eine Vorlage als gesichert gelten. Von den drei anderen dem Bereich der Lyrik zuzuordnenden Texten stellen zwei nach heutigem Forschungsstand ganz eindeutig vollständige Eigenschöpfungen Carrolls dar. Der erste, das die Funktion einer Vorrede tragende Einleitungsgedicht, nimmt dabei insofern eine Sonderstellung ein, als es nicht in den eigentlichen Geschehenskontext integriert ist. Auch das zweite genuin Carrollsche nicht-parodistische Gedicht hebt sich deutlich von den anderen lyrischen Einlagen ab, allerdings in diesem Fall schon allein aufgrund des Druckbilds. Denn „the mouse’s tale“ zählt wohl zu den bekanntesten Beispielen sogenannter visueller Poesie: Beruhend auf dem Wortspiel mit den Homophonen *tale* und *tail* wird die Erzählung („*tale*“) der Maus im dritten Kapitel durch entsprechenden Umbruch und zunehmende Verkleinerung des Schriftsatzes in Form eines Schwanzes („*tail*“) abgebildet.⁶¹⁴ Die metrisch und durch Endreim sich manifestierende Versform der Erzählung unterstreicht den lyrischen Charakter des Binnentexts. Elemente einer Parodie sind dabei aber, um es noch einmal zu wiederholen, nicht auszumachen.

Ein etwas verwickelter Fall ist derjenige der letzten Gedichteinlage im Verlauf von „*Alice’s Adventures in Wonderland*“. Eine erste, 1855 in der Londoner „*Comic Times*“ veröffentlichte Fassung des Gedichts, das der „*White Rabbit*“ im Gerichtsverfahren des letzten Kapitels als Beweismaterial gegen den Angeklagten vorbringt, nimmt mit dem ersten Vers deutlich Bezug auf ein seinerzeit in England populäres Gedicht von William Mee. Der erste Vers von „*Alice Gray*“, der Vorlage für Carroll, lautet: „*She’s all my fancy painted her, she’s lovely, she’s devine*“.⁶¹⁵ Daraus macht Carroll in der ersten Fassung, offensichtlich parodistisch auf das Original anspielend: „*She’s all my fancy painted him / (I make no idle boast)*“.⁶¹⁶ Die Technik ist hier geradezu paradigmatisch parodistisch, die Form – das Metrum – behält der Parodist bei, den Inhalt ändert er aber so ab, daß ein lächerlich machendes Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt entsteht. Carroll reicht dazu, ein Pronomen im Femininum durch eines im Maskulinum zu ersetzen; dadurch wird die grammatische Kongruenz zum Satzsubjekt aufgelöst und der Sinn zerstört, es bleibt ein unsinniger Satz – ein Stück Nonsense. Da der

⁶¹³ Vgl. Milner: *The Poems in Alice in Wonderland*, S. 246: „All the poems in *Alice in Wonderland* are parodies upon [...] once familiar rhymes.“

⁶¹⁴ AW, S. 51. Das Wortspiel ist eingekleidet in die Situation eines Mißverständnisses zwischen der Maus und Alice. Die Maus leitet ihre Erzählung mit den Worten ein: „*Mine is a long and sad tale!*“ Alice’ Antwort darauf lautet: „*It is a long tail, certainly, [...] but why do you call it sad?*“ (ebd., S. 50).

⁶¹⁵ Vgl. Milner: *The Poems in Alice in Wonderland*, S. 251.

⁶¹⁶ AW, S. 158, Anmerkung 2.

gesamte Rest der in der „Comic Times“ erschienenen Erstfassung jedoch keine weiteren parodistischen oder andere Bezüge zu William Mees „Alice Gray“ aufweist und Carroll darüber hinaus selbst diesen einen Bezug in der endgültigen Fassung, die sich in „Alice’s Adventures in Wonderland“ findet, getilgt hat, kann hinsichtlich der letzten Fassung nicht von einer Parodie gesprochen werden; und selbst bei der Erstfassung handelt es sich im ganzen nicht um eine Parodie, sie enthält lediglich ein parodistisches Moment, wenn auch an exponierter Stelle.

Außer den drei bislang besprochenen stellen alle lyrischen Einlagen im ersten der beiden Alice-Bücher Parodien von im England Lewis Carrolls relativ bekannten didaktischen oder auch einfach unterhaltenden Gedichten für Kinder dar. Wie bei jeder Art von Parodie so ist auch im Fall dieser Lyrikparodien das konzeptuelle Wissen über die Vorlagen Voraussetzung für das Verständnis der Parodien als Parodien. Carroll durfte allerdings solches Wissen bei dem von ihm angesprochenen Publikum durchaus erwarten, schließlich „galt sein Interesse doch beharrlich dem so behüteten Kreis privilegierter Kinder“,⁶¹⁷ der in einem Land, das sich auf dem Höhepunkt seiner imperialen Machtentfaltung befindet, – und im krassen Gegensatz zu den weniger privilegierten Kindern der Arbeiterschicht – in der Regel über eine ausgezeichnete Schulbildung verfügte. Für Leser, die zeitlich oder geographisch einer anderen Sprachgemeinschaft angehören, werden die mit den Gedichteinschüben gegebenen parodistischen und damit zugleich auch nichtfiktionalen Bezüge in den allermeisten Fällen unerkannt bleiben, weil ihnen das entsprechende Konzeptwissen fehlt.⁶¹⁸ Es geht für diese Leser somit eine Bedeutungsschicht des Texts verloren, was indes nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß diese Bedeutungsschicht gleichwohl ursprünglich in den Texten angelegt ist.

Auffälligerweise sind trotz des von Carroll supponierten Bildungsstands seiner Leser bei drei der sieben Gedichtparodien in „Alice’s Adventures in Wonderland“ die parodierten Texte, d. h. die einbezogenen nichtfiktionalen Konzepte, explizit benannt. Diese drei Gedichte besitzen, sowohl ihre situative Einbindung in den Kontext als auch die Art der parodierten Ursprungstexte betreffend, interessante Gemeinsamkeiten, die sie von den anderen vier Lyrikparodien unterscheiden. Was die thematischen Übereinstimmungen angeht, so sind alle drei mit ihrem Eingangsvers explizit benannten Gedichtvorlagen von einem ausgeprägten moralisch-didaktischen Gestus bestimmt, während es sich bei den nur implizit aktivierten Textvorlagen um eher unterhaltenden Zwecken dienende Kinderverse handelt. Das erste parodierte und im Text auch ausdrücklich als Grundlage zu erkennen gegebene Kindergedicht bringt seine didaktische Intention bereits im

⁶¹⁷ Kreutzer: Lewis Carroll, S. 57.

⁶¹⁸ Auf die Schwierigkeiten, vor die sich vor allem Übersetzer unter anderem wegen der tiefgreifenden kulturspezifischen Implikationen der Alice-Texte gestellt sehen, weisen hin: Lösel: The first German translation of *Alice in Wonderland*; Mango: *Alice in two Wonderlands*; Pérez: *Translators in Wonderland*.

Titel deutlich zum Ausdruck: „Against Idleness and Mischief“, ein „highly moral poem“⁶¹⁹ des englischen Theologen Isaac Watts,⁶²⁰ das gleichnishaft den in den ersten beiden Strophen beschriebenen Fleiß der Biene als vorbildlich für den durch Anfechtungen des Satans gefährdeten Menschen, dargestellt in den letzten zwei Strophen, hinstellt. Auch das zweite als Konzept explizit aktivierte Gedicht, das Opfer der parodistischen Kunst Lewis Carrolls wird, besitzt unverkennbar lehrhaften Charakter in seiner alternierenden Gegenüberstellung von Fragen eines über die Tugendhaftigkeit des alten „father William“ erstaunten „young man“ und Antworten des alten Mannes, die zu Mäßigung und Bedenken der Vergänglichkeit der Jugend auffordern. Es handelt sich bei dem parodierten Gedicht um Robert Southey's „The Old Man's Comforts and How He Gained Them“.⁶²¹ Schließlich ist auch dem dritten benannten und parodierten Gedicht der didaktisch moralisierende Impetus schon am Titel abzulesen: „The Sluggard“ (zu Deutsch etwa: „Der Faulpelz“) stammt wie das erste Beispiel aus dieser Gruppe von Isaac Watts und richtet sich wie dieses gegen die Untugend des Müßiggangs.

In bezug auf die situative Einbindung der drei Parodien lehrhafter Kindergedichte ist festzustellen, daß sie allesamt als fehlerhafte Versuche von Seiten Alice', das Original zu memorieren, angelegt sind. Im Fall des ersten Gedichts ist es Alice selbst, die sich durch das Hersagen der Verse ihrer Identität zu versichern sucht, nachdem sie im Wunderland die ersten abrupt-grotesken Veränderungen ihrer Körpergröße hat erleiden müssen und sich nun verwirrt fragt: „Who in the world am I? < Ah, *that's the great puzzle!*“⁶²² Sie vergleicht sich daraufhin mit einigen ihrer Klassenkameradinnen, um nach ersten erfolglosen Wissensrekapitulationen zu dem Schluß zu kommen, sie habe sich in die Klassenkameradin Mabel, eine offenbar schlechte Schülerin, verwandelt: „I must have been changed for Mabel! I'll try and say *How doth the little—*“ and she crossed her hands on her lap, as if she were saying lessons, and began to repeat it, but her voice sounded hoarse and strange, and the words did not come the same as they used to do:—“⁶²³ Es folgen dann zwei Strophen, die durch Vertauschen der fleißigen Biene („busy bee“) des Originals mit einem fischvertilgenden, aber dennoch mittels verniedlichender Attribute wie „little“, „cheerfully“, „neatly“

⁶¹⁹ Milner: *The Poems in Alice in Wonderland*, S. 246.

⁶²⁰ Zuerst 1715 erschienen in der Sammlung „Divine Songs for Children“, vgl. AW, S. 38, Anmerkung 4.

⁶²¹ Vgl. Milner: *The Poems in Alice in Wonderland*, S. 247 sowie AW, S. 69 f., Anmerkung 2.

⁶²² AW, S. 37.

⁶²³ Ebd., S. 38.

und „gently“ in ein groteskes Mißverhältnis zu seiner gefährlichen Wesensart gesetzten Krokodil deutlich die ersten beiden Strophen der Vorlage parodieren.⁶²⁴

In den anderen beiden Fällen, in denen explizit benannte Vorlagen parodiert werden, stellt sich die situative Einbindung insofern etwas anders dar, als dort im Gegensatz zum ersten Fall nicht Alice sich selbst auffordert, sondern sie von anderen aufgefordert wird, die entsprechenden bekannten Gedichte zu rezitieren. Im zweiten Fall ist es die Raupe, von der Alice, nachdem sie ihr von dem Mißgeschick mit „How doth the little busy bee“ berichtet hat, aufgefordert wird: „Repeat ‚You are old, Father William,‘“ said the Caterpillar. / Alice folded her hands, and began:—⁶²⁵ Im dritten Fall, wiederum initiiert durch Alice’ Erzählung davon, welche merkwürdige Version von „You are old, Father William“ sie der Raupe vorgetragen hat, ist es der Greif, der ein Gedicht aufzusagen befiehlt: „Stand up and repeat ‚Tis the voice of the sluggard,‘“ said the Gryphon. / How the creatures order one about, and make one repeat lessons!“ thought Alice. ›I might just as well be at school at once.‹ However, she got up, and began to repeat it, but her head was so full of the Lobster-Quadrille, that she hardly knew what she was saying; and the words came very queer indeed:—⁶²⁶

Auffallend ist in allen drei Konstellationen die deutliche Anspielung auf eine schulische Prüfungssituation. Bevor Alice beginnt, „How doth the little“ aufzusagen, legt sie die Hände sittsam in den Schoß, „as if she were saying lessons“, und auch als sie von der Raupe zum Rezitieren von „You are old, Father William“ aufgefordert wird, heißt es: „Alice folded her hands“, bevor sie die ersten Verse spricht. Der vom Greif ausgesprochene Befehl, „Tis the voice of the sluggard“ herzusagen, löst schließlich bei Alice offen dargestellte Erinnerung an den Schulalltag aus: „I might just as well be at school at once.“ Mit dem Parodieren der drei explizit kenntlich gemachten Gedichte bringt Carroll offenbar mehr zum Ausdruck als nur ein „gesundes Mißbehagen“⁶²⁷ im Zusammenhang mit den parodierten Texten. In den deutlichen Allusionen an deren Verwendungspraxis, den Gebrauch im Schulunterricht, wird vielmehr auch eine weiter-

⁶²⁴ Auf einen detaillierten Nachweis des parodistischen Charakters wird hier verzichtet, da dieser durch die Untersuchungen anderer bereits ausreichend belegt wurde, vgl. Milner: *The Poems in Alice in Wonderland*; Ciardi: *A Bumble through the Tulgey Wood*.

⁶²⁵ AW, S. 69. Zum Nachweis des parodistischen Charakters der folgenden Verse vgl. die Angaben in der vorangegangenen Fußnote.

⁶²⁶ AW, S. 138 f. Vgl. auch hier zum Nachweis des parodistischen Charakters die Angaben oben in Fußnote 624.

⁶²⁷ Vgl. Matthews: *Satire in the Alice Books*, S. 111: „There is normally no malice in Carroll’s parodies, as he draws on some of his favorite poets, such as Wordsworth and Tennyson, but in the case of Dr. Watts [dem Autor zweier der drei namentlich parodierten Gedichte im ersten Alice-Buch, P. B.] there is a suggestion of *healthy dislike* [Hervorhebung P. B.] founded on a childhood overexposure to the *Divine Songs for Children*.“

reichende Kritik an der Vermittlungsweise moralischer Grundsätze in den Schulen des viktorianischen Englands erkennbar. Mag sich die Kritik auch ausschließlich gegen die *Form der Vermittlung* – mittels schlechter Dichtung nämlich – richten, nicht aber zugleich auch gegen die didaktischen *Inhalte* – die moralischen Zwänge des viktorianischen Zeitalters –, so ist damit doch der Rahmen der Parodie, deren wesentliches Ziel die Kritik an dem parodierten Text selbst ist, klar in Richtung Satire überschritten, die für außerliterarische und außertextuelle Mißstände offen und mit Vorliebe gegen gesellschaftliche Gegebenheiten gerichtet ist.

Parodie auf der einen und Satire auf der anderen Seite erweisen sich hier als eng miteinander verbunden, bleiben jedoch bezüglich ihrer Realisation im Text unterscheidbar. Bei den Gedichteinlagen selbst handelt es sich um paradigmatische Fälle von Parodien, erst auf der Ebene des textuellen Kontexts geraten konkret satirische Momente ins Spiel, indem auf die gesellschaftliche Funktion der parodierten Texte verwiesen wird. Das für die Satire konstitutive Element der Kritik überträgt sich von der Parodie, der die Kritik durch das Mittel des Lächerlich-Machens inhärent ist, auf den im Kontext angeschnittenen gesellschaftlichen Bereich.

Satire findet sich in den Alice-Büchern aber selbstverständlich auch in „reiner“ Form, ohne die enge Verknüpfung mit parodistischen Textteilen. Auch dabei geraten zuweilen die nichtfiktionalen Konzepte, auf die die satirische Kritik zielt, sehr deutlich ins Blickfeld. Ein gutes Beispiel für einen solchen Fall ist die Geschichte, die im dritten Kapitel von „Alice’s Adventures in Wonderland“ die Maus erzählt, um ihre im „pool of tears“ naß gewordenen Gefährten zu trocknen. „Sit down, all of you, and listen to me! I’ll soon make you dry enough!“, kündigt die Maus ihre Erzählung an, die sie dann mit den Worten einleitet: „Are you all ready? This is the driest thing I know. Silence all around, if you please!“⁶²⁸ Was dann folgt, ist ein wörtliches Zitat aus der zweiten Ausgabe des „Short Course of History“ von Haviland Chepmell, die 1862 erschienen war.⁶²⁹

William the Conqueror, whose cause was favoured by the pope, was soon submitted to by the English, who wanted leaders, and had been of late much accustomed to usurpation and conquest. Edwin and Morcar, the earls of Mercia Northumbria [...], declared for him; and even Stigand, the patriotic archbishop of Canterbury, found it advisable [...] to go with Edgar Atheling to meet William and offer him the crown. William’s conduct at first was moderate. But the insolence of his Normans— [...]⁶³⁰

⁶²⁸ AW, S. 46.

⁶²⁹ Vgl. Thomas: Lewis Carroll, S. 156: „The driest thing the Mouse has ever heard is an extract from Haviland Chepmell’s Short Course of History, just published in its second edition on 1862“.

⁶³⁰ AW, S. 46 f. Die Auslassungen markieren lediglich Stellen, an denen die Maus in ihrem Redefluß von einem der Zuhörer unterbrochen wird.

Die Maus bricht ihre Erzählung an dieser Stelle ab und erkundigt sich bei Alice, ob es ihr schon besser gehe. Als Alice darauf erwidert, sie fühle sich „As wet as ever“, wendet sich die Gesellschaft anderen Trocknungsmethoden zu.

Das spezifische Gegenstandskonzept von – auch zur Zeit der Entstehung des ersten Alice-Buchs – wohl eher niedrigem Konventionalisierungsgrad, das Carroll hier satirisch ins Visier nimmt, wird zwar nur implizit, aber doch so deutlich aktiviert, daß die Verbindung auch heute noch leicht rekonstruierbar ist. Um das Geschichtslehrbuch in ein kritisches Licht zu rücken, reicht es dem Autor an dieser Stelle, den Textauszug über die Eroberung der britischen Insel durch die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer im 11. Jahrhundert unbearbeitet wiederzugeben und über das ins Deutsche transponierbare Wortspiel mit der wörtlichen und der übertragenen Bedeutung von „dry“ (trocken)⁶³¹ durch die Maus als trockene und damit langweilige Art der Wissensvermittlung kennzeichnen zu lassen. Das kritisierte Konzept entstammt dabei demselben gesellschaftlichen Bereich, an dem auch schon mit den Parodien der Kindergedichte von Watts und Southey Anstoß genommen wurde: dem Bereich des Schulunterrichts. Dieser Bereich bietet sich für ein Buch, als dessen Publikum in erster Linie Kinder intendiert waren, natürlich besonders an. Dennoch zeugt Carrolls Kritik gerade an den im Unterricht verwendeten *Texten* von einer hohen Sensibilität und einem scharfen Blick für die Qualität an junge Leser gerichteter Texte.

Das Beispiel zeigt wie auch die besprochenen Parodien, daß sich im Kontext des insgesamt zweifelsohne phantastisch-fiktionalen Texts „Alice’s Adventures in Wonderland“ bei genauerer Betrachtung innerhalb der satirisch-parodistischen Bedeutungsschicht erstaunlich konkrete und auch erstaunlich offene Verweise auf Konzepte finden, die sich auf die unmittelbare gesellschaftliche Realität beziehen, von der der Autor umgeben war. Verweise auf nichtfiktionale Konzepte noch höheren Konkretheitsgrads, zugleich aber auch bedeutend niedrigeren Konventionalisierungsgrads finden sich auf der Bedeutungsschicht der Referenzbeziehungen zur privaten Realität des Mathematikdozenten Charles Lutwidge Dodgson alias Lewis Carroll. Auf dieser Ebene des Texts sind es vor allem die zahlreichen Bezüge zur „echten“ Alice, die für die Untersuchung von Interesse

⁶³¹ Vgl. die Übersetzung von Christian Enzensberger, in der die Maus ihre Erzählung mit den Worten einleitet: „Seid ihr alle bereit? Es folgt nun das Allertrockenste, was mir bekannt ist.“ (Carroll: Alice im Wunderland, S. 28). Interessant ist dann auch die Übersetzung des Rests der Passage, allerdings aus ganz anderem Grund. Enzensberger hat sich nämlich dafür entschieden, die Maus nicht über einen Teil der englischen, sondern einen der deutschen Geschichte erzählen zu lassen. Es ist nun nicht mehr von Wilhelm dem Eroberer, sondern von den deutschen Fürsten in ihren Verhandlungen mit Napoleon die Rede. Aus kognitionstheoretischer Perspektive ist dieser starke Eingriff in den Inhalt des übersetzten Originals durch den Versuch legitimiert, über die eigentliche Übersetzung hinaus eine Transposition von der Quell- in die Zielkultur zu leisten, d. h. von der allgemeinen Enzyklopädie der englischen in diejenige der deutschen Sprachgemeinschaft. (vgl. ebd., S. 28 f.)

sind. Bekanntermaßen entstand eine erste Fassung von „Alice’s Adventures“ als spontane mündliche Erzählung auf einer Bootsfahrt, die Carroll am 4. Juli 1862 zusammen mit den drei Töchtern des Dekans von Christ Church College, Henry George Liddell, und dem Freund Robinson Duckworth von Oxford aus stromaufwärts auf der Themse und über den Nebenfluß Isis nach Godstow unternahm.⁶³² Carroll unterhielt schon seit einigen Jahren enge Beziehungen zur Familie des Dekans und hatte offenbar ganz besonders dessen Tochter Alice Pleasance Liddell – hinsichtlich des Alters die mittlere der drei Töchter – ins Herz geschlossen. So lag es nahe, an jenem, wie es im Einleitungsgedicht heißt, „golden afternoon“ zur Unterhaltung der kleinen Alice eine Geschichte nicht nur für sie, sondern auch mit ihr als Hauptfigur zu erfinden. Vor allem der Name und das Alter der Titelfigur lassen schnell erkennen, daß Carroll sich bei deren Gestaltung an dem Vorbild Alice Liddell orientierte. Neben solchen noch recht unspezifischen Übereinstimmungen haben jedoch auch einige von der Forschung dokumentierte und nachgewiesene Anspielungen auf ursprünglich nur einem sehr begrenzten Personenkreis bekannte Konzepte aus dem privaten Entstehungskontext in die Alice-Texte Eingang gefunden.

Ein exemplarischer Fall einer Anspielung privater Natur findet sich am Ende des zweiten Kapitels des ersten Alice-Buchs kurz vor der oben besprochenen „trockenen Geschichte“ der Maus. Alice hat die Maus soeben im „pool of tears“ kennengelernt und versucht nun, ans Ufer zu gelangen, da sich der Tränenteich mit immer mehr merkwürdigen Kreaturen füllt: „there was a Duck and a Dodo, a Lory and an Eaglet, and several other curious creatures.“⁶³³ Für den nicht weiter über die privaten Hintergründe informierten Leser werden die vier Namen nichts weiter repräsentieren als vier Vogelarten. Ente („Duck“) und Jungadler („Eaglet“) sind dabei als auch Kindern bereits bekannte Kategorien einzustufen, während „Dodo“ – der Name einer um 1600 auf Mauritius von Portugiesen entdeckten, nicht flugfähigen und zur Zeit Carrolls bereits ausgerotteten Vogelart⁶³⁴ – und der Name einer über 50 Arten umfassenden Papageienfamilie, „Lory“, etwas spezielleres Wissen voraussetzen. Insgesamt wirkt die explizite Aktivierung relativ spezifischer Konzepte von hohem bis mittlerem Konventionalisierungsgrad an dieser Stelle für den uneingeweihten Leser eher gering motiviert,

⁶³² Vgl. den Tagebucheintrag, den Carroll zu diesem Tag gemacht hat: „Duckworth and I made an expedition up the river to Godstow with the 3 Liddells.“ Am 10. Februar 1863 ergänzte er den Eintrag durch folgende Notiz: „On which occasion I told them the fairy-tale of *Alice’s Adventures Under Ground*, which I undertook to write out for Alice, and which is now finished“ (zitiert nach Cohen: Lewis Carroll, S. 89). Zu weiteren Angaben zum engeren Entstehungszusammenhang vgl. ebd., S. 87 ff. sowie Kleinspehn: Lewis Carroll, S. 46 ff. und Thomas: Lewis Carroll, S. 142 ff.

⁶³³ AW, S. 44.

⁶³⁴ Vgl. Website des „American Museum of Natural History“: http://www.amnh.org/exhibitions/expeditions/treasure_fossil/Treasures/Dodo/dodo.html?dinos.

und sie scheinen daher auch ohne wesentliche Bedeutungsverluste gegen ähnliche austauschbar zu sein.

Wie die Carroll-Forschung jedoch schlüssig nachweisen konnte, war die Auswahl der verwendeten Vogelnamen für den engen Kreis der Familie Liddell und der an den regelmäßigen Bootsausflügen Beteiligten in höchstem Maß motiviert, hinter den Namen verbergen sich nämlich, für die Insider leicht erkennbar, Teilnehmer der Bootsfahrten. „Duck“ war der Spitzname Robinson Duckworths, des Freundes Carrolls, der sich oft an den Ausflügen mit den Kindern beteiligte, „Dodo“ war Carrolls eigener Spitzname, zurückgehend auf das leichte Stottern, unter dem er zeitlebens litt und das dazu führte, daß er seinen Nachnamen oft nur unter mehrfachem Wiederholen der ersten Silbe hervorbringen konnte – Do-Do-Dogson –, „Lory“ und „Eaglet“ schließlich beziehen sich auf Alice Liddells ältere Schwester Lorina bzw. auf die jüngere Edith.⁶³⁵ Für die informierten Leser rufen die Vogelnamen also nur auf einer oberflächlichen Bedeutungsschicht entsprechende Konzepte von Tierarten auf, auf einer tieferen und wichtigeren Bedeutungsschicht werden für diese Leser mit den Namen implizit hochspezifische und *für sie* hochgradig konventionalisierte nichtfiktionale Personenkonzepte aktiviert.

Diese Identifikation von Figuren der Erzählung mit realen Personen aus dem persönlichen Umfeld Lewis Carrolls wirkt sich für Leser mit entsprechendem Wissen natürlich auf die Interpretation aller Teile des erzählten Geschehens aus, an denen die mit bekannten Personen assoziierten Figuren beteiligt sind. So wird das gesamte dritte Kapitel von „Alice’s Adventures in Wonderland“ allgemein als Spiegelung einer Begebenheit betrachtet, die sich 17 Tage vor jenem „golden afternoon“, am 17. Juni 1862 zugetragen hatte. Auch an jenem Tag unternahm eine Gesellschaft, zu der neben Carroll, Duckworth und den drei Liddell-Kindern auch Carrolls Schwestern Frances und Elisabeth gehörten, eine Bootstour. Diesmal allerdings die Themse stromabwärts nach Nuneham, und diesmal unter etwas unangenehmeren Wetterbedingungen, wie Carroll im Tagebuch festhielt: „About a mile above Nuneham heavy rain came on, and after bearing it a short time I settled that we had better leave the boat and walk: 3 miles of this drenched us all pretty well. I went on first with the children, as they could walk much faster than Elisabeth, and took them to the only house I knew in Sandford [...]. I left them [...] to get their clothes dried [...].“ Das Trocken-Werden als zentrales Thema des dritten Kapitels ist ein Reflex dieses Ereignisses, so lautet die gängige These,

⁶³⁵ Vgl. zur verschlüsselten Referenz auf reale Personen aus Carrolls unmittelbarem Umfeld an dieser Stelle AW: S. 44, Anmerkung 7; Kleinspehn: S. 50; Cohen: S. 135. Die verborgene Bezugnahme auf Duckworth und Carroll selbst wird besonders evident durch die Widmung in einem Exemplar der 1886 erschienenen Faksimileausgabe des Originalmanuskripts von „Alice’s Adventures Underground“, das Carroll Duckworth schenkte: „The Duck from the Dodo.“ (vgl. AW: S. 44, Anmerkung 7).

für die vor allem spricht, daß die am 4. Juli 1886 spontan entstandene Ur-Fassung „im Kern das dritte Kapitel jenes Buches“⁶³⁶ ausmacht – also genau die sich ums Trocken-Werden rankende Episode, an die sich die Liddell-Töchter als Beteiligte etwas mehr als zwei Wochen später noch gut werden haben erinnern können. Unter dem Aspekt der verdeckten Referenz auf reale Personen wird deutlich, daß es beispielsweise für den Kreis der Eingeweihten eine ganz besondere Bedeutung bekommt, wenn der Lory im Streit mit Alice um die richtige Methode, sich zu trocknen, am Ende in ein *argumentum ex auctoritate* zu flüchten versucht: „I’m older than you, and must know better.“⁶³⁷ Denn Lory steht auf der privaten Bedeutungsschicht des Texts für Alice’ ältere Schwester Lorina, der Ausspruch wird daher bei der Familie Liddell für besondere Heiterkeit gesorgt haben.

Die Liste der in die Erzählung eingestreuten, für den außenstehenden Leser nur mit Hilfe von textexternen Informationen erkennbaren privaten Bezüge ließe sich lange fortsetzen. Sie reicht von zahlreichen weiteren Anspielungen auf Namen von Mitgliedern des Haushalts von Dekan Liddell – beispielsweise in der Geschichte der Dormouse, die beginnt: „Once upon a time there were three little sisters [...] and their names were Elsie, Lacie, and Tillie“⁶³⁸ oder durch die Namen von Alice’ Katze⁶³⁹ und den lebenden Blumen⁶⁴⁰ in „Through the Looking-Glass“ – bis hin zur Aufnahme geographischer und landschaftlicher Details, für die die Erwähnung der „Menai bridge“ im Gedicht des „White Knight“⁶⁴¹ ein exemplarischer Fall ist. Der mit dem Aufdecken solcher Bezüge zur privaten Wirklichkeit des Autors verbundene Erkenntniswert hält sich allerdings in der Mehrzahl der Fälle in Grenzen, vor allem weil die entsprechenden Konzepte meist nur schwach in den Gesamtzusammenhang des erzählten Geschehens integriert und somit für das Verständnis des Texts nur von geringer Bedeutung sind. Diese relative Isoliertheit der meisten privaten Referenzen gegenüber der Handlung hat seinen guten Grund: Schließlich hat Carroll sich mit der Veröffentlichung der Erzählungen dafür entschieden, sie einem breiten Lesepublikum jenseits des engen Kreises der Oxforder Freunde zugänglich zu

⁶³⁶ Kleinspehn: S. 47.

⁶³⁷ AW, S. 45.

⁶³⁸ AW, S. 100. Zur Erläuterung vgl. ebd., Anmerkung 9: „The three little sisters are the three Liddell sisters. Elsie is L.C. (Lorina Charlotte), Tillie refers to Edith’s family nickname Matilda, and Lacie is an anagram of Alice.“

⁶³⁹ Die Katze trägt den Namen „Dinah“, eine Katze mit diesem Namen gab es tatsächlich im Haus des Dekans von Christ Church. Vgl. Thomas: Lewis Carroll, S. 141: „The [...] childish attraction at the Deanery was a pair of cats, Villikins and Dinah.“

⁶⁴⁰ Zwei der im „garden of live flowers“ vertretenen sprechenden Blumen sind eine „Rose“ und eine „Violet“. Nach Gardner besteht dabei ein Bezug zu den Namen der beiden jüngsten Töchter des Dekans Liddell, „Rhoda“ und „Violet“. Vgl. LG, S. 203, Anmerkung 2.

⁶⁴¹ LG, S. 313.

machen; zu viele und vor allem für das Verständnis zu bedeutsame Anspielungen auf für den Außenstehenden nicht nachvollziehbare Details hätten dabei nur gestört. Deshalb hat Carroll offenbar auch einige private Referenzen, die sich noch in dem für den Hausgebrauch entstandenen ursprünglichen Manuskript „Alice’s Adventures Underground“ finden, nicht in die Druckfassung übernommen.⁶⁴²

Natürlich existieren aber auch Fälle nichtfiktionaler Elemente privaten Charakters, über deren interpretatorische Bedeutung es in der Carroll-Forschung durchaus divergierende Ansichten gibt. Im Zusammenhang einer solchermaßen strittigen Sichtweise steht die erwähnte Nennung der „Menai bridge“, eines seinerzeit recht bekannten Bauwerks im nördlichen Wales. Privat wird die Referenz auf die Brücke nämlich nur unter den Prämissen, daß die Familie Liddell eben in Nordwales, genauer: in Llandudno, ein Ferienhaus besaß, die Familie auf der Reise dorthin die besagte „Menai bridge“ mit dem Zug überqueren mußte und daß Carroll über diese Details gut informiert war. Hugh B. O’Brien setzt diese Prämissen als gegeben voraus und leitet daraus eine weitreichende, für die Interpretation von „Through the Looking-Glass“ in hohem Maß relevante Schlußfolgerung ab: Alice’ Reise über das Schachbrett, die als Grundmotiv den gesamten Text durchzieht und in deren Verlauf sie sechs Bäche überqueren muß, und die Eisenbahnfahrt im dritten Kapitel seien Reflexe der Eisenbahnreise, die die reale Alice Liddell mit ihren Eltern von Holyhead nach Llandudno regelmäßig unternommen habe.⁶⁴³ Dieser Interpretation hat indes Roger Lancelyn Green energisch widersprochen. Er hält vor allem die für O’Briens Argumentation wesentliche Voraussetzung, Carroll habe das Ferienhaus der Liddells in Wales und den Reiseweg dorthin gekannt, für reine Spekulation: „There is, as far as I know, not a shred of evidence that Dodgson ever travelled by train from Holyhead to Llandudno.“⁶⁴⁴ Green vertritt statt dessen die These, „Looking-Glass House“, der Ausgangspunkt der Abenteuer im zweiten Alice-Buch, sei nach dem Modell von „Hetton Lawn“ in der Grafschaft Gloucester gestaltet, einem anderen Ferienaufenthalt der Liddells, wo sie im April 1863 von Carroll besucht wurden, wie dieser im Tagebuch vermerkt.⁶⁴⁵

⁶⁴² Vgl. AW, S. 44, Anmerkung 7: „In the original manuscript, *Alice’s Adventures Underground*, appear a number of details relating to this experience [i.e. die im Regenwetter endende Bootsfahrt vom 17. Juni 1862, P. B.] that Carroll later deleted because he thought they would have little interest to anyone outside the circle of individuals involved.“

⁶⁴³ Vgl. O’Brien: Alice’s Journey in „Through the Looking-Glass“, S. 381: „Was Alice’s a railway journey, then? If so it must have been from the Holyhead direction, since this is the only railway that runs eastwards to Llandudno, or at least Llandudno Junction. / It was indeed a journey from Holyhead. All the topography fits.“

⁶⁴⁴ Green: Alice’s Rail-Journey, S. 217.

⁶⁴⁵ Vgl. ebd., S. 218.

Man mag die gegensätzlichen Ansichten von O'Brien und Green als Kuriosum aus der Carroll-Forschung einstufen, sie zeigen dennoch, daß vermeintlich privaten Referenzen zuweilen weit mehr als ein lediglich unter biographischem Aspekt interessanter Status zugeschrieben wird. Selbst die extrem schwach konventionalisierten nichtfiktionalen Konzepte auf der privaten Bedeutungsschicht der Alice-Bücher können daher nicht ohne weiteres als unwichtig für das Verständnis der Texte als literarische Werke abgetan werden. Dies gilt um so mehr für jene nichtfiktionalen Elemente, die sich auf der satirisch-parodistischen und der humoristischen Ebene ausmachen und analysieren ließen. Sowohl das in seiner quantitativen wie qualitativen Nutzung durch Carroll skizzierte Mittel der Parodie als auch der sich logisch-philosophisch auf hohem Niveau bewegendem Sprachwitz, der anhand einiger Beispiele nachgezeichnet wurde, stellen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive essentielle Merkmale der Kinderbücher Carrolls dar. Daß diese wichtigen Aspekte der Texte ohne die ihnen inhärente Bezugnahme auf nichtfiktionales Konzeptmaterial nicht denkbar sind, das, so ist zu hoffen, haben die Ausführungen zu diesen Textelementen gezeigt. Auf mindestens drei Bedeutungsebenen – der humoristischen, der satirisch-parodistischen und der privaten – sind die phantastisch-fiktionalen Geschehenszusammenhänge der beiden Alice-Bücher in der konzeptuellen Realität des Autors fest verankert. Auch für den seinem Fiktionsstatus nach sich am weitesten von dieser Realität entfernenden Typ fiktionaler Erzählliteratur – die phantastisch-fiktionale – haben sich nichtfiktionale Elemente somit als durchaus bedeutsam erwiesen.

7. Fazit und Ausblick

Im Rekurs auf die in der Einleitung vorgestellten Haupt- und Nebenthesen können folgende Ergebnisse festgehalten werden. Hinsichtlich der Hauptthese, daß in der Literaturwissenschaft, anders als von einer Reihe von Theoretikern vorgeschlagen, sehr wohl sinnvoll von nichtfiktionalen Bestandteilen fiktionaler literarischer Texte gesprochen werden kann, haben sich in allen fünf Abschnitten je eigene Argumente herauskristallisiert. Im zweiten Abschnitt, der sich mit den vorhandenen Forschungsansätzen auf eine eher klassifizierende denn reihende Art auseinandersetzt, wurden zunächst die Unzulänglichkeiten bestehender theoretischer Ansichten zum Problem der nichtfiktionalen Elemente fiktionaler Texte aufgezeigt. Dabei konnten solche Ansätze, die von der Fiktionalität jeglicher menschlicher Versuche, Realität sprachlich zu erfassen, ausgehen, wie auch jene, die zwar die sprachliche Rekonstruktion von Wirklichkeitsabschnitten grundsätzlich für möglich, diese aber dem Bereich der Literatur und überhaupt der Kunst für vollkommen wesensfremd halten, als für das gestellte Problem inadäquat herausgestellt werden, da sie bereits die Existenz bzw. die Relevanz des Problems auf theoretischer Ebene leugnen.

Den solchermaßen zurückgewiesenen panfiktionalistischen und autonomistischen Forschungsansätzen wurden schließlich diejenigen gegenübergestellt, die fiktionale Texte als Komposita aus fiktionalen wie nichtfiktionalen Elementen begreifen. Diese kompositionalistische Richtung der Fiktionstheorie bietet im Gegensatz zur panfiktionalistischen und autonomistischen überhaupt die Möglichkeit, nichtfiktionale Bestandteile fiktionaler Texte mit Hilfe eines theoretischen Instrumentariums zu fassen, und konnte insofern als Basis für weitere Überlegungen etabliert werden. Allerdings mußten auch auf der Ebene existierender kompositionalistischer Fiktionstheorien gewisse Inkonsistenzen festgestellt werden. Sie beziehen sich vor allem, wie aufgezeigt werden konnte, auf eine aus der Geschichte der Sprachphilosophie sich ergebende Fixierung auf das Verhältnis zwischen sprachlichem Ausdruck und Wirklichkeit, die zu einer unangemessenen Beschränkung auf Behauptungssätze – als die syntaktische Form, in der Aussagen über die außersprachliche Realität typischerweise vorliegen – und darüber hinaus zu einer irreführenden Formulierung der Ausgangsfrage bei der Analyse des Verhältnisses von fiktionalen und nichtfiktionalen Elementen im fiktionalen Text führt. Aufgrund der Ausgangsfrage nach der Relation, in der Aussagesätze zur wie immer zu bestimmenden Realität stehen, unterscheiden gängige kompositionalistische Theorien stets zwischen realitätskonvergenten, nichtfiktionalen auf der einen und realitätsdivergenten, fiktionalen

Aussagen auf der anderen Seite. Gegenübergestellt werden damit letztlich als Dichotomie Fiktion und Wirklichkeit.

Da sich jedoch das Kriterium der Wirklichkeitstreue schlecht zur Unterscheidung fiktionaler von nichtfiktionalen Texten oder Textteilen eignet – jeder auf bloßem Irrtum beruhende Text, dessen Intention es aber ist, Realität getreu abzubilden, wäre dann fiktional – wurde für die Zwecke der weiteren Untersuchung eigens ein modifizierter kompositionalistischer Ansatz entwickelt, der in gewisser Weise auch den Einwänden panfiktionalistischer und autonomistischer Theorien gegen kompositionalistische Ansätze Rechnung trägt. Er beruht nämlich auf der durch neuere Forschungen im Bereich der linguistischen Semantik belegten Grundannahme, daß nicht das Verhältnis zur außermentalen Realität, sondern das zum mentalen Realitäts**bild** der entscheidende Faktor für die Bedeutung sprachlicher Entitäten ist. Fiktionalität erscheint im Licht einer solchen Auffassung nicht länger als Gegenbegriff zu Wirklichkeit, vielmehr geht es nun um eine Gegenüberstellung fiktionaler und nichtfiktionaler Sprachverwendung, die sich durch ein je eigenes Verhältnis zur kognitiven Wirklichkeit des Sprechers voneinander unterscheiden.

Da es sich bei der kognitiven Semantik um eine noch wenig für literaturwissenschaftliche Zwecke fruchtbar gemachte Forschungsrichtung handelt,⁶⁴⁶ war es nach dem Überblick über existierende theoretische Einschätzungen des Problems nichtfiktionaler Elemente fiktionaler literarischer Texte zunächst notwendig, Grundlagen der kognitiven Semantik in der gebotenen Kürze, aber auch mit der erforderlichen Genauigkeit darzustellen. Dabei wurde ausgehend von der Grundeinheit des kognitiven *Konzepts* bzw. der kognitiven *Kategorie* übergegangen zu den Einheiten mittleren Komplexitätsgrads – den kognitiven *Schemata* mit den Untergruppen der auf räumliche, d. h. statische Relationen von mehreren Einzelkonzepten bezogenen *Frames*, der auf zeitliche, d. h. dynamische Relationen zielenden *Scripts* und der Sondergruppe der *Idealized Cognitive Models* –, um schließlich bei der globalen Einheit der *Enzyklopädie* respektive des *belief system* anzugelangen.

Aufbauend auf diesen Präliminarien konnte dann in einem nächsten Schritt der Versuch unternommen werden, die für die Literaturwissenschaft fundamentalen Begriffe des fiktionalen Texts und, darauf aufbauend, des nichtfiktionalen Elements des fiktionalen Texts auf der Grundlage der kognitiven Semantik neu zu fassen und so die These von der Bedeutsamkeit nichtfiktionaler Elemente für das Verstehen fiktionaler literarischer Texte auf theoretischer Ebene zu begründen. In Hinsicht auf den Begriff des fiktionalen Texts kam es zu folgender vielleicht etwas unhandlichen, dafür aber präzisen Explikation:

⁶⁴⁶Von den wenigen genuin literaturwissenschaftlichen Studien, die einen dezidiert kognitivistischen Ansatz verfolgen, ist vor allem diejenige von Jerry R. Hobbs noch einmal hervorzuheben (Hobbs: *Literature and Cognition*).

Ein Text ist genau dann als fiktional einzustufen, wenn

- *der global mit ihm gegebene Darstellungszusammenhang (das Makroskript) an mindestens einer Stelle ein nicht in der Enzyklopädie des Verfassers bereitliegendes, intentional neu geschaffenes Konzept enthält*
- *und wenn Ziel der Darstellung dabei weder die Täuschung des Rezipienten noch das unmittelbare Erfassen eines Wirklichkeitsausschnitts ist.*

Griffiger, aber nicht weniger genau stellt sich die mit Hilfe der kognitiven Semantik gefundene Explikation des Begriffs des nichtfiktionalen Elements eines fiktionalen Texts dar:

Unter nichtfiktionalen Elementen fiktionaler Texte sind all jene Textbausteine zu verstehen, die sich auf in der mentalen Enzyklopädie des Textproduzenten bereitliegende Konzepte stützen und deren Quelle entweder die eigene Erfahrungswelt oder selbst als nichtfiktional betrachtete Vermittlungsinstanzen sind.

Mit diesen Explikationen zweier für die literaturwissenschaftliche Analyse nichtfiktionaler Textelemente zentraler Begrifflichkeiten ist die erste Nebenthese der gesamten Studie eng verbunden, daß sich nämlich mit Hilfe der kognitiven Semantik nichtfiktionale Elemente fiktionaler Texte auf adäquatere Weise beschreiben lassen, als es mit den Mitteln der klassischen, an der extensionalen Logik orientierten Semantik möglich ist. Einen Beleg für diese These stellen die in Abschnitt 4 der Studie vorgestellten Typenreihen dar, die es erlauben, nichtfiktionale Textbestandteile auf der Mikroebene genau zu analysieren und nach Typen zu ordnen, und deren Differenzierungskriterien dem Feld der kognitiven Semantik entstammen. Zugleich lassen sich die Ausführungen zu den fünf Typenreihen – spezifische versus unspezifische, explizit versus implizit aktivierte, stark versus schwach konventionalisierte, global integrierte versus lokal isolierte und schließlich motivierte versus unmotivierte nichtfiktionale Konzepte – als Explikation einer eigenen, zweiten Nebenthese der gesamten Untersuchung auffassen: Das begriffliche Instrumentarium der kognitiven Semantik ist geeignet, auf der Mikroebene der Textbeschreibung Typen nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Texte zu unterscheiden. Über die Gegenüberstellung verschiedener Typen hinaus wurde abschließend, gleichsam als Nebenprodukt, das prototypische für die Textinterpretation bedeutsame nichtfiktionale Textelement als spezifisches, explizit aktiviertes, hochkonventionalisiertes, global integriertes und hochgradig motiviertes Konzept charakterisiert.

In einem nächsten Schritt ging es darum, zunächst das gesamte Feld der fiktionalen Erzählliteratur nach dem jeweiligen Fiktionsstatus grob in drei Gruppen von Texten einzuteilen, um anschließend mit den Fallstudien die beiden zuvor erarbeiteten Typologien zusammenzuführen – jeweils ein Text aus einem der drei Gebiete realistisch-fiktionale, kontrafaktisch-fiktionale und phantastisch-

fiktionale Erzählliteratur wurde einer eingehenden Untersuchung der Verwendungsweisen und Funktionen nichtfiktionaler Konzepte unter konkreter Anwendung der auf einzelne Textbausteine bezogenen Typenreihen unterzogen. Auch die Unterscheidung der drei Fiktionsstatus beruhte dabei auf kognitionssemantisch begründeten Merkmalen, denn jeder Typus zeichnet sich aus durch ein spezifisches Verhältnis des mit dem Text gegebenen Konzeptsystems zum vorauszusetzenden kollektiven Konzeptsystem – oder kognitivistischer ausgedrückt: zu der kollektiven Enzyklopädie bzw. dem *belief system* – der Sprachgemeinschaft, in der er entstand. Zusammengefasst widmen sich der Entwurf einer Grobklassifikation des gesamten Bereichs der fiktionalen Erzählliteratur nach dem Fiktionsstatus und die Anwendung der detailbezogenen Typenreihen auf Beispieltex te aus je einem der drei Textklassen einer dritten Nebenthese der Studie, die sich folgendermaßen formulieren läßt: Nichtfiktionale Elemente sind nicht etwa nur für einen Ausschnitt des gesamten Bereichs der fiktionalen Erzählliteratur bedeutsam, sondern für das gesamte Spektrum der in dieser großen Gruppe literarischer Texte anzutreffenden Einzeltexte.

In bezug auf die Fallstudie zu Uwe Johnsons umfassender zeitgeschichtlicher Chronik „Jahrestage“ wird es niemanden, zumindest keinen literaturwissenschaftlichen Praktiker, verwundert haben, daß sich schon bei oberflächlicher Betrachtung nichtfiktionale, d. h. in diesem Fall vor allem historische Bezüge als äußerst bedeutsam für den insgesamt ohne Zweifel fiktionalen Text erweisen. Trotz dieser Offensichtlichkeit für den geübten Literaturinterpreten gewährt die genauere Analyse doch einen tieferen Einblick in das Ausmaß und vor allem die Präzision der Verarbeitung historischen Faktenmaterials in Johnsons Hauptwerk. Die geradezu als Faktenversessenheit zu bezeichnende Gewissenhaftigkeit, die der Autor, wie die Fallstudie aufzeigen konnte, im Umgang mit oft akribisch recherchierten Tatsachen walten läßt, verdeutlichte noch einmal die Unangemessenheit der These von der kategorischen Autonomie literarischer Texte gegenüber der Wirklichkeit. Uwe Johnsons „Jahrestage“ jedenfalls können und müssen wohl sogar *auch* auf einer faktenbezogenen Ebene gelesen werden, wenn man dem Roman gerecht werden will – nur dann läßt sich viel aus diesem fiktionalen Text über die deutsche Geschichte lernen.

Während es im Fall der „Jahrestage“ die zahlreichen Übereinstimmungen mit nichtfiktionalen Konzepten waren, auf die sich die Aufmerksamkeit richtete, so standen im Fall von Christoph Ransmayrs „Morbus Kitahara“ gerade die Realitätsabweichungen und damit aber zugleich auch die sozusagen negative Bezogenheit des Texts auf Nichtfiktionales im Mittelpunkt des Interesses. Wie es für kontrafaktisch-fiktionale Texte typisch ist, zielt Ransmayr mit seinem Roman auf die Darstellung eines alternativen, aber dennoch nicht gleich als völlig unmöglich einzustufenden Ablaufs bekannter realer Geschehnisse. Da das Erkennen der Abweichung von fest konventionalisiertem Wissen wesentliche Voraussetzung für das Verständnis eines solchen Texts ist, ist der Autor auf die

Ergänzung entsprechender Realitätsausschnitte seitens des Lesers im Lektüreprozeß geradezu angewiesen. Im Zusammenhang der Fallstudie wurde daher besonderes Augenmerk darauf gerichtet, wie sich realitätsaffirmierende und realitätsnegierende Informationen im Text verteilen und auf welche Weise sie jeweils die Wissensaktivierung durch den Leser lenken bzw. nutzen. Aus dem so erlangten Überblick über das von Ransmayr verwendete Verfahren, Wirklichkeitsausschnitte einerseits gezielt zu aktivieren, sie andererseits durch gegenläufige Informationen aber – zumindest teilweise – wieder zu konterkarieren, konnte schließlich auch eine kritische Einschätzung dieser Technik gewonnen werden.

Die Fallstudie zu Lewis Carrolls Alice-Büchern vervollständigte den Durchgang durch die drei Bereiche fiktionaler Erzählliteratur. „Alice’s Adventures in Wonderland“ und „Through the Looking-Glass and What Alice Found There“, Klassiker der Kinder- ebenso wie der phantastisch-fiktionalen Literatur, boten dabei auf breiter Basis Ansatzpunkte für die Analyse nichtfiktionaler Elemente. Auf drei Bedeutungsschichten der Texte konnten nichtfiktionale Konzepte in ihrer Verwendung nachgewiesen werden: auf der humoristischen Schicht der Sprachkomik, auf der satirisch-parodistischen Schicht der Kritik an Vorgegebenem und auf der privaten Schicht der Bezüge vor allem zu dem engeren Entstehungskontext. Es erwies sich somit exemplarisch die Verankerung phantastisch-fiktionaler Geschehenszusammenhänge in der allgemeinen realen Enzyklopädie als konkret nachweisbar und für die Interpretation phantastisch-fiktionaler Texte als durchaus relevant. Auch für die sich per definitionem am weitesten von der realen Enzyklopädie lösende Gruppe fiktionaler Erzählliteratur konnte so die Ausgangsthese von der Bedeutsamkeit nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Erzählliteratur noch einmal bestätigt werden.

Mit der vorliegenden Studie wurde der Versuch unternommen, ein an den Kern der Beschäftigung mit Literatur rührendes Problem mit Hilfe eines neuen theoretischen Ansatzes aus einer anderen als den bisher gängigen Perspektiven zu betrachten und damit zu einer Neubewertung des Verhältnisses zu gelangen, in dem fiktionale und nichtfiktionale Momente fiktionaler Erzähltexte zueinander stehen. Eine solche Neubewertung ist wissenschaftlich natürlich stets einem gewissen Risiko ausgesetzt, sie kann sich als fruchtbarer Boden für die weitere Forschungsarbeit, ebenso aber auch als Weg in die falsche Richtung herausstellen. Es steht zu hoffen, daß der mit dieser Arbeit vorgelegte Versuch einer Betrachtung nichtfiktionaler Elemente fiktionaler Erzählliteratur aus dem Blickwinkel der kognitiven Semantik zu denjenigen Forschungswegen gehört, die zumindest Anregungen für die zukünftige Arbeit auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft bieten. Einige mögliche Fragen, die sich fortführend in den Bahnen dieser Studie bewegen, auf die aber im Verlauf der Untersuchung selbst nicht oder nur am Rand eingegangen werden konnte, seien daher abschließend aufgeführt. Ein sich

noch im unmittelbaren Umfeld des Gedankengangs dieser Arbeit bewegender Fragenkomplex betrifft die Rolle nichtfiktionaler *Rede*, d. h. unmittelbarer Autorrede, im fiktionalen Erzähltext. Er wurde zwar kurz im Zusammenhang mit der Übersicht über kompositionalistische Fiktionstheorien – und dort insbesondere im Kontext von John R. Searles Überlegungen – berührt,⁶⁴⁷ im weiteren Gang der Untersuchung jedoch nicht weiter verfolgt. Das hatte seinen guten Grund: Denn der gewählte Ansatz, das einzelne Konzept und somit semantisch relativ kleine Einheiten in den Mittelpunkt zu stellen, wäre mit einem Ansatz, der auf die semantisch sehr viel größere Einheiten umfassende Kategorie der Rede abzielt, nur schwerlich vereinbar gewesen. Gleichwohl ist es eine durchaus interessante Frage, inwieweit sich die Anwendung des vorgestellten Instrumentariums der kognitiven Semantik auf solche größeren semantischen Einheiten literarischer Texte erweitern ließe. Voraussetzung für die Beantwortung dieser Frage wären allerdings fundierte Forschungsergebnisse der kognitiven Semantik auf dem Gebiet der Textlinguistik.

Andere auf dem vorgelegten Ansatz aufbauende Untersuchungen könnten etwa den Untersuchungsgegenstand von der erzählend strukturierten Literatur in Richtung auf dramatisch strukturierte Texte ausdehnen oder umgekehrt auf einen kleineren Bereich wie die Literatur einzelner Epochen, Autoren oder auf Einzelwerke beschränken. Denkbar wäre aber auch, Werke, die in einem nichtliterarischen und zugleich für Darstellung im engeren Sinn offenen Medium vorliegen, wie Theateraufführungen oder Filme, auf Funktionsweisen nichtfiktionaler Konzepte in ihnen zu untersuchen. Ob sich solche weiterführenden Untersuchungen nun eng an den theoretischen Rahmen der vorliegenden Studie anschließen oder ob sie sich von diesem eher entfernen würden – der zentralen These, die nun, wie ich meine, noch stärker formuliert werden kann, müßten sie zweifellos zustimmen: In bezug auf fiktionale Erzählliteratur kann nicht nur, es sollte auch ausdrücklich von nichtfiktionalen Elementen gesprochen werden, um der ganzen Vielfalt und Tragweite der Beziehungen literarischer Texte zur Realität ihrer Autoren und Leser auch auf literaturtheoretischem Gebiet Rechnung tragen zu können.

⁶⁴⁷ Vgl. zu Searles Terminus „nichtfiktionaler Diskurs“ oben S. 26.

8. Literaturverzeichnis

8.1 Primärtexte

- Andert, Reinhold: Rote Wende. Wie die Osis die Wessis besiegten, Berlin 1994.
- Becker, Jurek: Amanda herzlos. Roman, 1994 (¹1992).
- Borchert, Wolfgang: Das Gesamtwerk, Reinbek 1991.
- Borges, Jorge L.: Fiktionen. Erzählungen, Werke in 20 Bänden, hrsg. v. Haefs, Gisbert und Arnold, Fritz, Bd. 5, Frankfurt/M. 1992.
- Brussig, Thomas: Helden wie wir. Roman, Frankfurt/M. 1998 (¹1995).
- Carroll, Lewis: Alice im Wunderland. Mit Illustrationen von John Tenniel. Übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Christian Enzensberger, Frankfurt/M. 1998 (¹1963).
- Carroll, Lewis: The Annotated Alice. Alice's Adventures in Wonderland *and* Through the Looking-Glass, hrsg. und kommentiert v. Gardner, Martin, London 1970.
- Carroll, Lewis: The Complete Illustrated Works, New York 1982.
- Charms, Daniil: Fallen. Prosa, Szenen, Kindergeschichten, Briefe, Zürich 1985.
- Ditfurth, Christian von: Die Mauer steht am Rhein. Deutschland nach dem Sieg des Sozialismus, Köln 1999.
- Fénéon, Félix: Œuvres plus que complètes, hrsg. v. Halperin, Joan U., Genève 1970.
- Fénéon, Félix: Elfhundertelf wahre Geschichten, Frankfurt/M. 1993.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Werke. Hamburger Ausgabe, München 1998.
- Grünbein, Durs: Von der üblen Seite. Gedichte 1985-1991, Frankfurt/M. 1994.
- Harris, Robert: Fatherland, New York 1993.
- Harris, Robert: Vaterland. Roman, München 1998.
- Hawthorne, Nathaniel: The Scarlett Letter, Boston 1991.
- Hoffmannswaldau, Christian Hoffmann von: Gesammelte Werke, hrsg. v. Heiduk, Franz, Hildesheim 1993.
- Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe, Bd. 2.1: Gedichte nach 1800, hrsg. v. Beissner, Friedrich, Stuttgart 1951.
- Johnson, Uwe: Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen (1980), Frankfurt/M. 1992.
- Johnson, Uwe: Das dritte Buch über Achim. Roman (1961), Frankfurt/M. 1992.

8. Literaturverzeichnis

- Johnson, Uwe: Heute Neunzig Jahr. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt/M. 1996.
- Johnson, Uwe: Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl (1970, 1971, 1973, 1983), Frankfurt/M. 2000.
- Johnson, Uwe: Mutmassungen über Jakob. Roman (1959), Frankfurt/M. 1992.
- Johnson, Uwe: Zwei Ansichten (1965), Frankfurt/M. 1992.
- Kafka, Franz: Gesammelte Werke. Nach der Kritischen Ausgabe hrsg. v. Koch, Hans-Gerd, Frankfurt/M. 1994.
- Kaschnitz, Marie Luise: Ferngespräche. Erzählungen, Frankfurt/M. 1992.
- Kaschnitz, Marie Luise: Lange Schatten. Erzählungen, München 1994.
- Kaschnitz, Marie Luise: Tage, Tage, Jahre. Aufzeichnungen, Frankfurt/M. 1992.
- Kempowski, Walter: Tadellöser & Wolff. Roman, München 1996 (¹1971).
- Lem, Stanisław: Die phantastischen Erzählungen, Frankfurt/M. 1988.
- Lessing, Gotthold E.: Werke, hrsg. v. Göpfert, Herbert G., Darmstadt 1996.
- Mann, Thomas: Lotte in Weimar. Roman (1939), Frankfurt/M. 1997.
- Maron, Monika: Animal triste. Roman, Frankfurt/M. 1997.
- Meinhold, Wilhelm: Maria Schweidler: Die Bernsteinhexe, hrsg. v. Kiderlen, Elisabeth, Frankfurt/M. 1978.
- Nadolny, Sten: Er oder Ich. Roman, München 1999.
- Politycki, Matthias: Ein Mann von vierzig Jahren, Roman, München 2000.
- Politycki, Matthias: Weiberroman. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Reinbek 1999 (¹1997).
- Ransmayr, Christoph: Der Weg nach Surabaya. Reportagen und kleine Prosa (1997), Frankfurt/M. 1999.
- Ransmayr, Christoph: Die letzte Welt. Roman (1988), Frankfurt/M. 1997.
- Ransmayr, Christoph: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Roman (1984), Frankfurt/M. 1997.
- Ransmayr, Christoph: Morbus Kitahara. Roman (1995), Frankfurt/M. 1997.
- Rothmann, Ralf: Milch und Kohle. Roman, Frankfurt/M. 2000.
- Schwanitz, Dietrich: Der Campus. Roman, Frankfurt/M. 1996 (¹1995).
- Stein, Gertrude: Geography and Plays, Madison 1993.
- Weiss, Peter: Meine Ortschaft, in: *Atlas. Zusammengestellt von deutschen Autoren*, Berlin 1965, S. 31-43.
- Wilkomirski, Binjamin: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948, Frankfurt/M. 1998 (¹1995).

8.2 Forschungsliteratur

- Anderegg, Johannes: Fiktion und Kommunikation. Ein Beitrag zur Theorie der Prosa, Göttingen ²1977.
- Anderegg, Johannes: Zum Problem der Alltagsfiktion, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): Funktionen des Fiktiven, München 1983, S. 377-386.
- Anderson, John R.: Kognitive Psychologie, Heidelberg ²1996.
- Anz, Thomas: Spiel mit der Überlieferung. Aspekte der Postmoderne in Ransmayrs *Die letzte Welt*, in: Wittstock, Uwe (Hg.): Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr, Frankfurt/M. 1997, S. 120-132.
- Aristoteles: Poetik. Griechisch/Deutsch, Stuttgart 1994.
- Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words) (1962), Stuttgart ²1994.
- Barthes, Roland: L'effet de réel, in: B., R.: Le bruissement de la langue. Essais critiques IV, Paris 1984, S. 167-174.
- Barthes, Roland: Mythen des Alltags (1957), Frankfurt/M. 1996.
- Barton, Brian: Das Dokumentardrama, Stuttgart 1987 (= Sammlung Metzler 232).
- Berlin, Brent/Breedlove, Dennis E./Raven, Peter H.: Principles of Tzeltal Plant Classification, New York 1974.
- Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hgg.): Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven, Berlin 1987 (= *studia grammatica* 26 u. 27).
- Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hgg.): Dimensional Adjectives: Grammatical Structure and Conceptual Interpretation, Berlin 1989 (= *Springer Series in Language and Communication* 26).
- Binder, Hartmut: Kafka-Kommentar zu sämtlichen Erzählungen, München 1975.
- Blum, John M.: Deutschland ein Ackerland? Morgenthau und die amerikanische Kriegspolitik 1941-1945. Aus den Morgenthau-Tagebüchern, Düsseldorf 1968.
- Blum, John M.: From the Morgenthau Diaries. Vol. III: Years of War, 1941-1945, Boston 1967.
- Böhm, Ekkehard: Egon, Egon über alles, in: *Hannoversche Allgemeine*, 13.10.1999.
- Bonheim, Helmut: Theory of narrative modes, in: *Semiotica* 14, 1975, S. 329-344.
- Breitinger, Johann J.: Critische Dichtkunst. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1740, Stuttgart 1966.
- Briefing Book Prepared in the Treasury Department: Program to Prevent Germany from Starting A World War III, 09.09.1944, Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers.
- Brown, Roger: How Shall a Thing Be Called?, in: *Psychological Review* 65, 1958, S. 14-21.
- Brown, Roger: Social Psychology, New York 1965.

8. Literaturverzeichnis

- Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache (1934), Stuttgart 1982.
- Caillois, Roger: Das Bild des Phantastischen. Vom Märchen bis zur Science Fiction, in: Zondergeld, Rein A. (Hg.): *Phaicon* 1, Frankfurt/M. 1974, S. 44-83.
- Carnap, Rudolf: Der logische Aufbau der Welt (1928), Hamburg³1966.
- Ciardi, John: A Burble through the Tulgey Wood, in: Phillips, Robert (Hg.): *Aspects of Alice. Lewis Carroll's Dreamchild as seen through the Critics' Looking-Glasses*, New York 1971, S. 253-261.
- Cohen, Morten N.: *Lewis Carroll. A Biography*, London 1995.
- Cohn, Dorrit: Signposts of Fictionality: A Narratological Perspective, in: *Poetics Today* 11, 1990, S. 775-804.
- Cornwell, Neil: *The Literary Fantastic. From Gothic to Postmodernism*, New York 1990.
- de Beaugrande, Robert-Alain/Dressler, Wolfgang U.: Einführung in die Textlinguistik, Tübingen 1981 (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 28).
- de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft (1916), Berlin²1967.
- Der antifaschistische Widerstand unter Führung der KPD in Mecklenburg, hrsg. v. den Bezirkskommissionen bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Schwerin 1970.
- Die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands in den Jahren 1955 bis 1956, hrsg. v. Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn⁴1958.
- Dierks, Manfred: Autor – Text – Leser: Walter Kempowski. Künstlerische Produktivität und Leserreaktionen am Beispiel „Tadellöser & Wolff“, München 1981.
- Doherty, H.B.: The Weather on *Alice in Wonderland* Day, 4 July 1862, in: *Weather* 23, 1968, S. 75-78.
- Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik, München⁸1994.
- Eco, Umberto: Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur, München 1996.
- Eco, Umberto: Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, München 1990.
- Eco, Umberto: Semiotik. Entwurf einer Theorie der Zeichen, München 1987.
- Eggebrecht, Harald: Wider das häßliche Haupt der Wahrscheinlichkeit, in: Wittstock, Uwe (Hg.): *Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt/M. 1997, S. 74-81.
- Encyclopædia Britannica, Multimedia Edition, CD-ROM, Chicago 1999.
- Entscheidungen des Obersten Gerichts der Deutschen Demokratischen Republik, hrsg. v. Obersten Gericht, Bd. 2: Entscheidungen in Strafsachen, Berlin 1952.
- Enzyklopädie des Märchens, hrsg. v. Kurt Ranke, Bd.1, Berlin 1977.

- Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hrsg. v. Benz, Wolfgang et al., Stuttgart 1997.
- Fahlke, Eberhard (Hg.): „Ich überlege mir die Geschichte ...“ Uwe Johnson im Gespräch, Frankfurt/M. 1988.
- Falkenberg, Gabriel: Lügen. Grundzüge einer Theorie sprachlicher Täuschung, Tübingen 1982 (= *Linguistische Arbeiten* 86).
- Fauconnier, Gilles: *Mental Spaces: Aspects of Meaning Construction in Natural Language*, Cambridge²1994 (¹1985).
- Figge, Udo L./Job, Ulrike: Das Gedächtnis in sprachwissenschaftlicher Perspektive, in: *Romanistisches Jahrbuch* 38, 1987, S. 16-34.
- Figge, Udo L.: Gedächtnis und Text, in: Rothkegel, Annelly/Sandig, Barbara (Hgg.): *Text – Textsorten – Semantik. Linguistische Modelle und maschinelle Verfahren*. Hamburg 1984 (= *Papiere zur Textlinguistik* 52), S. 80-98.
- Fillmore, Charles: Frames and the Semantics of Understanding, in: *Quaderni di Semantica* 12, 1985, S. 222-253.
- Fischer, André: Inszenierte Naivität. Zur ästhetischen Simulation von Geschichte bei Günter Grass, Albert Drach und Walter Kempowski, München 1992 (= *Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste* 85).
- Fischer-Kania, Sabine: Geschichte entworfen durch Erzählen. Uwe Johnsons „Jahrestage“, Münster 1996 (= *Zeit und Text* 9).
- Foster, Ian: Alternative History and Christoph Ransmayr's „Morbus Kitahara“, in: *Modern Austrian Literature* 32, 1999, S. 111-125.
- Franke, Konrad: Der Sieger der Geschichte. Thomas Brussig stellt vor: „Helden wie wir“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 11.10.1995.
- Fränkl-Lundborg, Otto: Literarische Ueberschau. Lotte in Weimar. Roman von Thomas Mann, in: *Das Goetheanum* 18, 1939, S. 415.
- Frege, Gottlob: Über Sinn und Bedeutung (1892), in: F., G.: *Kleine Schriften*, hrsg. v. Angelelli, Ignacio, Hildesheim 1967, S. 143-162.
- Fricke, Harald: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur, München 1981.
- Fricke, Karl W.: Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968. Bericht und Dokumentation, Köln 1979.
- Gabriel, Gottfried: Fact, Fiction and Fictionalism. Erich Auerbach's *Mimesis* in Perspective, in: Scholz, Bernhard F. (Hg.): *Mimesis. Studien zur literarischen Repräsentation*, Tübingen 1998, S. 33-43.
- Gabriel, Gottfried: *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart 1975.
- Ganzfried, Daniel: Die geliebene Holocaust-Biographie, in: *Weltwoche*, 27.8.1998.
- Gather, Andreas: Formen referierter Rede. Eine Beschreibung kognitiver, grammatischer, pragmatischer und äußerungslinguistischer Aspekte. Frankfurt/M. 1994 (= *Studia Romanica et Linguistica* 26).
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*, München 1994.

8. Literaturverzeichnis

- Genette, Gérard: Fiktion und Diktion (1991), München 1992.
- Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in 15 Kapiteln, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin 1969.
- Gilbert, Martin: Endlösung: Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas, Reinbek 1982.
- Goodman, Nelson: Fact, Fiction, and Forecast, Cambridge 1955.
- Goodman, Nelson: Weisen der Welterzeugung (1978), Frankfurt/M. 1995.
- Green, Roger L.: Alice's Rail-Journey, in: *Notes and Queries* N.S. 16, 1969, S. 217-218.
- Greiner, Bernd: Die Morgenthau-Legende. Zur Geschichte eines umstrittenen Plans, Hamburg 1995.
- Grice, Paul: Logic and Conversation (1975), in: G., P.: *Studies in the Way of Words*, Cambridge 1991, S. 22-40.
- Gumbrecht, Hans U.: Fiktion und Nichtfiktion, in: *Funkkolleg Literatur*. Studienbegleitheft 3, Weinheim 1976, S. 37-59.
- Hage, Volker: Mein Name sei Ovid. Anmerkungen zu Christoph Ransmayrs *Die letzte Welt*, in: Wittstock, Uwe (Hg.): *Die Erfindung der Welt*. Zum Werk von Christoph Ransmayr, Frankfurt/M. 1997, S. 92-99.
- Haller, Rudolf: Wirkliche und fiktive Gegenstände, in: H., R.: *Facta und Ficta*. Studien zu ästhetischen Grundlagenfragen, Stuttgart 1986, S. 57-93.
- Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*, München 1987 (Stuttgart ¹1957).
- Harshaw (Hrushovski), Benjamin: Fictionality and Fields of Reference, in: *Poetics Today* 5, 1984, S. 227-251.
- Harweg, Roland: *Pronomina und Textkonstitution*. München 1968.
- Heidelberger-Leonard, Irene: „Schreiben (ist) nichts anderes als eine endlose Reihe von Zweifeln, die zugunsten eines Satzes schließlich überwunden werden müssen.“ Fragen an Amanda, in: H.-L., I. (Hg.): *Jurek Becker*, Frankfurt/M. 1992, S. 301-311.
- Heider, Eleanor R. (= Rosch, Eleanor)/Olivier, D.C.: The structure of the color space in naming and memory for two languages, in: *Cognitive Psychology* 3, 1972, S. 337-345.
- Heider, Eleanor R. (= Rosch, Eleanor): „Focal“ color areas and the development of color names, in: *Developmental Psychology* 4, 1971, S. 447-455.
- Heider, Eleanor R. (= Rosch, Eleanor): Universals in color naming and memory, in: *Journal of Experimental Psychology* 93, 1972, S. 10-20.
- Helbig, Holger et al. (Hgg.): *Johnsons „Jahrestage“*. Der Kommentar, Göttingen 1999.
- Helbig, Holger: In einem anderen Sinn Geschichte. Erzählen und Historie in Uwe Johnsons *Jahrestagen*, in: Fries, Ulrich/Helbig, Holger (Hgg.): *Johnson-Jahrbuch* 2, Göttingen 1995, S. 119-133.

- Herman, David: Scripts, Sequences, and Stories: Elements of a Postclassical Narratology, in: *Publications of the Modern Language Association of America (PMLA)* 112, 1997, S. 1046-1059.
- Hernadi, Paul: Clio's Cousins: Historiography as Translation, Fiction and Criticism, in: *New Literary History* 7, 1976, S. 247-257.
- Hildebrandt, Rolf: Nonsense-Aspekte der englischen Kinderliteratur, Hamburg 1962.
- Hobbs, Jerry R.: Literature and Cognition, Stanford 1990 (= *CSLI Lecture Notes* 21).
- Holmes, Roger W.: The Philosopher's *Alice in Wonderland* (1959), in: Phillips, Robert (Hg.): *Aspects of Alice. Lewis Carroll's Dreamchild as seen through the Critics' Looking-Glasses*, New York 1971, S. 159-174.
- Hölter, Achim: „Nur ein düsteres Theater“? Bemerkungen zu Christoph Ransmayrs *Morbus Kitahara*, in: Marx, Friedhelm/Meier, Andreas (Hgg.): *Der europäische Roman zwischen Aufklärung und Postmoderne. Festschrift zum 65. Geburtstag von Jürgen C. Jacobs*, Weimar 2001, S. 229-247.
- Horstkotte, Gudrun: Sprachliches Wissen: Lexikon oder Enzyklopädie?, Bern 1982 (= *Studien zur Sprachpsychologie* 9).
- Hume, David: *A Treatise of Human Nature*. Reprinted from the Original Edition in Three Volumes, hrsg. v. Selby-Bigge, L. A., Oxford 1965.
- Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk*, Tübingen²1960.
- Janacs, Christoph: Die Verdunkelung des Blicks, in: *Literatur und Kritik* 30, 1995, S. 96-101.
- Japp, Uwe: Die literarische Fiktion, in: Hilmes, Carola/Mathy, Dietrich (Hgg.): *Die Dichter lügen nicht. Über Erkenntnis, Literatur und Leser*, Würzburg 1995, S. 47-58.
- Kaiser, Alfons: Für die Geschichte. Medien in Uwe Johnsons Romanen, St. Ingbert 1995.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*, Werkausgabe in 12 Bänden, Bd. III und IV, hrsg. v. Weischedel, Wilhelm, Frankfurt/M. 1990.
- Katz, Jerrold J./Fodor, Jerry A.: The structure of a semantic theory, in: *Language* 39, 1963, S. 170-210.
- Keller, Ulrich: *Fiktionalität als literaturwissenschaftliche Kategorie*, Heidelberg 1980.
- Kiderlen, Elisabeth: Nachwort, in: Meinhold, Wilhelm: *Maria Schweidler. Die Bernsteinhexe*, hrsg. v. K., E., Frankfurt/M. 1978, S. 251-259.
- Kleinspehn, Thomas: *Lewis Carroll*, Reinbek 1997.
- Klemm, Imma: *Fiktionale Rede als Problem der sprachanalytischen Philosophie*, Königstein 1984 (= *Hochschulschriften Literaturwissenschaft* 65).
- Knoll, Heike: Untergänge und kein Ende: Zur Apokalyptik in Christoph Ransmayrs *Die letzte Welt* und *Morbus Kitahara*, in: *Literatur für Leser* 20, 1997, S. 214-223.
- Kokol, Klaus: Die Angebote der deutschen Reichsregierung an Herrn Heinrich Cresspahl im Jahre 1933. Einige Anmerkungen aus juristischer Sicht, in: Gansel, Carsten/Riedel, Nicolai (Hgg.): *Uwe Johnson zwischen Vormoderne und Postmoderne*, Berlin 1995, S. 299-332.

8. Literaturverzeichnis

- Koopmann, Helmut (Hg.): Thomas-Mann-Handbuch, Stuttgart 1990.
- Korthals, Holger: Spekulation mit historischem Material. Überlegungen zur *alternate history*, in: Zymner, Rüdiger (Hg.): Allgemeine Literaturwissenschaft – Grundfragen einer besonderen Disziplin, Berlin 1999 (= *Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften* 1), S. 157-169.
- Kraft, Thomas: Wortreich Österreich, in: *Neuere Deutsche Literatur* 44, 1/1996, S. 83-103.
- Kreutzer, Eberhard: Lewis Carroll, „Alice in Wonderland“ und „Through the Looking-Glass“, München 1984.
- Kripke, Saul A.: Name und Notwendigkeit (1972), Frankfurt/M. 1993.
- Labov, William: The boundaries of words and their meanings, in: Bailey, Charles-James N./Shuy, Roger W. (Hgg.): *New Ways of Analyzing Variation in English*, Washington D.C. 1973, S. 340-373.
- Lakoff, George/Johnson, Mark: *Metaphors We Live By*, Chicago 1980.
- Lakoff, George: *Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*, Chicago 1987.
- Lamarque, Peter/Olsen, Stein H.: *Truth, Fiction, and Literature. A Philosophical Perspective*, Oxford 1994.
- Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*, Stuttgart⁸1991 (¹1955).
- Lamping, Dieter: Die Parodie, in: Knörrich, Otto (Hg.): *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*, Stuttgart²1991, S. 290-296.
- Landa, Jutta: *Fractured Vision in Christoph Ransmayr's Morbus Kitahara*, in: *The German Quarterly* 71/2, 1998, S. 136-144.
- Landeskarte Österreich. Bundesland Oberösterreich. Maßstab 1:100000, Haupka Verlag, Bad Soden o. J.
- Lang, Ewald: Semantische vs. konzeptuelle Struktur: Unterscheidung und Überschneidung, in: Schwarz, Monika: *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*, Tübingen 1994, S. 25-40.
- Langacker, Ronald W.: *Foundations of Cognitive Grammar, Vol. I: Theoretical Prerequisites*, Stanford 1987.
- Langacker, Ronald W.: *Foundations of Cognitive Grammar, Vol. II: Descriptive Application*, Stanford 1991.
- Lange, Gerhard: *Struktur- und Quellenuntersuchungen zur „Lotte in Weimar“*, Bayreuth 1970.
- Lau, Jörg: Ein fast perfekter Schmerz, in: *Die Zeit*, 17.9.1998.
- Lausberg, Heinrich: *Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie*, Ismaning¹⁰1990.
- Lem, Stanisław: *Philosophie des Zufalls. Zu einer empirischen Theorie der Literatur*, Frankfurt/M. 1985.

- Lem, Stanislaw: Tzvetan Todorovs Theorie des Phantastischen, in: Zondergeld, Rein A. (Hg.): Phaïcon 1, Frankfurt/M. 1974, S. 92-122.
- Lenz, Bernd: Factifiction – Agentenspiele wie in der Realität. Wirklichkeitsanspruch und Wirklichkeitsgehalt des Agentenromans, Heidelberg 1987.
- Lewis, David: Truth in Fiction, in: *American Philosophical Quarterly* 15, 1978, S. 37-46.
- Löffler, Sigrid: „... das Thema hat mich bedroht“. Gespräch [Christoph Ransmayrs] mit Sigrid Löffler über *Morbus Kitahara* (Dublin 1995), in: Wittstock, Uwe (Hg.): Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr, Frankfurt/M. 1997, S. 213-219.
- Lösel, F.: The first German translation of *Alice in Wonderland*, in: *Hermathena* 99, 1964, S. 66-79.
- Mango, Susan: Alice in two Wonderlands: Lewis Carroll in German, in: *Sub-Stance* 16, 1977, S. 63-84.
- Mann, Thomas: Selbstkommentare: „Lotte in Weimar“, hrsg. v. Wysling, Hans, Frankfurt/M. 1995.
- Marquard, Odo: Kunst als Antifiktio – Versuch über den Weg der Wirklichkeit ins Fiktive, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): Funktionen des Fiktiven, München 1983, S. 35-54.
- Martin, Graham D.: A New Look at Fictional Reference, in: *Philosophy* 57, 1982, S. 223-236.
- Martínez-Bonati, Félix: Fictive Discourse and the Structures of Literature: A Phenomenological Approach, Ithaca 1981.
- Martínez-Bonati, Félix: On Fictional Discourse, in: Mihailescu, Calin-Andrei/Harmahneh, Walid (Hgg.): Fiction Updated: Theories of Fictionality, Narratology, and Poetics, Toronto 1996, S. 65-75.
- Matthews, Charles: Satire in the Alice Books, in: *Criticism* 12, 1970, S. 105-119.
- Mausbach, Wilfried: Zwischen Morgenthau und Marshall. Das wirtschaftspolitische Deutschlandkonzept der USA 1944-1947, Düsseldorf 1996 (= *Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte* 30).
- Mecklenburg, Norbert: Die Erzählkunst Uwe Johnsons. Jahrestage und andere Prosa, Frankfurt/M. 1997.
- Mecklenburg, Norbert: Zur gemeinsamen Entstehung von *Heute Neunzig Jahr* und *Jahrestage*. Eine philologische Studie, in: Johnson, Uwe: *Heute Neunzig Jahr*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Norbert Mecklenburg, Frankfurt/M. 1996, S. 147-193.
- Mercadal, Dennis: A Dictionary of Artificial Intelligence, New York 1990.
- Milner, Florence: The Poems in *Alice in Wonderland*, in: Phillips, Robert (Hg.): Aspects of Alice. Lewis Carroll's Dreamchild as seen through the Critics' Looking-Glasses, New York 1971, S. 245-252.
- Minsky, Marvin: A Framework for Representing Knowledge, in: Winston, Patrick H. (Hg.): *The Psychology of Computer Vision*, New York 1975, S. 211-277.

8. Literaturverzeichnis

- Müller, Hanno: Wenn es anders gekommen wäre, in: *Thüringer Allgemeine*, 2.10.1999.
- N. N.: Kohl im Exil am Wolfgangsee. Das politische Buch, in: *Südwestpresse*, 12.2.2000.
- N. N.: Lesung mit Christian von Ditfurth. Sein neues Werk ist Satire über „Deutschland nach dem Sieg des Sozialismus“, in: *Der Tagesspiegel* (Berlin), 29.10.1999.
- N. N.: Walter Kempowskis Harzreise. Erläutert. Carl Hanser Verlag: Den Freunden des Hauses zum Jahreswechsel 1974/75, München 1974.
- Neumann, Bernd: Wiederholte Spiegelungen, Metamorphosen, Correspondances – Zuordnungsprinzipien im Werk Uwe Johnsons, in: Gansel, Carsten/Riedel, Nicolai (Hgg.): Uwe Johnson zwischen Vormoderne und Postmoderne, Berlin 1995, S. 17-29.
- Neumann, Thomas: „Mythenspur des Nationalsozialismus“. Der Morgenthauplan und die deutsche Literaturkritik, in: Wittstock, Uwe (Hg.): Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr, Frankfurt/M. 1997, S. 188-193.
- O'Brien, Hugh B.: Alice's Journey in „Through the Looking-Glass“, in: *Notes and Queries* N.S. 14, 1967, S. 380-382.
- Paulsen, Wolfgang: Innenansichten. Uwe Johnsons Romanwelt, Tübingen 1997.
- Pavel, Thomas G.: Fictional Worlds, Cambridge 1986.
- Pérez, María C.: Translators in Wonderland: A Study of the Tempo-cultural Aspects of Alice in Wonderland, in: *Babel* 41, 1995, S. 86-109.
- Pestalozzi, Karl: Achim alias Täve Schur. Uwe Johnsons zweiter Roman und seine Vorlage, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 6, 1963, S. 479-486.
- Pitcher, George: Wittgenstein, Nonsense, and Lewis Carroll, in: Rosenbaum, Stanford P. (Hg.): English Literature and British Philosophy. A Collection of Essays, Chicago 1971, S. 229-250.
- Podro, Michael: Fiction and Reality in Painting, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): Funktionen des Fiktiven, München 1983, S. 225-237.
- Putnam, Hilary: Sprache und Wirklichkeit, in: P., H.: Von einem realistischen Standpunkt. Schriften zu Sprache und Wirklichkeit, Reinbek 1993, S. 52-77.
- Putnam, Hilary: The Meaning of „Meaning“, in: Gunderson, Keith (Hg.): Language, Mind and Knowledge. Minneapolis 1975 (= *Minnesota Studies in the Philosophy of Science* 7), S. 215-271.
- Quillian, Ross M.: Semantic memory, Cambridge 1966 (= *Univ. Diss. Pittsburgh, Pa., Carnegie Institute of Technology*, 1962).
- Quillian, Ross M.: Semantic memory, in: Minsky, Marvin (Hg.): Semantic Information Processing, Cambridge 1968, S. 227-270.
- Reichert, Klaus: Lewis Carroll. Studien zum literarischen Unsinn, München 1974.
- [RGBI] Reichsgesetzblatt, hrsg. v. Reichsministerium des Innern, Berlin.
- [RLW] Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, hrsg. v. Weimar, Klaus et al., Berlin 1997 ff.

- Rock, David: Christoph Hein und Jurek Becker: zwei kritische Autoren aus der DDR über die Wende und zum vereinten Deutschland, in: *German Life and Letters* 50, 1997, S. 182-200.
- Rödiak, Christoph: Prolegomena zu einer Poetik des Kontrafaktischen, *Poetica* 25, 1993, S. 262-281.
- Ronen, Ruth: *Possible Worlds in Literary Theory*, Cambridge 1994.
- Rorty, Richard: Is there a problem about fictional discourse?, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): *Funktionen des Fiktiven*, München 1983, S. 67-93.
- Rosch, Eleanor: Human Categorization, in: Warren, Neil (Hg.): *Studies in Cross-Cultural Psychology*, London 1977, S. 1-49.
- Rosch, Eleanor: Natural Categories, in: *Cognitive Psychology* 4, 1973, S. 328-350.
- Rosch, Eleanor: Principles of categorization, in: Rosch, Eleanor/Lloyd Barbara B. (Hgg.): *Cognition and Categorization*, Hillsdale 1978, S. 27-48.
- Routledge Encyclopedia of Philosophy, hrsg. v. Craig, Edward, London 1998.
- Rühling, Lutz: Fiktionalität und Poetizität, in: Arnold, Heinz L./Detering, Heinrich (Hgg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, München 1996, S. 25-51.
- Rumelhart, David E.: Schemata: The Building Blocks of Cognition, in: Spiro, Rand J. et al. (Hgg.): *Theoretical Issues in Reading Comprehension: Perspectives from Cognitive Psychology, Linguistics, Artificial Intelligence, and Education*, Hillsdale 1980, S. 33-58.
- Russell, Bertrand: On Denoting, in: *Mind* 14, 1905, S. 479-493.
- Ryan, Marie-Laure: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure, in: *Poetics* 9, 1980, S. 403-422.
- Ryan, Marie-Laure: *Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory*, Bloomington 1991.
- Schank, Roger C./Abelson, Robert P.: Scripts, plans, and knowledge, in: Johnson-Laird, Philip N./Wason, Peter C. (Hgg.): *Thinking. Readings in Cognitive Science*, Cambridge 1977, S. 421-432.
- Scheffel, Michael: „Ausländer des Gefühls“ – Das geteilte Deutschland im Spiegel der Literatur. Ein Rückblick auf drei Romane von Wolfgang Koeppen, Arno Schmidt und Uwe Johnson, in: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 31, 1998, S. 3-19.
- Schmidt, Siegfried J.: Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur, Frankfurt/M. 1994.
- Schmidt, Siegfried J.: The fiction is that reality exists, in: *Poetics Today* 5, 1984, S. 253-274.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: „Keinem bleibt seine Gestalt“. Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt*, in: Wittstock, Uwe (Hg.): *Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt/M. 1997, S. 100-112.

8. Literaturverzeichnis

- Schoenke, Eva: Neuere Entwicklungen in der Textlinguistik, in: Wagner, Karl Heinz/ Wildgen, Wolfgang (Hgg.): *Kognitive Linguistik und Interpretation*, Bremen 1994 (= *Blick, Bremer Linguistisches Kolloquium* 5), S. 77-105.
- Scholes, Robert: Language, Narrative, and Anti-Narrative, in: *Critical Inquiry* 7, 1980, S. 204-212.
- Schwarz, Monika: Einführung in die Kognitive Linguistik, Tübingen²1996.
- Schwarz, Monika: Kognitive Semantik – State of the Art und Quo vadis?, in: S., M. (Hg.): *Kognitive Semantik/Cognitive Semantics. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*, Tübingen 1994, S. 9-21.
- Searle, John R.: The logical status of fictional discourse, in: S., J. R.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*, Cambridge 1979, S. 58-75.
- Seiler, Bernd W.: Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert, Stuttgart 1983.
- Seiler, Bernd W.: Von Wendisch Burg nach Jerichow. Anmerkungen zu Uwe Johnsons imaginärer Topographie, in: *Wirkendes Wort* 38, 1988, S. 88-111.
- Sidney, Sir Philip: The Defence of Poesie (1595), in: *The Prose Works of Sir Philip Sidney*, hrsg. v. Feuillerat, Albert, Bd. III, Cambridge 1968, S. 3-46.
- Simanowski, Roberto: Die DDR als Dauerwitz, in: *NDL. Zeitschrift für deutschsprachige Literatur und Kritik* 2, 1996, S. 156-163.
- Spoor, André: Der kosmopolitische Dörfler. Christoph Ransmayrs wüste Welten, in: Wittstock, Uwe (Hg.): *Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt/M. 1997, S. 181-187.
- Spufford, Francis: Die weißen Flecken ausfüllen, in: Wittstock, Uwe (Hg.): *Die Erfindung der Welt. Zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt/M. 1997, S. 70-73.
- Stabrey, Anne: SWR-Buchtip: Christian von Ditfurth: Die Mauer steht am Rhein, *Südwestrundfunk*, 25.8.1999.
- Steinmetz, Horst: *Suspensive Interpretation. Am Beispiel Franz Kafkas*, Göttingen 1977.
- Stempel, Wolf-Dieter: Fiktion in konversationellen Erzählungen, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): *Funktionen des Fiktiven*, München 1983, S. 331-356.
- Strawson, Peter F.: On Referring, in: *Mind* 59, 1950, S. 320-344.
- Ströker, Elisabeth: Zur Frage der Fiktionalität theoretischer Begriffe, in: Henrich, Dieter/Iser, Wolfgang (Hgg.): *Funktionen des Fiktiven*, München 1983, S. 95-118.
- Thomas, Donald: *Lewis Carroll. A Portrait with Background*, London 1996.
- Thürnau, Donatus: *Gedichtete Versionen der Welt. Nelson Goodmans Semantik fiktionaler Texte*, Paderborn 1994.
- Todorov, Tzvetan: *Einführung in die phantastische Literatur*, Frankfurt/M. 1975.
- Ungerer, Friedrich/Schmid, Hans-Jörg: *An Introduction to Cognitive Linguistics*, London 1996.

- Vaihinger, Hans: Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit aufgrund eines idealistischen Positivismus, Leipzig ³1918.
- Weber, Dietrich: Die Satire, in: Knörrieh, Otto (Hg.): Formen der Literatur in Einzeldarstellungen, Stuttgart ²1991, S. 319-325.
- Weber, Dietrich: Erzählliteratur. Schriftwerk – Kunstwerk – Erzählwerk, Göttingen 1998.
- Weber, Dietrich: Kleine Logik der Gespenstergeschichte, in: W., D. (Hg.): Gespenstergeschichten, Stuttgart 1989, S. 484-512.
- Weber, Dietrich: Skizze zum Erzähler, in: *Wirkendes Wort* 41, 1991, S. 471-487.
- Weber, Dietrich: Theorie der analytischen Erzählung, München 1975.
- Website der „Faculty of Humanities“ der University of the West of England, Bristol: <http://humanities.uwe.ac.uk>.
- Website der „Gedenkstätte Konzentrationslager Mauthausen“: <http://www.mauthausenmemorial.gv.at>.
- Website der Gedenkstätte „Haus der Wannseekonferenz“: <http://www.ghwk.de>.
- Website der ökologischen Abteilung der Universität São Paulo: <http://eco.ib.usp.br>.
- Website des „American Museum of Natural History“: <http://www.amnh.org>.
- Website des „Simon-Wiesenthal-Centers“: <http://motlc.wiesenthal.com>.
- Website des „Vereins Widerstands-Museum & KZ-Gedenkstätte Ebensee“: <http://www.swe.uni-linz.ac.at>.
- Weckbrodt, Heiko: Greiser Willy Brandt als letzte Bastion des Kapitalismus. Christian v. Dittfurth beschreibt die Geschichte der westdeutschen Wendehele nach dem Gorbatschow-Sturz 1988, in: *Dresdner Neueste Nachrichten*, 19.1.2000.
- Weinrich, Harald: Linguistik der Lüge, Heidelberg 1966.
- Weiß, Hermann (Hg.): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, Frankfurt/M. 1999.
- Werlich, Egon: Typologie der Texte. Entwurf eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik, Heidelberg 1975.
- White, Hayden V.: Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Stuttgart 1991.
- Widmann, Gudrun: „Eine Art Information in der Form der Erzählung“. Die Darstellung der Vor- und Frühgeschichte der DDR in Uwe Johnsons *Jahrestagen*, Frankfurt/M. 1991.
- Williams, Sidney H. et al.: The Lewis Carroll Handbook, revised edition, Folkestone 1979.
- Wimmer, Rainer: Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen, Tübingen 1979 (= *Reihe germanistische Linguistik* 19).
- Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen (1953), in: W., L.: Werkausgabe, Bd. I, Frankfurt/M. 1995, S. 225-580.

8. Literaturverzeichnis

- Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus (1921), in: W., L.: Werkausgabe, Bd. I, Frankfurt/M. 1995, S. 7-85.
- Wittstock, Uwe: Leben zwischen Manta und Mazda, in: Reich-Ranicki, Marcel (Hg.): Frankfurter Anthologie, Bd. 20, Frankfurt/M. 1997, S. 227-229.
- Wolterstorff, Nicholas P.: Works and Worlds of Art, Oxford 1980.
- World War II in Europe. An Encyclopedia, hrsg. v. Zabecki, David T., New York 1999.
- Wörtche, Thomas: Phantastik und Unschlüssigkeit. Zum strukturellen Kriterium eines Genres. Untersuchungen an Texten von Hanns Heinz Ewers und Gustav Meyrink, Meitingen 1987.
- Wulf, Meike: Rezension von: Christian von Ditfurth: Die Mauer steht am Rhein, <http://www.ddr-im-www.de>.
- Zimmermann, Friedrich W.: Episches Präteritum, episches Ich und epische Normalform, in: *Poetica* 4, 1971, S. 306-324.
- Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literatur, Berlin 2001 (= *Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften* 2).
- Zymner, Rüdiger: Uneigentlichkeit. Studien zur Semantik und Geschichte der Parabel, Paderborn 1991.

Abbildungsnachweis

Abbildung 4, S. 117 aus: *Walter Kempowskis Harzreise*, Carl Hanser Verlag 1974, S. 31. Mit freundlicher Genehmigung von Walter Kempowski.

© Albrecht Knaus Verlag

▼ Fiktion und Wirklichkeit – von diesem Begriffspaar ist die literaturwissenschaftliche Fiktionalitätsdebatte traditionell geprägt. Auffallend bleibt dabei jedoch ein Widerspruch zwischen Literaturtheorie und der Praxis der Textanalyse. Denn was den „Realien“ aus literaturästhetischen Erwägungen häufig abgesprochen wird, bestätigt indirekt die Interpretationspraxis: die Wichtigkeit nichtfiktionaler Elemente für das Textverständnis.

Mit der vorliegenden Studie wird der Versuch unternommen, die Dichotomie von Fiktion und Wirklichkeit aufzugeben zugunsten eines Modells, das dem kognitiven Charakter sprachlicher Bedeutungen Rechnung trägt und es so ermöglicht, der Funktion nichtfiktionaler Konzepte als Orientierungspunkte bei der Sinnkonstitution fiktionaler Erzähltexte gerecht zu werden. Dabei werden Ergebnisse der kognitiven Semantik für die Literaturwissenschaft fruchtbar gemacht, um ein neues theoretisches Fundament zur Differenzierung zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Teilen fiktionaler Erzählliteratur zu schaffen.

Eine textnahe Typologie der Verwendungsweisen nichtfiktionaler Elemente sowie ausführliche Fallstudien zu Texten von so unterschiedlichen Autoren wie Uwe Johnson, Christoph Ransmayr und Lewis Carroll verankern die theoretischen Überlegungen in der konkreten Textanalyse.